Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

Bilder ohne Heiligenscheine

von

Moritz Busch.

Zweiter Band.

Leipzig,

Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

1861.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Inhalt.

VIII.

Sitten und Zustände Jerusalems. — Die Religionsparteien. — Die fränkische Gesellschaft.

Wie viele Einwohner Jerusalem hat, ist mit Genauigkeit noch nicht festgestellt. Während Einige herausrechnen wollen, daß die Zahl derselben nicht unter 24,000 beträgt, äußerte sich Consul Rosen dahin, daß man nicht mehr als 16,000 annehmen dürfe. Die Christen sollen etwas über vierthalbtausend, die Juden über fünftausend Köpfe stark sein. Der Rest gehört dem Islam an. Die Hauptsprache ist wie in allen syrischen Orten die arabische. Nächst dieser hört man am häufigsten italienisch und neugriechisch sprechen, außerdem französisch, englisch, deutsch und russisch, sowie türkisch, letzteres vorzüglich von der Umgebung des Pascha und den Armeniern. Die lateinischen Mönche gehören fast ohne Ausnahme den romanischen Nationen an. Ich traf unter ihnen nur zwei Deutsche. Die Zahl der Einwohner, welche nicht Unterthanen des Sultans sind, sondern unter dem Schutze der Consulate leben, beläuft sich auf circa zweitausend. Die Hauptmasse derselben besteht aus östreichischen und russischen Juden.

Die Sitten der Eingebornen sind im Allgemeinen denen in den übrigen von Arabern bewohnten Städten gleich, nur scheint hier weniger Liederlichkeit zu herrschen als in Aegypten,

dem Lande der Gawassi, ein Verhältniß, welches sich dem mittelalterlichen Jerusalem nicht nachsagen ließ. Auch Betrunkene trifft man selten, und dann sind es russische Pilger oder deutsche Handwerksburschen. Im Uebrigen stehen die Jerusalemer eben nicht in vorzüglich gutem Ruf; denn sie gelten für lügenhaft, träge und feig. Als Bewohner der heiligen Stadt halten die Bekenner aller Religionen strenger als ihre Glaubensgenossen in andern Ländern auf die Beobachtung der kirchlichen Gebräuche. Ein Mohammedaner, der Wein trinkt, ein Jude, der sich nicht genau an die Vorschriften des Talmud hält, ein Katholik, der nur gelegentlich die Messe besucht, ein Protestant, der sich bloß zum Vormittagsgottesdienst, nicht auch Nachmittags in der Kirche einstellt, gilt hier schon für einen halben Ungläubigen. Die junge Türkei mit ihrem fränkischen Rockschnitt, ihrer Kravatte, ihren Hosenstegen und Lackstiefelchen ist in El Kods kaum vertreten, und ebensowenig haben Reformjuden sich zur Geltung zu bringen vermocht. Es darf hier nichts geändert werden bis Meschiach kommt, war die Antwort, die ihnen das alte Jeruschalajim auch auf verständige und heilsame Anträge gab.

Schlimmer als die obengenannten Fehler der Bewohner Jerusalems ist der Geist der Streitsucht und das bis zur Wuth ausartende Streben, sich einander den Rang abzulaufen, welches die einzelnen Sekten mit Ausnahme der Moslemin erfüllt und die Sekten wieder nach Nationen, ja nach Persönlichkeiten spaltet. Stritte man sich um Glaubenssachen, so wäre doch einiger Verstand dabei. So aber wird ein Grieche oder Armenier, nach dem Unterschied zwischen seiner Kirche und den andern gefragt, nur anzuführen wissen, daß die Fasten andere seien oder das Kreuz anders geschlagen werde, und so ist es die reine Bestialität, welche die Köpfe erhitzt, und höchstens noch der Ehrgeiz, die erste Rolle am heiligen Grabe zu spielen, und die Begier, es mit den dazu gestifteten Pfründen ganz allein zu besitzen. Es ist, als ob ein Fluch auf dieser Stätte läge, der aus dem Boden fortwährend neue Gegenstände der Eifersucht, neue Gelegenheit zu Reibungen hervorwachsen ließe, und

ich möchte nach meinen Erfahrungen und Erkundigungen annehmen, daß es auf Erden keine Stadt von gleicher Größe giebt, in welcher der Baum der Zankäpfel so wohl gedeiht, in der mit solcher Erbitterung, solcher Unversöhnlichkeit und solchen schmachvollen Mitteln gestritten wird, als in dieser, die man mit so viel Emphase in allen Zungen die heilige nennt.

In der That, es geht Jerusalem wie den Jerichorosen, die es den Pilgern verkauft. Wie diese holzige dürre Siliquose ihren Namen davon hat, daß sie nicht in Jericho, sondern wenigstens hundert Meilen von dort wächst und eher allen andern Pflanzen zwischen den beiden Polen der Erdkugel als der Rose gleicht, genau so paßt der Name Friedensstadt, mit dem man Jerusalem zu übersetzen beliebt hat. Es ist ein lucus a non lucendo im eminenten Sinn, und man müßte jene oft wiederholte Bezeichnung für bösartige Ironie halten, wenn man nicht wüßte, daß die, welche sie im Munde führen, die Erde vor lauter Himmel, die Gegenwart vor lauter Erinnerungen an die Vergangenheit nicht sehen.

Beweise für dieses Urtheil, Beispiele der Art, in der man sich bekämpft, werden später folgen. Hier nur so viel, daß, abgesehen von der großen Spaltung zwischen Griechen und Lateinern und von den erwähnten Knüppelschlachten, welche sich die orthodoxe und die lateinische oder die armenische Kirche alljährlich im Angesicht des heiligen Grabes liefern, die Partei der Römisch-Katholischen in eine Fraction der Mönche und eine Fration des Patriarchen, in eine östreichische und eine französische zerfällt, daß die Bekenner der rechtgläubigen morgenländischen Kirche sich in einer griechischen und einer russischen Partei gegenüberstehen, unter den Russen wieder eine geistliche und eine sehr weltlich gesinnte Schule um den Vorrang streitet, daß ferner die Protestanten in Anhänger des Bischofs und Anhänger des englischen Consuls geschieden sind, die sich ebenfalls aufs gründlichste hassen, aufs lebhafteste verleumden und anfeinden, und daß endlich das Volk Israel in mehr als ein halbes Dutzend streng von einander ge-

schiedene, fortwährend mit einander Krieg führende Sekten gespalten ist.

Die Moslemin kennen unter sich keinen solchen Zank. Der Islam weiß jetzt mit Ausnahme der beiden großen Parteien der Sunniten und Schiiten nur von Schulen, nicht von sich wechselseitig verketzernden Sekten. Ueber die „Wurzeln" des Glaubens herrscht vollkommene Uebereinstimmnng. Nur in Betreff der „Zweige", d. h. einiger Rechtssätze, welche die Scholastiker der mohammedanischen Welt aus dem Koran und andern normgebenden Ueberlieferungen abgeleitet haben, sowie einiger Ritualvorschriften gehen die Meinungen auseinander. Daraus entwickelten sich die Schulen oder Riten der Chanafiten, der Schafeiten, der Hambaliten und der Malikiten. Die Chanafiten, davon benannt, daß sie die religiöse Waschung nur in fließendem Wasser vollziehen zu dürfen glauben, weshalb sich in ihren Moscheen stets eine Chanafijeh, d. h. ein hochstehender Wasserbehälter mit Röhren, aus denen das flüssige Element herabfällt, befindet, sind jetzt wie in der ganzen europäischen Türkei und in Kleinasien so auch in Jerusalem bei weitem die zahlreichsten. Die Schafeiten, welche früher in El Kods fast allein herrschten, haben gegenwärtig hier nur noch wenige Anhänger. Ihr Gebiet beschränkt sich auf Kairo, einzelne Theile des Nildelta und Arabien, während die Malikiten ihren Sitz in Oberägypten haben. Die Hambaliten zählen blos noch einige Gemeinden im westlichen Nordafrika zu den Ihrigen. Beobachten die Mohammedaner Jerusalems gewissenhafter die Vorschriften ihres Glaubens, so ist nach mancherlei Zeichen anzunehmen, daß der alte religiöse Geist auch unter ihnen nicht mehr lebt, und so vermochte die Aufregung, die in Folge der Revolution in Indien durch die ganze mohammedanische Welt ging, in ihnen auch nur den alten Christenhaß wieder zu entzünden*). Sie kennen aber

*) Woher Pastor Wolf die Behauptung hat, der Koran sei „das Lesebuch der Mohammedaner jeden Standes in den Tagen der Kindheit

die Macht der Franken zu gut, um sich Thätlichkeiten zu erlauben, wie sie früher vorkamen und wie sie in dem der abendländischen Civilisation ferner liegenden und fanatischeren Damaskus erst neuerdings sich wiederholten. Wenn türkische Würdenträger zusammen sind, sagte mir eine verläßliche Autorität, so ist das Thema ihrer Unterhaltung beinahe stets der Untergang des Sultanreiches, und selten findet sich einer, der nicht fürchtet, denselben erleben zu müssen.

Man kann aber auch nach dem, was in Jerusalem geschieht, nur wünschen, daß die Katastrophe bald eintrete. Die Geschäfte werden von den Beamten nur dann mit Eifer gefördert, wenn für den Verwalter oder Richter ein Vortheil dabei herausspringt, und schreiende Willkür, dreiste Bestechlichkeit, grobe Pflichtverletzung sind von den Kreisen des Paschas Sureyah herab bis zu den untersten an der Tagesordnung. Nur mit den Soldaten scheint man eine Ausnahme zu machen. Sie stecken zwar im gröbsten Tuch, und ihre Fußbekleidung erweckt tiefes Mitleid mit ihren Sohlen und Zehen. Ihre Bewaffnung aber — sie besteht zum Theil aus Miniébüchsen — ist vortrefflich, die Kasernen sind reinlich, die Verpflegung mit Lebensmitteln soll tadellos sein; auch werden sie auf dem Exercierplatz in dem Olivenwäldchen am Herodesthor fleißig im Bajonnetfechten und Manövriren geübt. Alle übrigen Unterthanen des Padischah, etliche Effendis (Patricierfamilien) ausgenommen, sind für die Beamten nur eine Heerde, die man schiert und melkt, wo sich irgend Gelegenheit findet.

Bei Criminaluntersuchungen steckt man möglichst viele Verdächtige ein, nicht sowol, um dem Verbrechen auf die Spur zu

---

und des Mannesalters", ist räthselhaft; denn von den Türken und Arabern Jerusalems können, wie ich aus bester Quelle weiß, keine dreihundert lesen. Noch unverantwortlicher aber ist es, wenn derselbe Reisende meint, der Moslem sei vielleicht der empfänglichste Mensch für das Christenthum. Er ist nächst dem Hindu sicher der unempfänglichste.

kommen, als um viel Geld für Loslassung einzukassiren. Der reiche Uebelthäter hat, wie man sagt, immer die Straflosigkeit im Beutel. Bei Civilsachen ist es ebenso. Niemand, der plötzlich Besitz von Vermögen verräth, ist sicher, daß die Beamten ihm nicht eine Falle stellen, die ihnen einen Antheil am Glückswechsel des Betreffenden verschafft. Wünscht z. B. jemand zu bauen, so hat er allerdings innerhalb seines Grundes und Bodens das Recht dazu, nur muß er sich natürlich in Acht nehmen, nicht ein Recht des Nachbars damit zu verletzen. Aus dieser billigen Beschränkung gehen nun die ärgsten Hudeleien der Baulustigen hervor. Sobald die ersten Steine herbeigeschafft sind, melden sich die Blutsauger. Der Baschkiatib (Schreiber des Kadi, Stadtsekretär) hetzt einen Anwohner auf, gegen den Bau Einspruch zu thun, da er ihm den Luftzug verderbe, ihm ein Gewölbe beschwere oder sonstwie seinen Besitz beeinträchtige. Kaum ist die Klage bei demselben Baschkiatib angebracht, so wird sofort, gleichviel ob sie begründet ist oder nicht, der Bau gehindert, die Bauleute in das Gefängniß geschleppt, das Material mit Beschlag belegt. Vergebens remonstrirt der Bauherr, umsonst bittet er, die Sache untersuchen zu lassen. Man hat keine Zeit dazu, und so bleibt dem Armen nichts übrig, als den Beamten bei Seite zu nehmen und sich mit ihm über die Summe zu verständigen, für die der Weiterbau gestattet wird. Dann geht alles ohne Verzug seinen natürlichen Gang, den Bauleuten werden die Gefängnißthüren aufgethan, und von dem Recht des Nachbars, den der Baschkiatib mit einem Theil der erpreßten Summe belohnt, ist weiter keine Rede.

Ebenso verfahren die Behörden in andern Beziehungen, um Geld wird allenthalben das Recht gebeugt, für Geld kauft man in allen Beziehungen werthvolle Gunst, der Kleinbürger und der Bauer steuert fast bei jeder Gelegenheit außer der Regierung zugleich dem Säckel der höhern und niedern Beamten. Auch die Accise an den Thoren wird zu Erpressungen benutzt.

Doch greifen hier gelegentlich die Consuln ein. Als Herr

von Pizzamano erst kurze Zeit hier war, verweigerte der Mauthbeamte am Jaffathor, vermuthlich im Glauben, der Consul kenne die Verhältnisse noch nicht, mit Trauben für östreichische Unterthanen beladene Kameele einzulassen, bevor der gesetzliche Zoll erlegt sei. Der Consul ließ ihm sagen, aus den Trauben solle Wein für den Hausbedarf gepreßt werden, und für solche sei freie Einfuhr ausbedungen. Der Zöllner wollte davon nichts wissen, und von Pizzamano wendete sich nun an die Behörde, indem er sich auf die Verträge berief. Sehr höfliche Antwort, man habe davon keine Kenntniß, indeß wolle man deshalb an die Oberbehörde in Beirut schreiben. Erwiderung des Consuls, das werde seinen Schutzbefohlenen nichts nützen, da die Trauben inzwischen verderben müßten. Umsonst, die Antwort blieb dieselbe: man könne nicht wider den Zollbeamten. Da resolvirte der Consul sich kurz und gebot seinem Kawassen, sich an die Spitze der Kameele zu stellen, sie hereinzuführen, und wenn der Mauthner sich widersetze, zu thun, was ihm nützlich scheine. Dies geschah: der Mann im Thor wollte einschreiten, da riß der Kawaß sein Pistol aus dem Gürtel und drohte ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und siehe da, jetzt zogen die Kameele ungehindert ein. Am andern Tag aber erschienen die türkischen Behörden beim Consul und baten um Entschuldigung des Mißverständnisses. Es war in Wirklichkeit eins gewesen, aber kein Mißverständniß der Sache, sondern der Person, mit der man es zu thun gehabt.

Eine Probe der Gerechtigkeitsliebe des Paschas ist im vorigen Capitel mitgetheilt. Er gilt für einen geschickten Diplomaten, der besser als sein Vorgänger zwischen den Ansprüchen der verschiedenen Consulate auf Mitregierung zu laviren versteht. Im Uebrigen hat er ein ziemlich verlebtes Aussehen, obwol er nicht viel über die Vierzig hinaus ist, und man sagt ihm nach, daß er — bei Orientalen eine Seltenheit — entweder aus Schwäche oder aus Feigheit nicht gern zu Pferde steige. Für den Fall einer Abberufung hat er wie sein Vorfahr

nach Kräften gesammelt, und so wird er sicher keine Noth zu leiden haben.

Wissenschaftliche Bildung, Sinn für Kunst und Poesie ist unter den Moslemin von El Kods sehr dünn gesäet. Der Mufti der Schafeiten, Schech Mohammed Assad Effendi gilt für einen großen Gelehrten und Dichter. Sein Wissen aber beschränkt sich auf eine gute Bekanntschaft mit dem Koran und seinen morgenländischen Auslegern sowie mit einigen arabischen Poeten wie Motenebbi und Amr El Kais, und seine Poesien erheben sich nach der Kasside, die mir vorliegt, zu urtheilen, nicht über die Mittelmäßigkeit.

Ich gehe zu den Juden über, die nach dem Obigen ungefähr den dritten Theil der Einwohnerschaft Jerusalems repräsentiren, und von denen nahezu anderthalbtausend östreichische Schützlinge sind. Sie zerfallen ihrer Herkunft und Sprache nach in Sepharedim und Aschkenasim, ihrer religiösen Richtung nach in Peruschim, Chassidim und Karaim.

Die Sepharedim sind, wie oben schon kurz bemerkt, spanische Juden, und zwar Abkömmlinge derer, welche, von Isabella der Katholischen vertrieben, sich vorzüglich in den Ländern der Levante ansiedelten. Sie sollen hier in Jerusalem über dreitausend Köpfe zählen und sind sämmtlich türkische Unterthanen. An ihrer Spitze steht ein Chachambaschi (Oberrabbiner), der mit einem Rathe von Rabbinern sowol die religiösen als die weltlichen Angelegenheiten der Gemeinde leitet. Nichtrabbiner haben in Betreff der Verwaltung keine Stimme, die Verfassung ist somit eine aristokratische. Da die herrschende Kaste, der Gelehrtenadel, sich mit nichts Anderm beschäftigt, als mit dem Auswendiglernen des Talmud, und da sie durch ihr Verfahren in den ökonomischen Angelegenheiten der Gemeinde Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hat, so strebt ein Theil der Beherrschten schon seit Jahren nach einer Trennung. Das Gemeindevermögen besteht in einigen kleinen Synagogen, verschiedenen Häusern und Bauplätzen und in Stiftungen, von deren Zinsen Rabbiner be-

zahlt werden, welche zu gewissen Zeiten Gebete für die verstorbenen Stifter herzusagen haben. Dazu kommen die Summen, mit denen sich neue Ankömmlinge in den Gemeindeverband einkaufen müssen, und der Nachlaß der mit Tode abgehenden Mitglieder desselben. Andere Einkünfte fließen aus dem Privilegium der Fleischausschrotung, sowie aus dem Verkauf von Grabstätten. Sehr beträchtlich ist endlich auch der Ertrag der Almosensammlungen in Europa, und zwar kommt den Sepharedim besonders von Amsterdam viel Geld zu. Trotzdem ist die Gemeinde verschuldet, und die Mehrzahl der Einzelnen lebt in drückendster Armuth — warum, wird sogleich erklärt werden.

Aschkenasim leben in Jerusalem etwa 1800. Ihr Name bedeutet Deutsche, aber die meisten sind aus den slavischen Ländern Europas, sowie aus Ungarn und Rumänien eingewandert. Indeß sprechen sie, wie fast alle Israeliten zwischen Rhein, Donau, Ural und Ostsee wenigstens eine Art Deutsch. Sie zerfallen in sechs kleine Congregationen, welche sich gegenseitig auf das leidenschaftlichste anfeinden. Die stärkste dieser Gemeinden ist die der Peruschim oder Pharisäer. Sie wurden mir als echte Nachfolger der alten Pharisäer, als äußerst streitsüchtige Fanatiker, als bigotte Beobachter des Ceremonialgesetzes und als sittenlos geschildert. Alle ihre Familien stammen aus Rußland. Vor einigen Jahren wurden sie von Petersburg zur Rückkehr aufgefordert, und als sie nicht gehorchten, sagte sich die russische Regierung von ihnen los, worauf die meisten unter der östreichischen Flagge Schutz suchten, die ja die des Königs von Jerusalem ist. Sie haben kein geistliches Oberhaupt. Der Sitz ihrer Verwaltung ist Wilna, von wo ihnen ein sehr beträchtliches Jahresalmosen zufließt.

Außerdem giebt es hier eine Gemeinde volhynischer und eine Gemeinde galizischer Chassidim, ferner Chassidim Chabat, Warschauer und Anschehod, kleine Congregationen, von denen keine mehr als hundert Mitglieder zählt. Die Chassidim sind jüdische Mystiker, deren Ansichten an die Gnostiker erinnern. Sie glauben an die

Seelenwanderung und ein eigenthümlich construirtes Geisterreich. Ihr Vorsteher wird Zadik genannt und gilt für eine Art übernatürliches Wesen, das mit den Engeln in Verbindung steht. Was er befiehlt, müssen sie, wie man sagt, bei Strafe der Ausstoßung thun. Gewisse kabbalistische Schriften sollen bei ihnen hohes Ansehen genießen, das Studium des Talmud dagegen ist ihnen Nebensache. Wie es heißt, sind sie weniger sittenlos und nicht so fanatisch wie die Peruschim. Die Galizier unter ihnen trennten sich vor etwa zehn Jahren von den Volhyniern wegen Geldstreitigkeiten, welche auch bei den übrigen kleinen Gemeinden Hauptursache der Entstehung gewesen sind.

Die Gesammtsumme der alljährlich den Juden Jerusalems zufließenden Unterstützungen soll mehr als achtmalhunderttausend Piaster oder circa dreiundfunfzigtausend Thaler preußisch betragen. Die Vertheilung dieser Almosengelder geschieht in verschiedener Weise: als Chaluka, d. h. per Kopf, ohne Rücksicht auf Stand, Geschlecht und Alter, und als Kadima, d. h. nach dem Rang der Einzelnen. In den Gemeinden, wo der erstere Modus gebräuchlich ist, stehen sich alle erträglich, die kinderreichen Familien sogar recht gut. Wo dagegen die Kadima vorherrscht, kleiden die Rabbiner ihre Frauen in Seide und Goldschmuck, während das gemeine Volk kaum genug hat, seine Blöße zu bedecken und seinen Hunger zu stillen. Nicht, daß die hochwürdigen Herren gerade Unterschleif trieben, sie stellen sich nur zu hoch über die Uebrigen und berechnen sich darnach ihren Antheil.

Alle Jahre gehen nach Europa und Nordafrika von Jerusalem Sendboten, um Almosen zu sammeln. Gewöhnlich sind dies junge Rabbiner, denen man damit zu einigem Vermögen verhelfen will. Sie erstehen ihre Beauftragung und Beglaubigung in einer Art Auction und erhalten dafür und für ihre Mühe bei der Rückkehr von der Almosenlese den dritten Theil des Ergebnisses der Collecte.

Im Talmud heißt es: lieber sich mit Aasschinden nähren, als von Almosen leben — ein nobler Grundsatz, der aber leider

von der großen Mehrzahl der jerusalemer Verehrer dieses Buches verschmäht wird. Es gilt geradezu für vornehmer, sich von milden Gaben zu erhalten. Die Statistik weist nach, daß kaum der zwanzigste Theil der israelitischen Bevölkerung wirklich arbeitet, und ziehen wir von der Gesammtzahl die Weiber, die Kinder und die durch Alter oder Krankheit Unfähigen ab, so kommt immer nur auf acht oder neun Bettler ein Arbeiter. Am meisten scheinen sich die Juden auch hier zum Handel hingezogen zu fühlen, doch nicht in dem Maß wie in Deutschland. Unter den Handwerken betreiben sie vorzüglich die Branntweinbrennerei und die Weinbereitung. Demnächst sind die Schneider am stärksten vertreten, nach diesen die Schuster und die Tischler, dann die Bäcker, die ein schönes Weißbrot liefern, welches auch bei den Christen Gnade findet, dann gleich stark die Posamentirer, Goldarbeiter, Buchbinder, Uhrmacher und Barbiere. Schmiede und Maurer, sowie andere Handwerker, deren Beruf einen bedeutenden Aufwand von Körperkraft erfordert, sind sehr selten unter ihnen.

Die Trägen entschuldigen sich entweder mit dem Studium des Talmud, das im heiligen Land allem Andern vorgehen müsse, oder mit dem heißen Klima, welches keine Arbeit gestatte. Es ist aber ein anderer Grund, der sie unfähig macht. Die jerusalemer Juden heirathen zu früh. Unreife Männlein von dreizehn, höchstens sechzehn Jahren werden Weiblein angetraut, die in noch zarterem Alter stehen, und die Folge ist ein kraftloses Geschlecht, das in manchen seiner Exemplare zu viel Mühe hat, sich bei der Hitze auf den Beinen zu erhalten, um daran denken zu können, auch die Hände zu gebrauchen. Andere hindert das Klima nicht an der Arbeit, und es ist bei der hohen Lage Jerusalems und bei dem im Sommer fast jeden Nachmittag wehenden Westwind überhaupt nicht viel heißer als in Mitteleuropa, da das Thermometer selten und nur bei Scirocco mehr als 28 Grad im Schatten zeigt.

Trotz der Schwächlichkeit der jüdischen Kinder und ihrer

damit verbundenen großen Sterblichkeit ist das Volk Israel in Jerusalem ziemlich rasch gewachsen. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts zählte man nur etwa fünfhundert Juden in der Stadt, jetzt wohnen hier mehr als zehnmal so viele. Die Ursache davon ist in der Einwanderung zu suchen, die in manchen Jahren außerordentlich stark war. Selten geschieht es, daß jüdische Pilger nach ihrer heiligen Stadt wallfahrten und sie wieder verlassen. Die meisten kommen, um hier zu sterben, und wie übel es ihnen auch ergehen mag, dennoch fühlen sie sich glücklich. Sehen sie doch alltäglich den heiligen Tempelhügel und die Stätte, wo die Burg Davids stand. Sind sie doch hier erst in ihrer wahren Heimath. Und dann wissen sie ja, daß dem Leibe, der hier begraben wird im Thal Josaphat, kein Wurm nahen darf, und daß die Strafengel, welche nach der Grablegung sich einstellen, um den Todten für die auf Erden begangenen Sünden zu peinigen, hier keinen Zutritt zu den Särgen haben. Endlich ersparen sie sich, wie ihre Chachamim lehren, durch die bei Lebzeiten unternommene Reise zum Ort der allgemeinen Auferstehung die mühselige unterirdische, die sie, wenn die Posaune des Gerichts schallt, antreten müßten. Alles, wie man sieht, mehr oder minder praktische Beweggründe. Und noch praktischer ist der folgende. Niemand weiß genau, wann Meschiach kommen wird. Nur das ist sicher, daß er hier erscheint, und wie, wenn man dann zu spät anlangte? wenn die Schätze des dann aufspringenden Zionsberges, unter dessen Rinde das Herz der Erde mit seinem Gold und Silber, seinen Edelsteinen und seinem Balsam liegt, bei Ankunft des säumig gewesenen Erben schon vertheilt wären?

Eine der Tugenden, welche die hebräische Race auszeichnet, wird auch den hiesigen Juden von Einigen nachgerühmt: eheliche Treue und Familiensinn. Wie sichs damit reimt, daß sie ihre Ehen sehr häufig scheiden und daß unter andern eine von den protestantischen Missionären eine Zeitlang erzogene, bei meiner Anwesenheit erst achtzehnjährige Jüdin bereits Strohwittwe des dritten Mannes war,

weiß ich nicht zu erklären. Ferner kommen unter einem Theil der israelitischen Einwohner Jerusalems Doppelehen vor. Die Sephardim erkennen das im zwölften Jahrhundert unsrer Rechnung gegebene Gesetz Rabbi Gerschons, welches die Vielweiberei der ältern Periode abschaffte, nicht an. Es ist ihnen gestattet, wenn die erste Frau kinderlos bleibt oder nur Mädchen gebiert, zu gleicher Zeit eine zweite zu nehmen. Da die erste aber dann verlangen kann, daß man der Nebenfrau einen besondern Haushalt einrichte, und dies mit beträchtlichen Kosten verknüpft ist, so wird die Erlaubniß nicht oft benutzt, und man zählt jetzt unter den jerusalemer Juden nur fünf, welche in Polygamie leben.

Die Türken und Araber verachten die Juden aufs äußerste. Wenn kein Schimpfwort einen Phlegmatiker in Harnisch bringt, auf den Namen „Jahudi" ist er sofort auf den Beinen, um sich mit Faustschlägen und Fußtritten zu rächen. Auch die Griechen lassen keine Gelegenheit vorüber, dieses Volk, „das den Heiland gekreuzigt", mit Spott und Mißhandlung zu überhäufen, und oft kann man hier wie anderwärts im Orient das Märchen wieder auftischen hören, die Kinder Israel büken ihre Ostermazzen mit dem Blut von Christenkindern. Wie die englische Mission auf dem Zion in das Gegentheil solcher Ungebühr verfiel, die Juden geradezu hätschelte, sie als das erkorene Volk ansah, sich ihnen nach Möglichkeit anbequemte, soll später ausgeführt werden.

Die Karaim, eine Art jüdischer Protestanten, insofern sie nur die Thora sammt den Nebiim und Ketubim anerkennen, den Talmud verwerfen, sind in Jerusalem jetzt nur durch ungefähr ein halb Dutzend Köpfe vertreten. Ihre Synagoge vermochte ich, da niemand wissen wollte, wo sie sei, nicht zu finden. Sie heißen von ihrem Stifter Anan Ibn Daud, der in der Mitte des achten Jahrhunderts zu Bagdad lebte, auch Ananiten. Der Haupsitz der Sekte ist jetzt in der Krim, und man rühmt ihr das Gegentheil der gewöhnlichen jüdischen Charaktermängel nach.

Ein Zwitterding zwischen Juden und Christen sind die sogenannten Ameniten, eine Sekte, die vor einigen Jahren in Deutschland — ich glaube im Würtembergischen — entstand und im Herbst 1858, ihren Propheten, den getauften Juden Samuel Pick an der Spitze, in Jerusalem anlangte.*) Sie lehren in der Hauptsache, daß man statt des Sonntags den Sabbath zu feiern habe, daß das ganze Gesetz gehalten werden müsse, verwerfen den Talmud, aber auch die paulinischen Briefe und meinen, daß die Wiederkunft Christi nahe sei. Pick ist einer der verheißnen Zeugen, welche der Parusie vorangehen sollen. Die Sekte versuchte anfänglich die protestantische Gemeinde der Zionskirche von der Wahrheit dieses neuen Evangeliums zu überzeugen, und als das mißlang, machte sie sich an die Rabbiner, mit denen ihr Führer, ein keineswegs talentloser und im Talmud sowie im Alten Testament wohlbewanderter Kopf, wiederholt disputirte. Indeß waren auch hier keine Proselyten zu gewinnen, und so brach der Prophet nach dem Gebirge am Todten Meer auf, wie Einige behaupten, um mit dort sich aufhaltenden Engeln Rücksprache über sein weiteres Verhalten zu nehmen, nach andern Berichten, um den Beduinen als dem „Volk Moab" seine Lehre vorzutragen. Dort ist er verschwunden. Vermuthlich schlugen ihn die Räuber des Jordanthales todt, vielleicht ist er, von diesen ausgeplündert, in einem Wüstenwadi verschmachtet. Seine Anhänger, aus ungefähr einem Dutzend deutschen Kleinbürgern bestehend, hofften im Frühjahr 1859 noch auf seine Wiederkehr. Doch schienen sich schon mehre überzeugt zu haben, daß ihr Vorhaben, hier ein Neuisrael zu gründen, als gescheitert anzusehen war, und einen sah ich bereits am protestantischen Gottesdienst theilnehmen.

Von den christlichen Sekten spielen die Kopten und die Abyssinier eine ganz untergeordnete Rolle. Die ersteren, welche

*) Eine ähnliche Sekte bestand 1852 und besteht vielleicht noch jetzt in Nordamerika unter dem Namen Christ-Israelites.

eine Gemeinde von ziemlich hundert Seelen bilden, haben ein Kloster in der Straße Akbet El Chader, die letzteren, etwa zwanzig Köpfe stark, besitzen ein kleines ärmliches Kloster an der Ostseite der Grabeskirche. Beide sind Jakobschristen und Monophysiten.

Ebenfalls nur schwach vertreten sind die Syrer, die gleichermaßen zu den Jakobiten zählen. Nach dem Untergang des Kreuzritterkönigthums waren sie lange Zeit hindurch die einzigen Träger der Ueberlieferungen von den heiligen Orten. Sie erfreuten sich im Mittelalter keines empfehlenden Rufes, da sie als feig, doppelzüngig, tückisch, geizig und raubsüchtig galten. Gegenwärtig sagt man ihnen keine dieser Eigenschaften nach, aber ihr Christenthum dürfte noch tiefer stehen, als das der übrigen orientalischen Kirchen, und die Bildung, die ihre Priester besitzen, erstreckt sich nicht über das Lesenkönnen ihrer Meß- und Evangelienbücher hinaus. Die mächtigeren Sekten bedrücken und beinträchtigen sie mit den Türken um die Wette, und vergeblich bittet ihr Matran oder Bischof alljährlich vor Weihnachten den Himmel um Besserwerden der Pilgerzuwanderung, von der er großentheils lebt. Der preußische Consul hatte die Güte, mich zu einem Besuch bei dem guten alten Herrn mitzunehmen, den ich als charakteristisch für die Art und Weise, in der diese orientalischen Christen denken und leben, mittheilen will.

Den Kawassen mit seinem Tambourmajorstab voran, wanderten wir, der Consul, sein Dragoman, Maler Haak und ich, hinauf durch die Gassen an der Ostseite des Zion nach dem Kloster, in welchem der Bischof wohnt. Dasselbe ist wie die gewöhnlichen Häuser Jerusalems gebaut und mit einer kleinen Kirche verbunden. Eine Reise, die der Bischof vor einiger Zeit zu den Thomaschristen auf der Pfefferküste unternahm, und bei welcher er mehre Jahre wegblieb, hatte ihm so reichliche Unterstützungen eingebracht, daß er die Ertragsfähigkeit der mit dem Kloster in Verbindung stehenden Pilgerherberge durch verschiedene Neubauten zu erhöhen vermochte. Intriguen des Baschkiatib,

darauf berechnet, ihm das unter den indischen Glaubensbrüdern gesammelte Geld zu verkümmern, wußte Consul Rosen zu durchkreuzen. Daher die Bekanntschaft. Wir trafen den würdigen Seelenhirten in einem kleinen halbdunkeln Gemach im ersten Stock, welches nur durch die Thür und ein winziges Fensterchen in der dicken Wand Licht erhielt. Ein anderes Fenster ließ in die Kirche hinabschauen. Das ganze Hausgeräth im Zimmerchen bestand in einer Kiste, einigen Decken und Teppichen, einer kleinen Lampe, drei einfachen europäischen Strohstühlen und drei in der Ecke lehnenden Tschibbuks. In einem Winkel lagen etliche brauneingebundene, sehr abgerissene Folianten und Quartbände am Boden. Von einem Tisch, einem Vorhang, einem Divan war nicht die Rede. Der Bischof, ein schöner kräftiger Greis mit einem ungewöhnlich großen Gesicht, prächtigen orientalischen Augen und einem langen grauen Bart, saß in der Tracht des Landes, einem braunen Pelz, Jacke und Pumphosen von derselben Farbe, einer bunten Leibbinde und einem schwarzen Turban mit untergeschlagnen Beinen auf einem Haufen von Teppichen. Nachdem wir ihm in der gebräuchlichen Weise die Hand geküßt, was er mit dem gewöhnlichen morgenländischen Gruß, durch Berührung von Brust, Mund und Stirn erwiderte, winkte er uns niederzusitzen, und ein in einfache blaue Baumwolle gekleideter Diakon brachte uns erst die Besuchspfeifen, dann auf einem schon sehr gebrauchten Theebret einige Gläser Mastixbranntwein und einen Teller mit süßem Gelé, zuletzt Kaffee. Der Diakon ging barfuß umher. Für den Dragoman war kein Stuhl und keine Pfeife vorhanden. Alles trug den Charakter anständiger Aermlichkeit.

Nachdem wir ein Weilchen still gesessen, begann der Bischof das Gespräch in türkischer Sprache, die er im weitern Verlauf mit der arabischen vertauschte. Der Consul stellte uns vor und hatte die Gefälligkeit, uns den Inhalt der Unterhaltung zu übersetzen. Der alte Herr im schwarzen Turban hatte sehr intelligente Züge. In der That, ein Maler, der eines morgenländi-

schen Weisen bedarf, hätte unbedenklich sein Gesicht abconterfeien können. Die Gegenstände aber, über die er sich zunächst vernehmen ließ, und von denen ich vermuthen möchte, daß sie ihn am meisten interessirten, waren sehr gewöhnlicher Art. Er sprach vom hohen Preis der Holzkohlen, von den Kosten des Bauholzes, von den Fortschritten seines Baues, der Zahl der Hadschis, die er jetzt unterbringen könne. Interessanter wurde er, als der Consul ihn auf seine indische Reise brachte, welche er, von seinem Standpunkt mit Recht, für eine halbe Wunderthat zu halten schien, und über die er mit einer Naivetät wie etwa ein deutscher Handwerksbursche über einen Ausflug nach der Türkei oder ein mittelalterlicher Tourist über seine Fahrten im Morgenland berichtete. So hatte er von seinen Leuten in Travankore von Schlangen gehört „mit Köpfen so groß wie die Kiste dort im Gemach." So hatte er ferner Bäume gesehen, „so dick, um Kähne daraus zu machen, in die ein erwachsener Mann sich der Quer hätte legen können," andere, „die man durch kein Thor in El Kods hätte bringen können." Wunderbar klang, was er von der Menge der Tiger, der wilden und zahmen Elephanten und von den Zuständen und Sitten des Volkes in Indien erzählte. Doch sprach er offenbar als Gläubiger. Er hatte seine Reise in syrischer Sprache beschrieben — sicher ein Opus, welches eine Uebersetzung verdiente — ja, er hatte sie auch abmalen wollen, doch hatte ihm — Gott sei Dank! setzte er hinzu — ein Anderer die Mühe abgenommen. Auf einen Wink von ihm brachte der Diakon eine Rolle herbei, auf welcher der Paradezug des Bischofs vom Hafen nach der Kirche eines malabarischen Christenstädtchens dargestellt war. Es war ein äußerst kindliches Gemälde, höchst genau in den Farben und der Zahl der bei der Procession betheiligt gewesenen Personen, hin und wieder mit einem Anflug von Porträtirung, aber ohne Ahnung von Perspective. Dann wurden uns indische Kirchenbücher auf Palmenblätter geschrieben, das Instrument, womit sie eingeritzt worden, ferner ein kleines hübsch geschnitztes

Elephantenbild, „woraus wir erkennen sollten, wie Elephanten aussähen," und zum Schluß ein außerordentlich fein geschriebenes syrisches Neues Testament gezeigt, das in seiner Silberkapsel auf den ersten Blick mit einer kleinen Schnupftabaksdose verwechselt werden konnte.

Ehe wir uns verabschiedeten, geleitete uns der Bischof in die Kirche, um uns den Ort zu zeigen, wo der heilige Jakobus, nach dem Tode des Heilands zum Vorsteher der Apostel erwählt, zum ersten Mal der Communion präsidirt hatte. „Petrus buk dabei das Brot," bemerkte unser Führer. Die Kirche ist im Vergleich mit andern dürftig, ihre zahlreichen Bilder sind noch greller und plumper als die der Grabeskirche. Besondere Verehrung erweist man einem heiligen Georg mit einem grasgrünen Drachen. Noch höheren Ansehens schien sich eine sehr dunkle Mutter Gottes zu erfreuen, die der Evangelist Lukas gemalt hatte. Beide Heilige haben um den Kopf Glorien aus Silber in der Form von Halbmonden oder richtiger, da sie über die Fläche der Leinwand mehre Linien hoch herausschwellen, von halleschen Martinshörnchen.

Das Gegentheil von dieser bescheidenen, nahezu ärmlichen Bischofswohnung sahen wir beim armenischen Patriarchen, zu dem wir uns von hier begaben. Derselbe wohnt in einem Palast, welcher mit dem Jakobuskloster verbunden ist. Man führte uns über verschiedene Gänge und Treppen in eine schöne hochgewölbte Halle, die recht wohl zum Audienzsaal eines kleinen Fürsten hätte dienen können. Wände und Decken waren mit Stuckatur geschmückt, der Fußboden mit Marmor getäfelt, die Fenster mit europäischen Gardinen verhangen und außen mit jenem hübsch gemusterten Eisengitterwerk verwahrt, in dessen Verfertigung die Armenier sich auszeichnen. In der Mitte des Saales standen Tische mit Blumen in Vasen. An einem Theil der Wand liefen Divane herum, und an der andern Seite hingen Lithographien russischer Staatsmänner, vermuthlich früherer Gouverneure von Transkaukasien, wo in Etschmiadsin der

Papst der armenischen Kirche residirt. Der Patriarch, wahrscheinlich beim Mittagsschläfchen, ließ uns geraume Zeit warten. Inzwischen unterhielt uns ein anderer höherer Kleriker, und ein dienender Mönch brachte uns kostbare Jasminpfeifen mit vergoldeten Untersetzern und auf einem großen silbernen Präsentirbret „Glyko", d. h. Cedrat-Confiture und geschliffne Gläschen mit dem unausbleiblichen Mastixschnäpschen, welches der griechische Volkswitz *τὸ γάλα τῶν παπάδων*, Pfaffenmilch nennt. Endlich kam auch der Patriarch, ein freundlicher wohlgenährter Herr mit klugen Augen und einem sehr sinnlichen Munde. Er trug einen lichtgrauen Pelz und darunter einen etwas dunkleren Kaftan, den ein röthlichbrauner Gürtel zusammenhielt. An den Füßen hatte er dunkelblaue Sammetpantoffeln, den Kopf bedeckte eine sammtene Bischofsmütze halb schwarz halb blau. Den kleinen Finger der rechten Hand schmückte ein Ring mit einem großen grünen Stein, der ein Smaragd zu sein schien. Er unterhielt sich mit dem Consul in türkischer Sprache über Stadtneuigkeiten, die Pilger und besonders über Politik, über deren brennende Fragen er ziemlich gut unterrichtet zu sein schien. Von Rußland sprach er mit Abneigung, dagegen erklärte er sich jedesmal zu freuen, wenn ihn ein Preuße besuche, was wir für aufrichtig gemeint und auf moralischen Gründen beruhend halten wollen. Das Erscheinen des Kaffees gab endlich das Zeichen, daß wir entlassen seien.

Wir sahen uns nun das Kloster an, ein Labyrinth von Höfen, Terrassen, Freitreppen, Gängen und Kuppeln, in welchem gegen hundert Mönche wohnen und mehr als zweitausend Pilger Unterkunft finden, und ließen uns dann die Kirche aufschließen, die an Pracht mit dem Griechenchor in der Grabeskirche wetteifert. Die Wände des Schiffs sind von unten bis auf Mannshöhe mit blauglasirten gemusterten Ziegeln oder Kacheln belegt. Darüber laufen Reihen von Bildern hin, welche Scenen aus den Zeiten der Christenverfolgungen, geköpfte, zerhackte und mit Pfeilen erschossene Märtyrer u. s. w. darstellen. Zu beiden

Seiten des Chors, welches in armenischen Kirchen niemals wie das Heiligthum in griechischen durch eine Ikonostasis abgeschlossen ist, stehen bunt und voll Goldschmuck die Gestalten der Patriarchen, welche der Kirche bis jetzt präsidirten: Jakobus, Simon, Justus u. s. f. mit langen Bärten, Schlangenstäben und zur Segnung aufgehobnen Händen. Der Altar flimmert von Gold- und Silberschmuck. Von der Decke hängen zahlreiche Lampen und Straußeneier herab, und auf mächtigen Kandelabern ragen dick wie Säulen bemalte Wachskerzen empor. Zwischen Schiff und Chor steht ein vergoldeter Thronsessel mit einem reichverzierten Baldachin, vor dem eine ewige Lampe brennt. Auf ihm sitzt, unsichtbar allerdings, aber dem Glauben sicher, der heilige Jacobus. Daneben steht ein nicht viel weniger prächtiger Stuhl für seinen hiesigen Stellvertreter, den Patriarchen. Auch hier finden sich schöne Arbeiten der armenischen Gitterschmiede. Noch bewundernswerther aber sind die eingelegten, mit elegantesten Mustern von Perlmutter- und Schildkrotmosaik überkleideten Thüren, welche in das Grab des heiligen Jakobus sowie in die Schatzkammer des Klosters führen. Die Masse von goldnen und silbernen Zierrathen, Bischofsstäben, Gewändern und kirchlichen Gefäßen, die hier aufbewahrt wird, um die Osterprocession zu mehrer Erbauung der Pilger zu schmücken, soll einen Werth von mehr als einer Million Piaster haben.

Der Patriarch ist nicht das Oberhaupt seiner Kirche, sondern steht unter dem Katholikos von Sis, der seinerseits wieder nur der oberste Geistliche der im Reich der Pforte angesiedelten Armenier ist. Als höchste Stufe gilt die Würde des Katholikos von Etschmiadsin in Armenien, der allein das Recht hat, Bischöfe zu salben.

Die Zahl der in Jerusalem ansässigen Armenier wurde mir auf circa sechshundert angegeben. Um die Osterzeit mögen in guten Jahren wohl fünfmal so viele hier versammelt sein. Sie nähren sich von Handwerken, Tagelöhnerarbeit und Handel. Einige sind Bankiers, einige Dragomane bei den Consulaten.

Fast alle sind thätige, rührige Leute, viele gelten für ungewöhnlich schlau und gerieben. Früher waren die meisten sehr arm, aber schon seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelangte die Gemeinde zu Wohlstand, und jetzt sind mehre ihrer Glieder sogar reich zu nennen. Die Geistlichen sollen einen fast unbeschränkten Einfluß auf die Laien ausüben. Ihr Verhältniß zu den übrigen Religionsparteien ist im Allgemeinen ein friedliches, und namentlich stehen sie mit den Protestanten auf gutem Fuß.

Die mächtigste, zahlreichste und wohlhabendste Partei sind in Jerusalem ohne Frage die Griechen. Sie sind schon seit Jahrhunderten hier stark vertreten, aber erst seit den dreißiger Jahren gesellte sich zu der großen Kopfzahl allmählig auch der Reichthum an Mitteln, mit denen sie heutzutage fortwährend neues Terrain erwerben und die übrigen Kirchen mehr und mehr einengen. Allenthalben, wo sich Gelegenheit findet, machen sie Ankäufe von Grund und Boden, erweitern und verschönern sie ihre Klöster und Häuser, und wo man außerhalb der Thore eine neue Pflanzung von Oel- und Maulbeerbäumen sieht, erfährt man in neun Fällen von zehn, daß sie von Angehörigen der orthodoxen Kirche angelegt worden ist. Beliebt scheinen sie in Jerusalem nirgends zu sein, und mag bei dieser Stimmung auch ein wenig Neid mit unterlaufen, der Hauptgrund der Abneigung gegen sie liegt jedenfalls in ihrem eignen Haß gegen Andersgläubige und in ihrem Bestreben, auf jede Weise die heiligen Orte ganz für sich zu erwerben, außerdem aber in ihrem Hochmuth, ihrem Geiz und ihrem verschmitzten treulosen Wesen. Sie sind zum Theil Handwerker, zum Theil Handelsleute. Wie in Polen und Rumänien der Schnapsschank in den Händen der Juden ist, so befindet er sich hier zu Lande sammt dem Weinverkauf in den Händen der Griechen.

Der Nationalität nach sind die Orthodoxen theils arabische Eingeborene, theils Hellenen aus Griechenland und den türkischen Provinzen, theils Russen, von denen ich ausführlicher reden

muß. Die Wallfahrten nach Palästina sind eine im russischen Volksleben tief eingewurzelte Sitte. Trotz ihrer nationalen Bedeutung kümmerte sich die Regierung in Petersburg früher wenig um sie, und bis vor einigen Jahren konnte es geschehen, daß der hier ankommende moskowitische Pilger von den Türken wie ein Rajah behandelt und sogar gegen die Verträge zur Entrichtung einer Wallfahrerabgabe genöthigt wurde. Czar Nikolaus war kein berliner Romantiker, er sah nicht ein, weshalb Jerusalem ein Consulat haben solle. Er war außerdem durch seine Generalconsuln in Beirut zu gut über die griechische Geistlichkeit im gelobten Lande unterrichtet, als daß er nicht hätte befürchten müssen, es werde zwischen einem Vertreter Rußlands daselbst und jenem Klerus über kurz oder lang zu Zerwürfnissen kommen. Die Behandlung der russischen Pilger in den griechischen Klöstern Palästinas war so himmelschreiender Art, daß ein Repräsentant ihrer Nationalität sich unmöglich taub dagegen hätte verhalten können, ohne dem Ruf seiner Regierung oder seinem eignen zu schaden. Er hätte aber dann gegen das Patriarchat, das Haupt jener Klöster, energisch einschreiten müssen, und an einem solchen Vorgehen war der russischen Politik nichts gelegen. Die griechische Geistlichkeit hatte ein Aussaugungssystem der Pilger eingerichtet, welches unerhört, greuelhaft, niederträchtig war, aber man durfte es aus Gründen höherer Staatsraison nicht mit ihr verderben.

Eine Probe der Methode, mit welcher der gedachte Klerus den Pilgern ihr Geld entlockt, und zugleich der Art, wie er die Religion auffaßt, erzählte Dr. Rosen. Er traf in Nablus einen griechischen Archimandriten, der ein Pferd suchte, das ihm dorthin entführt worden, und der, da man ihm Hoffnung gemacht, das gestohlene Thier bald wieder zu erlangen, ungewöhnlich gut gelaunt und mittheilsam war.

„Wissen Sie wohl", fragte er Rosen, „wie ich zu dem Gaul gekommen? Der Erzbischof von Petra hatte mich während der Pilgerzeit zum Vorsteher des Klosters in Jerusalem ernannt, wo die Ankömmlinge am ersten Abend auf Kosten des Patriarchats

gespeist werden. Die milden Gaben, die nach dieser Speisung von den frommen Fremdlingen für die Kirche gesammelt werden, sind für unsre Geistlichkeit eine nicht geringe Einnahme. Diese hatte in den letzten Jahren der Erwartung nicht entsprochen, und es hieß, der frühere Präsident habe einen Theil der Gelder unterschlagen. Ich faßte die Sache verständiger an. Vor allen Dingen gab ich den Leuten besseres Essen, als sie vorher erhalten, dann aber ließ ich ihnen Branntwein einschenken, dem sie natürlich wacker zusprachen. War ihr Herz darüber guter Dinge geworden, so ging der Collectenteller herum, und siehe da, der Erfolg war erstaunlich. Da ich nun, wie sich von selbst versteht, in Ablieferung der Gelder sehr gewissenhaft verfuhr, so erfreute ich den Erzbischof dermaßen, daß er mir ein Präsent von fünfzig Namen machte, aus deren Erlös ich die Stute kaufte."

„Namen?" fragte Rosen.

„Nun ja, Namen!" sagte der Archimandrit. „Es können doch nicht alle Leute nach Jerusalem pilgern; oft steuern sogar mehre Familien zusammen, um nur einen Wallfahrer herzuschicken. Dieser ist dann beauftragt, die Namen der Heilsbedürftigen bei uns im Kloster anzubringen; denn selig werden möchte ja jeder gern. Das giebt dann ein Feilschen auf und ab, bis man Handels einig wird. Solcher Namen hatte ich nun fünfzig Stück bekommen, und ich habe sie nicht eben schlecht verwerthet."

Dieser Archimandrit aber, der die ermüdeten Pilger betrunken macht, um ihnen Geld für die Kirche zu entlocken, und den die Kirche in Gestalt eines Erzbischofs dafür mit der Befugniß belohnt, für weiteres Geld fünfzig Sünderseelen in die Listen der ewigen Seligkeit einzutragen, genießt, wie Rosen, ein gründlicher Kenner der Verhältnisse, bemerkte, in Jerusalem des besten Rufes. Er ist unter seines Gleichen ein besonders tugendhafter Charakter, sein Verfahren noch lange nicht die schlimmste der Usanzen, die das Verhalten der orthodoxen Heils-

verkäufer gegen die andächtigen Hadschis regeln, und mehr als einmal ist es geschehen, daß die Herzlosigkeit dieser Kaufleute in Priestertalar und Bischofsmütze, von der durch Branntwein gesteigerten Schwärmerei der russischen Mujiks Vortheil ziehend, denselben unter dem Versprechen paradiesischer Belohnung ihre sämmtlichen Reisemittel abgeschwindelt und dann die armen Schwachköpfe hülflos zur Thür hinausgestoßen hat.

Daß die geistigen Bedürfnisse der russischen Hadschis bei der griechischen Geistlichkeit wenig oder gar nicht beachtet wurden, versteht sich von selbst. Jener Klerus verstand kein Russisch, der Mujik kein Griechisch. Er kam nur, um die Reliquien zu küssen, sich heiliges Feuer zu holen und die Klöster zu bereichern. Die petersburger Regierung ließ das seinen Gang gehen. Anders die Synode. Dieselbe sandte vor einigen Jahren in der Person des Archimandriten Porphyrius eine Art geistlichen Consuls nach Jerusalem mit dem Auftrag, einerseits die Seelsorge der russischen Pilger zu übernehmen, andrerseits sich bei der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten derart zu betheiligen, daß die schreiendsten Mißbräuche abgestellt würden. Mit dieser Mission brach der Kampf zwischen dem russischen und dem griechischen Theil der orthodoxen Kirche, den die petersburger Regierung so eifrig vermieden, sofort aus, zuerst als ein stilles Miniren, dann offen und laut.

Porphyrius galt den Griechen als Spion und Eindringling, man gestattete ihm so gut wie gar keinen Einfluß, setzte ihn wo nur immer möglich zurück und verkehrte mit ihm nur so viel man mußte. Er seinerseits bewirkte durch seine Berichte an die russische Synode, daß diese beim Patriarchat auf verschiedene Reformen drang und namentlich die Errichtung von Schulen forderte, weniger wol wegen des Nutzens solcher Anstalten für die heranwachsende Generation, als um den römisch-katholischen und protestantischen Missionären nicht nachzustehen, die auf diesem Wege Propaganda machten. Durch die Synode zu Ausgaben veranlaßt zu sein, war für das Patriarchat,

das sich als einzig berechtigten Verwalter des Kirchengutes und der von den Rechtgläubigen nach dem heiligen Lande fließenden Spenden betrachtete, sicherlich bitter, zu Ausgaben für Schulen aufgefordert zu sein, geradezu widerlich. Indeß die Synode drohte mit Zurückhaltung der russischen Collecten, einer der wichtigsten Einnahmequellen des Patriarchats, und so mußte sich dieses wol fügen. Die Schulen waren nicht besonders, die meisten sogar schlecht. Aber die Synode hatte ihren Willen durchgesetzt und ging nun, dadurch ermuthigt, zu einer weiteren Forderung über.

Da das Patriarchat trotz wiederholter Vorstellungen seine Prellerei der russischen Pilger fortsetzte, so verlangte die Synode, daß man ihr zwei ehemals georgische, jetzt im Besitz des Patriarchats befindliche Klöster zur Beherbergung ihrer Wallfahrer abtrete. Sie gründete ihren Anspruch erstens darauf, daß Rußland durch Eroberung Transkaukasiens Erbe und Vertreter der Rechte Georgiens geworden, dann darauf, daß die Erweiterung des Grundbesitzes der orthodoxen Kirche in Palästina vorzüglich mit russischen Mitteln bewerkstelligt worden sei. Der griechische Klerus erklärte sich entschieden gegen dieses Verlangen, welches ihn sogar in dem Besitz des Kalvarienberges bedrohte, der gleichfalls zur georgischen Erbschaft gehört hatte. Nicht dem Patriarchat, so hieß es, sondern der gesammten rechtgläubigen Christenheit gehöre das jerusalemer Kirchengut. Dieser sei das hier beanspruchte Eigenthum der Georgier anheimgefallen, für diese, nicht aus russischen Mitteln, sondern aus dem Almosenschatz Christi, der später hinzugekommene Besitz erworben worden. Der Patriarch könne folglich zu niemandes Gunsten von diesem Eigenthum etwas abtreten, er habe es nur im Namen der Christenheit zu Gunsten der heiligen Stätten zu verwalten. Dabei blieb man, und selbst die früher erfolgreiche Drohung, die Synode werde die russische Collecte zurückhalten, blieb diesmal ohne Wirkung. Nach langen Verhandlungen brachten es die Russen nur zu einem Compromiß, in welchem sie ihre For-

derung aufgaben und dafür das Recht erwarben, auf griechischem Grund und Boden zu Jerusalem für den Delegaten ihrer Synode einen Palast zu erbauen.

Noch war dieser Bau nicht vollendet, als der orientalische Krieg ausbrach und alle im türkischen Reich sich aufhaltenden Russen über die Grenze gewiesen wurden. Daß auch Porphyrius, ein in klösterlicher Abgeschiedenheit lebender, zur Politik nicht in Beziehung stehender Mann, von dieser Maßregel betroffen wurde, verdankte er seinen griechischen Amtsbrüdern. Während des Kampfes zwischen dem Czar und dem Sultan stand die hohe griechische Geistlichkeit in der Türkei ganz auf Seiten des letzteren, der ihr einmal bequemer war, als jener; doch konnte ihr an einer gründlichen Demüthigung der glaubensverwandten Macht, die ihre Interessen zwar von fern schwer bedrohte, sie aber doch auch oft geschützt hatte, nichts liegen, und so war man ziemlich vergnügt, als der Frieden Rußland nur erschüttert, nicht ohnmächtig geschlagen aus dem Conflict löste.

Die günstige Stimmung für Rußland sollte indeß nicht lange währen. Es suchte allenthalben die verlorenen Positionen wieder zu gewinnen, und es warf seine Blicke mehr wie je vorher auf das Mittelmeer. An die Stelle der im Hafen Sebastopols versenkten Kriegsschiffe trat rasch eine Flotte großer Handelsdampfer, welche in den Häfen der Levante der westländischen Rhederei Concurrenz machte. Diese Schiffe führten dem gelobten Lande nie gesehene Massen von Pilgern aller Stände zu. Außerdem aber wurde der angefangne Palast des Delegaten der russischen Synode vollendet, und man vernahm im griechischen Patriarchat mit nichts weniger als gelindem Schauder, daß es sich jetzt in Petersburg nicht mehr blos um einen einzelnen in der heiligen Stadt anzusiedelnden Prälaten, sondern um eine ganze geistliche Mission mit einem Bischof an der Spitze handele, daß man für die russischen Pilger russische Klosterherbergen und Spitäler und sogar eine Kirche zu erbauen gedenke, in der sie

ihre Seelen an dem gewohnten „Gospodi pomilui" erquicken könnten.

Und es verhielt sich wirklich so. Um den großartigen Plan durchzuführen wurde unter den Auspicien Großfürst Konstantins eine Collecte veranstaltet, die im Verlauf eines Jahres die gewaltige Summe von fast anderthalb Millionen Silberrubeln ergab. Man fand in dem Inspector der geistlichen Akademie zu Petersburg, einem jungen Mann, der sich bei angenehmem Aeußern ebensowol durch kirchliche Gelehrsamkeit wie durch feine gesellschaftliche Formen auszeichnete, die geeignete Persönlichkeit für den neuen Bischofssitz, und noch vor Ostern 1858 erschien der Genannte mit einem Gefolge von Diakonen und Chorsängern und eskortirt von den russischen Consularchargen Syriens in der heiligen Stadt. Der Eindruck, den er machte, war ein sehr günstiger, selbst die griechische Geistlichkeit, sonst nur für klingende Liebenswürdigkeiten empfänglich, machte zu seinen gewinnenden Manieren ein freundliches Gesicht.

Gleichwol vermochte die Liebenswürdigkeit der Person des Monsignor Cyrillus das Unliebsame der von ihm vertretenen Sache nicht aufzuheben. Die Russen brachten, wenn sie sich selbständig in Jerusalem einrichteten, eine Zweiheit in die Vertretung der rechtgläubigen Kirche am heiligen Grabe. Das Patriarchat verlor, was ihm das Wichtigste, einen großen Theil seiner Einnahmen, und zwar nicht blos die russischen Collecten und die Spenden der Pilgermujiks in den Klöstern, sondern wahrscheinlich auch die Gaben aller übrigen slavischen Hadschis, von denen man fast mit Gewißheit annehmen konnte, daß sie sich schon der jedenfalls wohlfeilern und reichlichern Beköstigung wegen den neu zu begründenden Pilgerherbergen zuwenden und sich so gewöhnen würden, das russische Bisthum als ihren geistlichen Mittelpunkt zu betrachten. Die Concurrenz nöthigte ferner zu Anstrengungen, die über den hergebrachten Schlendrian hinausgingen, und endlich konnten, falls die Russen sich hier

festsetzten, die Geistlichen derselben von der Bewerbung um kirchliche Würden, die bisher nur an Griechen verliehen worden, nicht wohl mehr fern gehalten werden. Man konnte ein russisches Episkopat ohne eignen Grund- und Häuserbesitz in Jerusalem zur Noth dulden, nicht aber ein solches, welches eigne Anstalten zur Unterhaltung der Pilger besaß. Aus diesen Erwägungen gestaltete sich die Politik des Patriarchats dem Bischof Cyrillus gegenüber. Während dieser noch zögerte, sich in Betreff des Plans mit jenem zu benehmen, und während er es verschmähte, sich den guten Willen der türkischen Behörden mit dem üblichen goldnen Schlüssel zugänglich zu machen, hatte man griechischerseits schon gehandelt, und Pascha Sureyah war bereits auf sein von den Griechen bezahltes Verlangen im Besitz eines Verhaltungsbefehls der Pforte, der ihn anwies, künftig jeden Ankauf von jerusalemer Häusern und Grundstücken durch Christen als den Interessen des Islam schädlich zu verhindern.

Dieser Befehl wäre bei der allgemeinen Corruption der türkischen Beamten kein unübersteigliches Hinderniß gewesen, aber Bischof Cyrill verfiel, als er fand, daß seine eignen Glaubensgenossen dahinterstanden, in Niedergeschlagenheit und wagte auch dann nicht energisch vorzugehen, als die Griechen bald nach Veröffentlichung jenes Befehls eine auffallende Ausnahme für sich durchsetzten. Mit der Gelassenheit des anständigen Mannes ertrug er es, daß ihm die Griechen die Thür aus seiner Wohnung in den Klostergarten vermauerten, aber für seinen Plan that er wenig, und auch dieses Wenige führte nicht nach dem Ziele, da seine Unerfahrenheit ihn in die Hände eines italienischen Schwindlers fallen ließ, der ihm nur Geld kostete.

Die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen ließen endlich in Petersburg den Entschluß reifen, dem Bischof weltlichen Succurs zu senden und in einem zu Jerusalem selbst residirenden russischen Consul ein Gegengewicht gegen den bösen Willen des Patriarchats in die Wagschale zu legen. Bevor dies aber geschah, er-

schien aus dem petersburger Marineministerium der „Civilgeneral“ Mansuroff als neue Person mit neuen Plänen auf der Bühne dieses unerquicklichen Schauspiels.

Das erwähnte großartige Unternehmen der Dampfschifffahrt auf dem Mittelmeer, ausgegangen von höchster einflußreichster Stelle in Petersburg, vom Staat unterstützt, mit den größten Erwartungen begonnen, von Mansuroff, dem klugen Günstling des Großfürsten und Großadmirals, geleitet, wollte durchaus die Dividenden nicht abwerfen, die man erhofft, ja es ergaben sich sogar bedeutende Verluste. Andrerseits hatte Bischof Cyrill in Jerusalem mit seiner bisherigen Amtsführung bewiesen, daß er sich auf zweckmäßige Anlage des für die Landankäufe und Bauten in der heiligen Stadt gesammelten Kapitals nicht verstehe. Das eine wie das andere Unternehmen stand in engster Beziehung zum Marineministerium: das der Dampfschiffe wurde von demselben direct verwaltet, das der Klosterbauten hatte den nervus rerum, die dafür eingegangnen anderthalb Millionen in den Kassen desselben liegen. Es war kein unpraktischer Gedanke, beide Unternehmungen mit einander zu verschmelzen oder doch in Wechselwirkung zu bringen, und um diesen Gedanken zu verwirklichen entwarf Mansuroff folgenden Plan:

Das Marineministerium als oberste Verwaltungsbehörde der Dampfschifffahrtsgesellschaft nimmt die Ausführung auch der beabsichtigten religiösen Stiftungen für Palästina in die Hand. Ein besonderer Agent der Gesellschaft geht nach Jerusalem, um den Pascha günstig zu stimmen, Grund und Boden anzukaufen und die Bauten zu beginnen. In Jaffa und Ramleh werden ebenfalls große Herbergen für russische Pilger errichtet. Endlich wird die Küste mit der heiligen Stadt durch eine fahrbare Straße verbunden.

Bis hierher konnte sich Bischof Cyrill dem Plane freudig anschließen. Aber Mansuroff ging weiter. Die mit den für das Bisthum gesammelten Geldern von der Actiengesellschaft gemachten Anlagen sollten nach der Meinung des Civilgenerals

letzterer als Eigenthum verbleiben. Auf den Schiffen der Gesellschaft sollten die russischen Pilger nach Jaffa, auf ihren Wagen nach Jerusalem gebracht werden, in ihren Hospizen und Hospitälern sollten sie verpflegt, von ihr auf dem Wege mit Speise und Trank versorgt werden, und für das alles beanspruchte die Gesellschaft nichts als die Almosen, welche jene den heiligen Orten zuwenden wollten. Der Zweck der Wallfahrt d. h. der an besagten heiligen Orten für die besagten Almosen zu erlangende Ablaß sollte den Leuten darum nicht verloren gehen. Die Gesellschaft dachte sich deshalb mit dem Patriarchat über eine dem Werth des Sündenerlasses angemessene, natürlich geringfügige Pauschalsumme zu verständigen und den Rest als ihren Gewinn einzustecken. Nachdem dies geordnet, sollte durchs ganze heilige Russenreich eifrig für die Wallfahrten nach Zion agitirt werden, und so stand zu hoffen, daß es bald gelingen werde, den Actionären der Gesellschaft aus den Ueberschüssen der Almosen eine fette Dividende zu gewähren.

Daß Bischof Cyrillus auf einen solchen Plan, mit welchem das Marineministerium die Verwerthung der russischen Religiosität für ein Actienunternehmen betrieb, nicht eingehen würde, stand von vornherein fest. Deshalb beeilte man sich, seinem Widerspruch dadurch Schweigen aufzuerlegen, daß man dem nach Palästina zu sendenden Agenten der Dampfschifffahrtsgesellschaft zugleich den Posten eines Consuls zu verschaffen suchte. Das Ministerium des Auswärtigen machte Schwierigkeiten, indeß stand hinter Mansuroff eine zu einflußreiche Persönlichkeit, als daß es nicht hätte gelingen müssen, dem Betreffenden wenigstens provisorisch zu dem Consulat zu verhelfen.

Im October 1858 traf der neue Consulatsverweser, ein Herr Dorgobujinoff in Jerusalem ein. Er wurde von Cyrillus und ebenso von der griechischen Geistlichkeit mit größter Feierlichkeit empfangen. Als er aber daran ging, den gewünschten Grundbesitz zu erwerben, minirte der um das Patriarchat geschaarte Klerus so geschickt, daß er trotz der großartigen Mittel, die ihm

zu Gebot standen, nichts erreichte und sich endlich mit dem inzwischen gleichfalls angelangten Mansuroff entschließen mußte, außerhalb Jerusalems, wo der Boden zwar nicht heilig, aber doch käuflich war, Terrain für die beabsichtigten Klöster, Herbergen und Paläste des Bisthums zu erwerben. Cyrillus, davon in Kenntniß gesetzt und jetzt vollkommen darüber aufgeklärt, daß es sich nicht mehr um eine bischöfliche Stiftung, sondern einfach um eine für die Actiengesellschaft zu errichtende große Pilgerherberge handle, in der für den Bischof eine Wohnung eingerichtet werden solle, verständigte sich mit der jetzt zu erheblichen Concessionen geneigten griechischen Geistlichkeit, erhob beim Civilgeneral Protest gegen den Plan und wendete sich zu gleicher Zeit an die Synode und die Regierung. Vergebens: Mansuroff berief sich auf den Willen seines Großfürsten, die Synode gab dem Bischof zwar Recht, wagte aber nicht gegen jenen großfürstlichen Willen zu verfahren, und das Ministerium verhielt sich ebenso. Cyrill blieb gleichwol bei seinem Widerspruch, als Mansuroff abreiste, brach jener allen Verkehr mit dem Consul ab, und nun sank die ganze Angelegenheit in das Bereich des Skandals herab. Dorgobujinoff lockte die Untergeistlichen des Bischofs an sich, dieser bediente sich unvorsichtig jenes italienischen Schwindlers zu Intriguen gegen den Consul. Man buhlte auf beiden Seiten um die Sympathie des fränkischen Publicums, man erfand hüben wie drüben garstige Klatschgeschichten von dem Privatleben des Gegners (Bischof Cyrillus ist ein auffallend schöner junger Mann, und gewisse russische Fürstinnen, die als Pilgerinnen hierher kamen, sollten sich lediglich deshalb so lange in Jerusalem aufgehalten haben, um möglichst lange als Schäflein von einem so anmuthigen Hirten geweidet zu werden) und von den indiscreten Mittheilungen der beiden Parteien zehrte die schadenfrohe, anekdötchensüchtige Welt der diplomatischen Cirkel von El Kods noch zur Zeit meiner Anwesenheit.

Waren die Kräfte der Gegner in diesem kleinen Krieg sich gleich,

und gab der Consul durch wirklich anstößiges Leben sogar bei weitem mehr Blößen, als sein Widerpart, so hatte Dorgobujinoff den großen Vortheil, im Besitz der Fonds zu sein, und mit diesen gelang es ihm denn auch sehr bald, ein Stück Feld vor dem Damaskusthor zu erwerben. Der Bischof seufzte laut über solche Vergeudung des heiligen Schatzes zum Ankauf unheiligen Landes. Das Patriarchat remonstrirte bei Pascha Sureyah auf Grund seiner frühern Zusagen, aber das Geschehene ließ sich nicht rückgängig machen, und der Pascha behauptete nur für das Innere der Stadt Verpflichtungen übernommen zu haben.

Zwar erfreute sich der zu Gunsten der Actiengesellschaft entworfene Plan Mansuroffs in Petersburg nur sehr sporadischen Anklangs. Auch fragte sichs sehr, ob die Pforte, welche soeben die von der russischen Gesandtschaft begehrte Erlaubniß zum Bau der beabsichtigten Fahrstraße von Jaffa nach Jerusalem rundweg abgeschlagen, die Errichtung von Gebäuden auf jenem ganz innerhalb des Festungsrayons der Stadt gelegnen Terrain gestatten würde. Aber Mansuroff und der Consul waren ihrer Sache sicher. Sie wußten, daß sie auf Großfürst Konstantin zählen konnten, zwischen dem und der Synode der Streit eigentlich geführt wurde. Daß sie sich nicht verrechnet hatten, wird ein späteres Capitel zeigen. Hier kam es nur darauf an, die Zerrissenheit, Zanksucht und Selbstsucht der orthodoxen Kirche in das gebührende Licht zu stellen.

Wenn diese Kirche trotzdem äußerliche Fortschritte macht, so erklärt sich das zwar zunächst daraus, daß die Zahl der von ihr zu schröpfenden Pilger stärker ist, als die, welche die andere Hauptconfession unterstützt, und daß überhaupt das Interesse des russischen und griechischen Volkes an dem heiligen Lande sich reger bethätigt, als das der westlichen Nationen. Es giebt aber auch noch eine andere Erklärung. Die Griechen haben es leicht, Eroberungen zu machen, da auch ihre Hauptgegner, die Lateiner, in zwei große Lager getheilt, sich heftig und ausdauernd befehden.

Die Lateiner, d. h. die sich zur römisch-katholischen Kirche bekennenden Christen der Terra Santa, bestehen theils aus arabischen Eingebornen, die meist durch Bekehrung*) gewonnen worden sind, theils aus eingewanderten Italienern, Franzosen, Spaniern und Deutschen. Sie sind zum größern Theil arm und zählen, während die Griechen gegen zweitausend Köpfe stark sein sollen, nur ungefähr neunhundert Seelen. Ihr Centrum, gewissermaßen ihre Burg, ist seit alten Zeiten das Franciscanerkloster St. Salvator, welches, von den Arabern Dejr El Frandsch genannt, nicht fern vom Jaffathor im Nordwesten der Stadt liegt. Es ist ein ausgedehnter solider Bau, dessen Terrassen eine gute Aussicht über ganz Jerusalem bieten, und in dem jetzt durchschnittlich sechszig Mönche wohnen. Der Vorstand derselben führt den Titel Guardian und Custos des heiligen Landes. Mit dem Kloster ist eine Kirche, eine Schule und in der sogenannten Casa Nuova eine Pilgerherberge verbunden. Außerdem enthält es eine Druckerei, deren Vorstand 1859 ein deutscher Jesuit, Pater Heribert war, und mehre Werkstätten, in welchen Laienbrüder Schmiede-, Tischler-, Schuster- und Schneiderarbeiten verfertigen. Obwol der Brüderschaft wiederholt bedeutende Schenkungen zuflossen und aus Oestreich alljährlich der Ertrag einer Collecte hierher gelangt, ist das Kloster, da seine Ausgaben fast immer bedeutender waren, als die Einnahmen, tief verschuldet. Die Mönche, die von den Einen als unwissende Tröpfe, verbannte Banditen u. s. w., von den Andern als halbe Engel und treue Hüter und Verkünder der untrüglichen Ueberlieferungen geschildert werden**) betrachten sich, und zwar nicht mit Unrecht, da ihre Congregation der Grundstock der lateinischen Gemeinden in Palästina ist, als Eigenthümer des Antheils, den die katho-

---

*) Nicht vom Islam, sondern von andern christlichen Sekten und vom Judenthum.

**) Ich habe bei ihnen nur Gutherzigkeit, Gefälligkeit und Gastfreundschaft bei großer geistiger Beschränktheit gefunden.

lische Kirche an den heiligen Stätten hat, und sie schalteten und walteten früher fast uneingeschränkt und nur dem Papst verantwortlich über die Mittel, die ihnen gespendet wurden, und die Institute, die mit ihrem Kloster und den übrigen Franciscanerhäusern der Terra Santa verbunden sind. Seit einigen Jahren aber ist ihnen in der Person des Monsignore Giuseppe Valerga, eines Piemontesen, welcher, nachdem er eine Zeit lang Missionär in Mossul gewesen, zum Patriarchen von Jerusalem ernannt wurde, ein Vorgesetzter gegeben worden, welcher, indem er den Ansprüchen des Guardians und Custos auf Autonomie schroff gegenübertrat, den armen altväterisch behaglich hinvegetirenden Fratern zu einem wahren Pfahl im Fleisch wurde. Der Kampf, der sich hieraus entspann, und der noch im Sommer 1859 mit allerlei Ränken, Skandalen und Kniffen fortgeführt wurde, ist zu belehrend, als daß ich über seine Taktik, seine Erfolge und Niederlagen nicht einiges Ausführliche mittheilen sollte.

Die folgenden Bilder werden von allen hier gebrachten am wenigsten Heiligenschein haben, und Pater Heribert wird unter sie kaum in majorem Dei gloriam schreiben wollen, aber man wird daraus einige nützliche Schlüsse auf das Leben der katholischen Kirche im Orient ziehen können.

Die Beweggründe, welche den Patriarchen Valerga bei seinen Angriffen auf die Franciscaner leiteten, scheinen zunächst in seiner Herrschsucht und sodann in seiner Hinneigung zu Frankreich gelegen zu haben. Vielleicht kamen dazu noch pecuniäre Absichten. Sein eigentlicher Wirkungskreis ist der Libanon mit seinen seit etlichen Jahrzehnten unter die geistliche Gewalt des Papstes getretenen Maroniten. Die Klöster der Terra Santa standen, wie angedeutet, bisher unter der unmittelbaren Oberaufsicht des römischen Stuhles. Valerga suchte dieses Verhältniß dahin zu ändern, daß ihm als Bischof die Entscheidung aller wichtigern Fragen in Bezug auf die lateinischen Ordenshäuser Palästinas zugehören sollte, und es gelang ihm, in Rom seinen Wunsch wenigstens theilweise durchzusetzen, wie es scheint, indem

Frankreich ihm Unterstützung gewährte. Dafür wird er sich zu Gegendiensten anheischig gemacht haben, die ihm als Piemontesen um so leichter fallen konnten, als er damit dem östreichischen Interesse entgegentrat. Die Franciscaner waren stets auf östreichischer Seite, einmal weil sie in Wien den sichersten Hort des Katholicismus erblickten, dann aber weil ihnen von dorther das meiste Geld zufloß. Als sie den Patriarchen mit dem französischen Consul verbündet sahen, wuchs diese Stimmung zu offner Parteinahme.

In der Frage der heiligen Stätten war Oestreich mit Frankreich gemeinsam gegen Rußland vorgegangen. Als dieselbe nicht mehr auf der Tagesordnung war, entzweiten sich die beiden katholischen Mächte, oder es begann wenigstens eine Art stiller Minenkrieg, mit dem man sich den Einfluß auf die Glaubensgenossen im Orient streitig zu machen suchte. Derselbe datirt von der Errichtung des östreichischen Consulats in Jerusalem. Der Zweck dieser Schöpfung war zwar zunächst der, daß damit für die östreichischen Unterthanen in der heiligen Stadt und für die Pilger aus den kaiserlichen Landen eine Stelle des Rechtsschutzes geschaffen werden sollte. Damit aber verband sich die Absicht, den Bestrebungen Frankreichs, das hier wie überall im Osten, Süden und Norden des Mittelmeeres Fuß zu fassen, sein Protectorat über die katholischen Christen des Morgenlandes deutlicher hervortreten zu lassen und das Protectorat über die Klöster wo möglich in Eigenthum zu verwandeln suchte, Widerstand entgegenzusetzen. Jene Bestrebungen waren bisher mit Erfolg gekrönt worden. Obwol die katholischen Institute im heiligen Lande für die ganze katholische Welt bestimmt sind und obwol sie keineswegs vorzugsweise aus französischen Mitteln erhalten und erweitert werden — Frankreich zahlte als Staat von der ersten Revolution an bis auf Ludwig Philipp gar nichts und giebt auch jetzt nur jährlich ein Neujahrsgeschenk von zweitausend Franken, während Oestreich bisher stets mehr als das Zwanzigfache dieser Summe sendete — so war es doch bis 1849 bei

der Unaufmerksamkeit und dem Ungeschick der Vertreter der wiener Regierung in Syrien Gebrauch, wenn eine neue katholische Anstalt errichtet wurde, dieselbe als von Frankreich gegründet zu betrachten. Man betete bei allen großen kirchlichen Functionen, beim Pontificale u. s. w. nur für den Beherrscher Frankreichs als Protector des heiligen Grabes, obschon nach den Verträgen ein solches Separatprotectorat der französischen Krone nicht besteht, die Auffassung der Stellung dieser Macht zu den heiligen Orten als der einer Schutzmacht vielmehr nur auf dem Usus beruht. Oestreich verlangte nun Gleichstellung aller katholischen Mächte, der Patriarch weigerte sich dessen. Die wiener Regierung suchte beim Papst die Erfüllung ihrer Wünsche durchzubringen, und man will hier Zusagen auf Abstellung des Mißbrauchs erwirkt haben, auf deren Verwirklichung man aber wol noch so lange zu warten haben wird, als Frankreich dem Papst mehr imponirt wie Oestreich.

Als das Consulat inne wurde, daß es auf einen raschen Erfolg in dieser Sache verzichten müsse, begann es in Wien den Gedanken anzuregen, von den bisher an die Custodie des heiligen Landes gezahlten Collectengeldern nur noch so viel zu schicken, als nothwendig sei, um sagen zu können, man trage überhaupt noch zur Erhaltung der hiesigen katholischen Institute bei. Die Hauptmasse sollte von jetzt ab auf Gründung von Anstalten verwendet werden, welche den Namen Oestreichs führen und ganz unzweifelhaft Separatbesitz dieser Macht, wenn auch für alle Katholiken bestimmt sein sollten. Es war nicht die Meinung, damit das Protectorat Frankreichs in Frage zu stellen; nur die Anmaßung der Franzosen, allein für Schutz und Förderung der katholischen Interessen in Palästina zu sorgen, allein hier Besitz zu haben, sollte in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden. So begann man vor drei Jahren mit Errichtung eines östreichischen Pilgerhauses, welches jetzt vollendet und das schönste weltliche Gebäude Jerusalems ist. So sollte ferner die Druckerei im Salvatorkloster, die, wie bemerkt, 1859 bereits unter

der Direction eines wiener Geistlichen stand, sobald als möglich ganz von östreichischem Gelde erhalten und damit in ein specifisch östreichisches Institut verwandelt werden. Der Patriarch konnte dagegen nichts Erfolgreiches thun, indeß machte er seinem Verdruß dadurch Luft, daß er einerseits die Mönche, andrerseits den Consul nach Kräften ärgerte.

Als der Grundstein zum Pilgerhaus gelegt werden sollte, weigerte sich Valerga, die übliche Weihe der Kapelle vorzunehmen, und als der Guardian Reverendissimus der Franciscaner für ihn eintrat, zog er ihn darüber zur Rechenschaft, weil er nicht Bischof sei, worauf jener schwach genug war, die durch ihn erfolgte Einsegnung abzuleugnen. Dann richtete der Monsignore seine Angriffe direct gegen die Person des Consuls, indem er ihn — ich weiß nicht, ob beim Papst oder in Wien — anklagte, er habe sich monatelang Lebensmittel von den Franciscanern liefern lassen, habe einen ganzen Sommer im Kloster zu Bethlehem gewohnt, seine Schwester während einer Reise dort untergebracht, ohne eine einzige dieser Leistungen zu vergüten. Der Angeschuldigte vertheidigte sich, indem er die betreffenden Quittungen vorwies. Valerga machte dagegen geltend, die Mönche, die dem Herrn Consul jene Gefälligkeiten erwiesen, würden ihm, um seine Protection zu behalten, auch die Bescheinigung seiner Uneigennützigkeit nicht verweigert haben. Trotz dieser und ähnlicher Beleidigungen stattete von Pizzamano als kaltblütiger Charakter dem Patriarchen gelegentliche Staatsvisiten ab, und dies gab Gelegenheit zu neuen Insulten. Als er sich einmal melden ließ, wurde er zwar bis ins Vorzimmer gelassen und der Diener riß die Thür zum Sprechsaal weit auf. Wie der Consul aber eintreten wollte, hörte er Monsignore, der auf dem Tisch saß, sagen. „Melden Sie dem Herrn, ich hätte jetzt keine Zeit für ihn“.

Mit tiefer sittlicher Entrüstung wendet sich der Mann von Gefühl von einer solchen Behandlung eines Functionärs ab, der als Mitglied der Diplomatie die Gesetze der Etiquette doppel

hoch halten, ihre Verletzung doppelt schwer empfinden mußte. Aber vergeuden wir unser Mitleid nicht vor der Zeit: es sollte noch ärger kommen.

Bald nach jenem Vorfall langte der Herzog von Brabant in Jerusalem an und stieg im Hause von Pizzamanos ab. Als er das Bedürfniß fühlte, in der heiligen Stadt das Abendmahl zu nehmen, begleiteten ihn der östreichische und der französische Consul (damals Botta) nach der Kirche. Der Patriarch benutzte hier ein Versehen von Pizzamanos, um dem Gehaßten einen neuen Schlag beizubringen. Beiden Konsuln waren die sogenannten consularischen Ehren zugesagt, die darin bestehen, daß für jeden Vertreter der fremden Regierungen in der Kirche ein besonderer Sessel nebst Teppich bereit gehalten, ihnen an der Thür von einem Priester das Weihwasser gereicht und dann vor andern Laien und selbst vor den anwesenden Priestern die Hostie dargeboten wird. Nun aber war von Pizzamano, da der Herzog nicht in Uniform ging, in Civilkleidern erschienen, und dieser Umstand war genug, ihm jene Gebühr vorzuenthalten. Er fand zwar seinen besondern Sessel vor, als er jedoch mit dem französischen Consul an den Altar trat, um das Abendmahl zu empfangen, wurde er zurückgewiesen, und der Franzose erhielt die Hostie allein. Dann erst winkte man ihn wieder heran, aber er lehnte jetzt ab, und mit ihm verließ die ganze östreichische Pilgerkaravane die Kirche, ohne die Communion genommen zu haben. Diese Kränkung war zu schwer, als daß sie nicht von Wien eine Entschädigung erfordert hätte, und so wurde dem Opfer des patriarchalischen Hasses der Generalconsulstitel verliehen, dem, wenn ich nicht irre, Belgien einen Orden hinzufügte.

Der nunmehrige Generalkonsul konnte sich übrigens über die damals erfahrene Unbill auch damit trösten, daß es dem Nachfolger des französischen Würdenträgers, der ihm bei jener Gelegenheit vorgezogen worden, kurz vor meiner Ankunft nicht besser erging. Nachdem der jetzige Consul Frankreichs lange

Zeit, sicher nicht aus Neigung zu der Persönlichkeit des Monsignore, sondern weil dieser im Sinne der pariser Prätensionen wirkte, die Partei des Patriarchen vertreten, hatte er sich endlich, worüber, ist gleichgültig, mit ihm überworfen. Die Strafe folgte dem auf dem Fuße. Am Feste Mariä Empfängniß begab sich der Consul zur Kirche, ohne den Patriarchen, wie dieser erwartet, abzuholen. Die Folge war, daß dem Unglücklichen, als er in die Kirche trat, kein Weihwasser gereicht wurde und die Geistlichen Valergas sich so stellten, daß er nicht zu seinem Tabouret gelangen konnte. Er verlangte nun durch einen Parlamentär das ihm gebührende Wasser, aber ein Priester machte ihm über den Köpfen der Menge das bekannte Zeichen mit den Fingern, wodurch der Italiener emphatisch ausdrückt: „Es giebt durchaus nichts, Signor!“ und der Verhöhnte mußte unbeweihwassert abziehen. Ein Zeugniß für die kläglich kleinstädtische Art, in der man hier Politik treibt, ist der Umstand, daß der Herr Consul sich sofort zu einem Besuch bei der Gegenpartei, dem Reverendissimus der Franciscaner begab.

Inzwischen setzte der Patriarch seinen Kampf mit den widerborstigen Mönchen rüstig fort, ohne jedoch große Erfolge davonzutragen. Er beanspruchte für sich und die von ihm gegründeten Anstalten ein Drittel der Einnahmen des Klosters. Dieses weigerte sich und appellirte an den Papst, dessen Räthe nach langwierigen Verhandlungen das Abkommen trafen, daß der Patriarch jährlich 16,000 spanische Thaler von jenen Einnahmen haben sollte. Daß man ihm diese ausgezahlt, konnte er sich noch im Jahr 1859 nicht rühmen, und so war er auf das beschränkt, was ihm die Propaganda de Lyon sendete. Er wünschte ferner die Franciscaner ganz wegzuschaffen und an ihre Stelle französische Lazaristen einziehen zu lassen. Auch dieses ist völlig mißlungen. Verschiedene Wege wurden versucht, die Mönche zu Fall zu bringen, aber keiner führte zum Ziel. Das folgende Beispiel für die Methode, mit welcher der Monsignore und das ihn unterstützende französische Consulat dabei verfuhr,

ist charakteristisch sowol in Bezug auf den hochwürdigen geistlichen Herrn und seine weltlichen Bundesgenossen, als in Bezug auf seine Gegner.

Ein Spanier C. schreibt an die Väter Franciscaner, ob ein reicher alter Herr wie er in Jerusalem angenehm leben könne, wozu er den Genuß von Theater, Abendunterhaltungen, Spazierfahrten u. d. m. rechne; er gedenke in diesem Fall seinen Lebensabend hier zu beschließen. Es wird ihm, vermuthlich in der Hoffnung auf ein ansehnliches Legat, bejahend geantwortet. Er kommt an, und obwol er es anders finden mußte, zeigte er sich über den Unterschied zwischen Brief und Wirklichkeit durchaus nicht verwundert. Er hatte eine junge hübsche Dame mitgebracht, die er für seine Nichte ausgab, und deren Betragen ihren Namen — sie hieß Donna Innocenza — vollständig zu rechtfertigen schien. Nun begab sichs, daß Onkel C. einige Wochen nach seiner Ankunft in Geschäften nach Jaffa verreisen mußte. Er ließ die Nichte in Jerusalem zurück. Diese fühlte sich, als er länger ausblieb, unbehaglich und einsam, eine Empfindung, welche, als einer der höher gestellten Patres von St. Salvator ebenfalls nach Jaffa reisen mußte, so stark wurde, daß sie bat, sich dem geistlichen Herrn anschließen zu dürfen. Nach einigen Schwierigkeiten erlaubte man dies. So ritten sie zusammen nach Ramleh, wohin ihnen der Kanzler des französischen Consulats auf dem Fuße folgte. In Ramleh erhielten sie, wie billig, weitauseinandergelegene Zimmer und waren eben im Begriff, schlafen zu gehen, als das Fräulein Furcht vor den Blicken des Kanzlers äußerte, den sie erst jetzt bemerkt haben wollte, und dem sie unchristliche Absichten auf ihre jungfräuliche Unschuld zuzutrauen angab. So bat sie den Pater, sie die Nacht in einem Gemach neben dem seinen zubringen zu lassen, von dem sie wußte, daß seine Thür nicht zu verriegeln war. Der würdige Priester gestattete es, nichts Arges ahnend, und es ist nicht ganz undenkbar, daß auch nichts Arges vorging.

Am nächsten Morgen kamen sie nach Jaffa, und hier hatte

die Donna nichts Eiligeres zu thun, als zu ihrem Oheim zu stürzen, sich ihm, der — zufällig — große Gesellschaft bei sich hatte, zu Füßen zu werfen und ihm unter Thränenströmen zu gestehen, daß — daß der böse Pater A. in jener Nacht zu Ramleh in ihre Kammer gedrungen und — und ihr die Ehre geraubt. Der Oheim verzieh ihr mit dem milden Lächeln wehmüthiger Großmuth, setzte sich aber sofort, nachdem die erschrockene Gesellschaft aufgebrochen, an seinen Tisch und schrieb an den Reverendissimus zu Jerusalem einen Brief, in dem er die Unthat erzählte, Genugthuung forderte und die Sache öffentlich zu machen drohte, wofern man ihm nicht — den Pater exemplarisch bestrafte? Nein, Don C. war auch gegen den Uebelthäter der großmüthige Spanier. Er versprach zu schweigen, wenn ihm das Kloster ohne Verzug die Summe von 80,000 spanischen Thalern auszahle.

Die Mönche ließen sich durch diese Großmuth nicht verblüffen, und so kam es zur Untersuchung. Der französische Kanzler trat als Zeuge auf. Der Pater leugnete. Monsignore Valerga nahm sich der Angelegenheit gegen die Franciscaner an, und so gelangte der Proceß zuletzt vor das Forum des Papstes. Hier wurde er zu Gunsten der Mönche entschieden, und zwar einfach deshalb, weil die angestellten Recherchen über die Vergangenheit der klagenden Partei ergaben, daß Fräulein Unschuld bereits in Algier ein Kind gehabt und zwar von niemand anders als dem großmuthreichen Oheim. Das Ganze war eine Intrigue des Patriarchen im Verein mit dem französischen Consulat gewesen. Der spanische Viceconsul in Jaffa, von jenem mit einem Darlehn von etlichen tausend Piastern gewonnen, gegen die Franciscaner zu handeln, enthüllte, von letzteren — natürlich wieder mit dem silbernen Stimmhammer — umgestimmt, die ganze widerliche Intrigue, und der Vertreter Spaniens in Jerusalem, eine energische Natur, würde die betreffende Dame trotz der Gegenmaßregeln der türkischen Behörde, die mit im Complott war, verhaftet und als Ver-

läumderin eines Priesters in ein spanisches Zuchthaus abgeliefert haben, wenn die Partei, der sie zu dienen versucht, sie nicht in Mannskleidern aus der Stadt und dem Lande spedirt hätte.

Der ganze Proceß ist in Rom gedruckt worden und ein Exemplar davon in die Hände der Franciscaner von St. Salvator gelangt, bei denen mein Gewährsmann es gelesen hatte. Monsignore Valerga ließ es, als ihm davon Kunde geworden, auf Grund der kirchlichen Obedienz abfordern.

Bezeichnend ist noch, daß der Patriarch den erwähnten Spanier, während der Proceß schon im Gange war, zum Ritter des heiligen Grabes ernannte.

Aehnliche erbauliche Anekdoten werden mehre erzählt. Es mag aber hier mit der einen genug sein. Mögen sie in allem Detail oder nur in den Hauptpunkten wahr sein, zwei Thatsachen dürften nach meinen Erkundigungen feststehen, einmal, daß man sich auf beiden Seiten, vorzüglich aber auf der des Patriarchen, unwürdiger, bisweilen selbst schmutziger Mittel bedient, um den Gegner aus dem Sattel zu heben, und sodann, daß die moralischen Zustände unter den lateinischen Familien Jerusalems sich seit der Ankunft Monsignore Valergas und seiner Weltgeistlichen sehr zum Argen verändert haben.

Eine protestantische Gemeinde besteht in Jerusalem erst seit etwa zwanzig Jahren. Doch waren schon einige Decennien früher einzelne Evangelische hier ansässig. Die ersten Ansiedler waren Agenten der englischen Judenmission, die im Jahr 1820 ihre Arbeit in Palästina begann. 1834 erschienen Amerikaner, welche sich an die Bekehrung der Griechen machten, damit aber keine Erfolge erzielten und bald wieder abzogen. Das Jahr darauf setzten sich die englischen Missionäre fester, und man dachte an Erbauung einer Kirche. 1838 wurde der Bauplatz dazu erworben, 1842 der Grundstein gelegt, 1848 war sie vollendet. Sie steht auf dem Zion, vielleicht an der Stelle, die einst der Palast des Herodes einnahm und nimmt sich recht gut aus. Der Styl ist der gothische. Ein Thurm fehlt, und so hat man

die Glocke am Eingang aufgehangen. Das Innere erinnert durch die über dem Altar angebrachte schwarze Marmortafel, auf der man in hebräischen Goldbuchstaben das Vaterunser und die zehn Gebote liest, an die ursprüngliche Gestalt der Gemeinde, in welcher sie zu drei Vierteln ihrer Glieder aus getauften Juden bestand. Auch ihr erster Bischof — er hieß Alexander Wolff und traf 1841 hier ein — war von Geburt Israelit.

Im Jahr 1846 kam zu diesem Grundstamm der Protestanten ein anderes Element. Deutsche Handwerker erzählten einem Herrn Spittler in Basel von dem Elend und dem Bettel der jerusalemer Bevölkerung, und derselbe fand sich dadurch bewogen, hier ein „Brüderhaus" zu gründen. Er schickte einige Handwerker hierher, um das Volk nützliche Dinge zu lehren und nebenbei ein wenig als Laienmissionäre zu wirken. Die Anstalt wollte indeß nicht recht gedeihen, da sie nicht auf genaue Kenntniß der Verhältnisse basirt und die „Brüder" zum Theil übel gewählt waren. Die intelligenteren fanden die ihnen auferlegte Verpflichtung, ehelos zu bleiben, zu hart und traten zu den Engländern über, die ihnen bereitwillig die Heirath gestatteten und auch wol besser zahlten. Jetzt ist das „Brüderhaus" in der Hauptsache ein kaufmännisches Geschäft, ein großer Kramladen, der namentlich durch die Rührigkeit eines Herrn Löwenthal zu verhältnißmäßig bedeutender Ausdehnung und Blüthe gelangte.

1846 bekam die Gemeinde in Samuel Gobat, einem Berner, der früher Missionär in Habesch, dann Director einer Missionsanstalt auf Malta gewesen, einen neuen Bischof. Fünf Jahre später begründete der bekannte Pastor Fliedner, unterstützt vom König von Preußen, in Jerusalem ein Diakonissenhaus, welches die Bestimmung hatte, Kranke zu pflegen und die Jugend zu unterrichten. 1852 kam in einem der aus Schleswig vertriebenen Geistlichen ein Prediger für den immer stärker werdenden deutschen Theil der protestantischen Gemeinde an. Im nächsten Jahr trat zu der Judenmission eine andere, welche ihr Augenmerk vorzüglich auf die arabischen Christen lateinischen

und griechischen Bekenntnisses richtete. Die Zahl der Protestanten Jerusalems betrug im Jahre 1848 nicht mehr als etwa siebzig, jetzt dürfte sie ungefähr dreimal so groß sein. Anfangs fast nur aus Proselyten bestehend, hat die Gemeinde gegenwärtig eine weniger jüdische Physiognomie. Zuerst vorwiegend englisch in der Zusammensetzung ihres fränkischen Theils, begreift sie nun mehr Deutsche als Engländer in sich. Von letzteren rechne ich 35 bis 40, von ersteren 45 bis 50 zusammen, wobei aber die Kinder mitgezählt sind. Die Zahl der Proselyten soll sich auf etwas mehr als hundert belaufen, und zwar sind davon ungefähr achtzig Procent bekehrte Juden, und der Rest besteht aus Griechen, Lateinern und Armeniern, die zum Protestantismus übergetreten sind. Nur halb zu zählen sind die sogenannten „Enquirer", Juden, die sich zur Annahme des Christenthums gemeldet haben und die Kirche besuchen, aber noch nicht getauft sind. Wie viele deren sind, läßt sich nicht wohl angeben, da dieser Anhang der Gemeinde unsicher und schwankend ist.

Mit dem Bisthum und der Mission stehen ein wohleingerichtetes Hospital und verschiedene Schulen in Verbindung, von denen die Bischofsschule außerhalb der Stadt über dem Gihonthal die am zahlreichsten besuchte ist. Unter deren Zöglingen befinden sich auch einige mohammedanische Knaben, die Mehrzahl gehört Familien arabischer Protestanten an.

Es ist hier nicht der Ort, sich über den Nutzen von Missionen überhaupt zu verbreiten. Wenn aber gewisse Reisende auf der hiesigen einen besondern Segen Gottes ruhen lassen, so ist dem zu widersprechen. Es ist wahr, man hat einige Kinder unterrichtet, Handwerker gebildet und Kranke gepflegt und geheilt, und wenn ich mich auch der Meinung nicht erwehren kann, daß die darauf verwandten sehr bedeutenden Summen besser daheim, wollen sagen in Posen und unter den schlesischen Webern oder in Irland und in den britischen Fabrikdistricten, angebracht worden wären, so bin ich doch der Letzte, der diesen Leistungen die gebührende Anerkennung verweigern, ihren Ein-

fluß auf die Ausbreitung von Cultur und Civilisation leugnen möchte. Für die Hauptsache aber, oder für das, was der Mission Hauptsache ist, für das Christenthum ist wenig gewonnen worden. Man hat die Satisfaction, eine Anzahl Juden und andersgläubige Christen zum Hochkirchenthum bekehrt zu haben, aber man hat andrerseits, indem man sich jenen Juden nicht nur mehr als erlaubt, anbequemte*), sondern sie sogar bevorzugte, sie als Kinder des auserwählten Volks fast wie eine Art Adel behandelte, einmal diese Proselyten geburtsstolz gemacht, und dann selbst ein gewisses halbjüdisches Wesen angenommen, welches ohnehin schon im Geiste der englischen Kirche liegt. Und sehen wir uns diese getauften Israeliten an, so nimmt sich der Gewinn noch weniger tröstlich aus. Die meisten sind — wenn anders meine Quelle nicht übertreibt — nicht sowol durch Ueberzeugung als durch ein Verfahren gewonnen worden, welches sich, mit gesundem Menschenverstand betrachtet, nur wenig von einem Kauf unterscheidet. Die Mission ist eine Speculation auf die Armuth der jerusalemer Judenschaft. Man beschäftigt jüdische Tagelöhner unter der Bedingung, daß sie einige Tage in der Woche eine Missionspredigt hören. Man bezahlt jüdische Eltern dafür, daß sie ihre Kinder in die protestantische Schule senden. Man streckt bedürftigen Juden Darlehne vor und läßt sie ihnen, wenn sie „sich gut aufführen" (behave properly), d. h. sich zur Taufe bequemen. Man berichtigt Miethen, schickt Kranken Arzneien, Wöchnerinnen Speise — alles in der Absicht, sie zu fesseln.

Die Folgen dieser Bekehrungsmethode liegen am Tage. Viele der Proselyten melden sich nur, um sich aus der Noth helfen zu lassen, und einige sind sogar anrüchige Subjecte, nach

*) Man hat bei dem hebräischen Gottesdienst in der Zionskirche Gebetbücher mit den gewöhnlichen jüdischen Synagogengebeten in Gebrauch, welche letzteren nur wenig abgeändert, nur mit einigen Anspielungen auf christliche Glaubenssätze vermehrt sind.

deren Vergangenheit man nicht fragen darf, da es die Herren von der Mission in Verlegenheit bringen würde. Man weiß, daß eine Anzahl speculativer Hebräer eigens zu dem Zweck nach Jerusalem gekommen sind, um sich hier taufen zu lassen, wo der Uebertritt einträglicher als anderwärts ist, und es soll Beispiele geben, wo solche in Religionswechsel machende Voyageurs sich auf dem Herwege an verschiedenen Orten das heilige Wasser appliciren ließen, um die Reisespesen zu decken. Eine ziemliche Anzahl von Proselyten sind auch, als der pecuniäre Erfolg ihren Erwartungen nicht entsprach, wieder zum alten Glauben zurückgekehrt, und wenn bei meiner Anwesenheit in Smyrna ein dortiger Jude, dem der Missionär für den Uebertritt eine Anstellung als Bibelcolporteur mit vier Pfund Sterling monatlich versprochen, ungenügsamerweise wieder zu Moses umwandte, als die Missionsgesellschaft nur zwei Pfund bewilligen wollte, so werden sich dem Vorfall aus dem Wirkungskreis der geistlichen Herren auf dem Zion mehre ganz ähnliche Metamorphosen an die Seite stellen lassen.

Ich bin weit entfernt, der hin und wieder gehörten Ansicht beizupflichten, die Herren von der Mission wünschten auf diese Weise nur dahin zu gelangen, für die reichen Mittel, die ihnen von London zufließen, in der Zahl der Proselyten entsprechende Ergebnisse aufweisen, gegenüber so und so viel Pfunden so und so viel getaufte Juden buchen zu können. Sie sind, so viel mir bekannt, redliche Seelen, und der Grund ihres Verfahrens, das beiläufig wol in den meisten Missionen dasselbe ist, liegt wol vielmehr darin, daß sie dem Taufwasser magische Kraft beimessen, ein Glaube, von dessen Grundlosigkeit sie freilich schon längst die Erfahrung überzeugt haben sollte.

Der Geist, der die jerusalemer Protestanten mit wenigen Ausnahmen erfüllt, ist eine Mixtur aus englischem Hochkirchenthum, jüdischem Wesen und deutschem Pietismus, wozu sich in neuester Zeit noch ein bedenklicher Chiliasmus gesellt hat, der in der Apokalypse das Hauptbuch des neuen Testaments zu sehen

und die Träumereien Elliots als tiefe Wahrheiten zu betrachten scheint. Man hat nicht genug an dem reichlich bemessenen Gottesdienst in der Kirche und hält darum jede Woche noch Betstunden in einem Privathause, wobei außer den Geistlichen auch Laien sich fleißig mit Beten und Ermahnungen vernehmen lassen. Als Ursache dieser Einrichtung gab man mir folgendes an:

Wie in einem frühern Kapitel angedeutet worden, brach im Jahr 1858 in Amerika wieder einmal eins jener „Revivals" aus, welche die Gemüther der Yankees von Zeit zu Zeit epidemisch erschüttern. Geistliche wie Laien wurden von dem religiösen Enthusiasmus wie von einer elektrischen Strömung erfaßt, und von Grafschaft zu Grafschaft, von Staat zu Staat pflanzte sich der wilde Taumel fort. Advocaten, Commis, Weiber organisirten sich zu großen Betergesellschaften, schrien unter Zuckungen und Verrenkungen Gott um Erbarmen mit ihrer Sündhaftigkeit an, weissagten von der Nähe des jüngsten Gerichts und trieben allerlei andern gottesfürchtigen Unfug. In Schottland entwickelte sich aus der Kunde hiervon eine ähnliche Epidemie, und selbst in England prickelte und zuckte es.

In Jerusalem sah man in diesem beklagenswerthen Wahnwitz einen besondern himmlischen Segen, eine Art Ausgießung des heiligen Geistes, ein letztes großes Pfingsten der gläubigen Menschheit. Dazu kam die Meinung, daß die Welt in den letzten Jahrzehnten auffallend gottloser geworden, dazu wieder die Gestaltung der politischen und socialen Verhältnisse in Europa, der Aufgang des napoleonischen Sterns, der orientalische Krieg und zuletzt die drohenden Aspecten in Italien. Alle diese Phänomene wurden mit der Offenbarung Johannis in Verbindung gebracht. Man erblickte, wie es schien, in dem Kaiser Napoleon den Antichrist, mindestens dessen Vorläufer, man sprach ausdrücklich davon, daß die Ausgießung der letzten apokalyptischen Zornschale nahe bevorstehe, die Parusie Christi vor der Thür sei. So bereitete man sich denn in jenen Conventikeln, an welchen ich den Bischof mit allen übrigen Geistlichen der Gemeinde theilnehmen

sah, auf das Ereigniß vor, ahmte bis auf Weiteres so gut es die cisatlantische Natur hergab, das Treiben der Amerikaner nach und erwartete, daß demnächst auch hier die rechte Erweckung beginnen werde. Indeß schien mir mehr ein verirrter Verstand, als ein heißes schwärmerisches Herz die Sache eingeleitet zu haben. Es war etwas Gemachtes in diesen Conventikeln. Die alten Pietisten beteten ganz anders als hier die Geistlichen, und was die Uebrigen betrifft, so war ihr Schreien sicher laut genug, der Inhalt ihres Betens aber kam mir wie eine Uebersetzung der schönen politischen Reden unsrer Handwerksgesellen von 1848 ins Religiöse vor. Es waren lange Ketten kirchlicher Phrasen ohne wirkliche tiefe Empfindung als die des Wohlgefallens, daß man sich so wohlgesetzt und fließend mit seinem Herrgott über das Thema des Tages unterhalten könne.

Wie sonst vollkommen verständige, sonst durchaus ehrenwerthe Männer gleich diesen Geistlichen in ein solches Treiben hineingerathen konnten, scheint mir nur daraus erklärlich, daß man hier von den großen Kreisen der deutschen Bildung entfernt und dem Schauplatz der jüdischen Messiashoffnungen um so näher ist. In der That, ich dachte während der Gebete jenes Conventikels lebhaft an die oben beschriebene Scene auf dem Klageplatz der Talmudjuden. Ich dachte aber auch noch an etwas Anderes.

Nicht weit vom Palast des armenischen Patriarchen wohnte 1859 seit Jahren schon unter einem Feigenbaum ein englischer Sonderling Jones (nach Andern Dickson), der sich, in allen übrigen Dingen ziemlich vernünftig, für den Johannes Baptista des wiederkehrenden Christus hielt. Er stieß jeden Morgen und jeden Abend in die Posaune, um der heiligen Stadt die Nähe des tausendjährigen Reichs zu melden, mit dessen Engeln er gelegentlich Zwiesprache pflog. Früher sah man ihn viel mit einem Lamme, das er an einem Bande führte, spazieren gehen, und da er sich auf die Malerei verstand, so porträtirte er das Thier, und zwar der Abwechslung halber bald weiß, bald blau, bald in andern Farben. Zwei der hiesigen Geistlichen besuchten ihn einmal, um

ihn von seiner Monomanie zu heilen. Er hörte sie geduldig an, als sie aber weggingen, fanden sie, daß ihre Einwürfe und Vorstellungen ihn nur in dem Glauben an seine Mission bestärkt hatten. Der Besuch der „Schriftgelehrten“ war ihm lediglich ein Zeichen gewesen, daß er der rechte Johannes sei.

Was ich mit dem einen der Geistlichen über die hier aufgekommene Auffassung der Zeit und ihre Beziehung zur Apokalypse sprach, wird eine ähnliche Wirkung gehabt haben. Aber vielleicht sind dem Beklagenswerthen schon die Augen aufgegangen, und er hat die betrübende Wahrheit erkannt, daß Mr. Dickson-Jones nur die Karrikatur der übrigen jerusalemer Chiliasten war*), denen blos der Feigenbaum, die Posaune und das blaue Lamm mangelten. Wo nicht, so möge ihm bald Licht darüber werden, daß unsre Zeit, wenn auch nicht die Normalzeit, doch eine nicht blos klügere, sondern auch sittlich bessere Zeit als die frühere und jedenfalls keine solche ist, die das Weltgericht herausfordert. Bis dahin mag er mir, der ihn in andern Beziehungen hochschätzt, ein geneigtes Andenken bewahren.

Daß der Streitteufel, der in der Luft Jerusalems schwebt, auch unter den Protestanten Unheil anstiften würde, war schon deshalb zu erwarten, weil er in der Verschiedenheit der Nationen, welche die Gemeinde vereinigt, und in der starren, stolzen Exclusivität der englischen Hochkirche ein passendes Feld für seine Saat fand. Ebenso verstand sich von selbst, daß es dabei zu keinen solchen Rohheiten und Unwürdigkeiten kommen könnte, wie sie die Streitigkeiten der Lateiner und Griechen bezeichnen.

---

*) Der arme Mensch hat den Weltuntergang nicht abgewartet. Im Herbst 1859 verstummte seine Auferstehungs- und Gerichtsposaune. Die Nachbarn wunderten sich ein paar Tage, den wohlbekannten Ton nicht mehr zu hören, meinten indeß, das gehe sie nichts weiter an, bis endlich ein immer pikanter werdender Verwesungsgeruch sie nachsehen hieß, was geschehen, und man den unglücklichen Prodromus des wiederkehrenden Christus auf den Steinen vor seinem Feigenbaum in einem Zustand fand, der jenen unbequemen Duft rechtfertigte.

Es war indeß immerhin schlimmer als es hätte sein sollen. Lange Zeit bemühte sich der König von Preußen vergeblich, der durch seine romantische Liebhaberei für das heilige Land nach Jerusalem verpflanzten preußischen Kirche eine ebenbürtige Stellung mit der englischen zu erwirken. Die britischen Bischöfe schlugen das Verlangen, dem hier wie in England den Gottesdienst regelnden Commonprayerbook die (hier natürlich besonders kräftige und werthvolle) Fürbitte für den deutschen Fürsten einzuverleiben, rund ab. Sie wollten dem deutschen Geistlichen die Erlaubniß, in der gemeinschaftlichen Kirche zu predigen und andere Amtshandlungen zu verrichten, nicht eher ertheilen, als bis er sich der englischen Ordination unterworfen habe, die bekanntlich nach dem Glauben der Hochkirche ganz ebenso wie nach demjenigen der römischen und griechischen allein den rechten heiligen Geist fortpflanzt. Sie gestatteten zwar, daß die deutsche Sprache in der Kirche gebraucht werde, aber die Deutschen sollten nur Nachmittags eine Predigt in ihrer Zunge hören und sich nur der englischen Liturgie bedienen dürfen. Das gab natürlich böses Blut und rief wiederholt Einspruch gegen diesen Hochmuth hervor, der um so weniger Recht hatte, als Preußen beträchtliche Summen zu den kirchlichen Instituten auf dem Zion beitrug und namentlich den Gehalt des Bischofs zum großen Theil bestritt.

Endlich kam es zu einem Compromiß, welches dem deutschen Pfarrer die Kanzel in der Zionskirche aufschloß, ihm den Gebrauch eines preußischen Kirchenbuchs bei der Liturgie zugestand und die Fürbitte für den König von Preußen geschehen ließ. Auch auf die Reordination der deutschen Geistlichen wurde Verzicht geleistet. Allein die Stellung des deutschen Theils der Gemeinde ist noch immer eine untergeordnete; denn ihr Pastor darf nur einen Sonntag um den andern und dann nur des Nachmittags in der Kirche den Gottesdienst halten, und wenn der Bischof in deutscher Sprache predigt, wird noch immer die Uebersetzung der englischen Liturgie gebraucht.

Ich wohnte einem dieser Nachmittagsgottesdienste (selbstver-

ständlich auch allen Vormittags- und Wochentagsandachten) bei, und ich kann nicht behaupten, daß er mich sehr angesprochen hätte. Die Predigt des Bischofs über geistige Auferstehung hatte ihre Verdienste; doch störte den Norddeutschen der Schweizerdialekt mit Worten wie Finschterniß, giebscht, bischt u. a., und die halbenglische Weise, freizusprechen und gleichwol gelegentlich aufs Blatt zu sehen, wollte auch nicht gefallen. Evangelium und Epistel wurden von einem andern Geistlichen mit stark englischem Accent verlesen, die Melodie: „Jesus, meine Zuversicht" nach einer weniger schönen Melodie als bei uns gesungen. Das Commonprayerbook mag sich englisch recht gut ausnehmen. In deutscher Version, in deutschen Gemeinden angewendet, macht es mit seinen genau formulirten Anweisungen, Gott „proper" zu dienen, den Eindruck eines Etiquettenbuchs, welches die Cour am herrgöttlichen Hofe ordnet; mit seinem fünfmaligen Vaterunser aber und seinem abwechselnden Sprechen der Psalmenverse durch Geistlichen und Gemeinde erinnert es bald an die klappernde Paternostermühle katholischer Rosenkranzandachten, bald an das gedankenlose und übelklingende Hermurmeln der Gebetsordnung in Judenschulen.

War auf die angegebene Weise wenigstens ein leidliches Verhältniß zwischen den beiden Theilen der Gemeinde hergestellt, und schienen die Geistlichen derselben sich jetzt gut mit einander zu vertragen, so fand Asmodi oder wie der Säemann des Aergernisses in Jerusalem sonst heißt, in neuester Zeit doch wieder Gelegenheit, Unkraut unter den Weizen zu säen, und es entbrannte ein großer Zank zwischen dem Bischof und dem englischen Consul, der die Gemeinde noch 1860 in zwei Hälften trennte. Was die eigentliche Ursache und der Gegenstand des Zerwürfnisses war, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Die bischöfliche Partei drückte sich darüber sehr unbestimmt aus, so daß ich glauben möchte, auch sie sei nicht ohne alle Schuld. Mit den Gegnern aber meinte ich mich nicht einlassen zu dürfen, da ich in diesem Fall den mir näher stehenden Deutschen, welche

mit der großen Mehrzahl der englischen Glieder der Gemeinde eifrig bischöflich sind, verdächtig geworden wäre. Vielleicht, daß uns Fräulein Friederike Bremer, der es möglich war, sich in den Soireen beider Parteien zu bewegen, Genaueres erzählt. Indeß ist bei der Methode, Herbheiten zu vermeiden und sein Urtheil durch Dankbarkeit bestimmen zu lassen, kaum viel Brauchbares über gesellschaftliche Zustände zu sagen.

Nach dem, was ich erfuhr, war der Zank im Wesentlichen ein Etiquettenstreit wie die große Mehrzahl der kleinen Zerwürfnisse unter den Franken von El Kods, und seine Hauptursache der Ehrgeiz einer Frau. Die Frau Consulin, Tochter eines Reverend Mac Caul, der eine gelehrte Widerlegung des Talmud geschrieben, selbst eine Gelehrte, wollte eine Rolle in der Gemeinde spielen, die Erste in derselben sein, in die Geschäfte des Bischofs hineinreden, die alte Vergötterung der Juden fortgesetzt sehen, das auserwählte Volk andern Proselyten vorgezogen haben u. s. w. Bischof Gobat ging darauf nicht ein, und seine Gemahlin, deutsch ehrlich, ein klein wenig derb und geradezu, verhielt nicht immer ganz, was die Etiquette zu verhalten gebot. Der Consul, ein Engländer, wie man sie sich bei uns alle vorzustellen pflegt, sonderlich und wunderlich, steif und starr, im Uebrigen vom Willen seiner „Missis“ abhängig, stellte sich in Bullenbeißerposition, umgab sich mit einigen anrüchigen Individuen aus der von der Frau Consulin protegirten getauften Judenheit, intriguirte in Zeitungen gegen „the prussian bishop“ und gerieth, als die Gegner nicht nachgaben und seinem groben Geschütz gegenüber ebenfalls Batterien auffuhren, in solchen maßlosen Aerger, daß er den Bischof durch Ankündigung von Stadtarrest zu seinem Willen zu nöthigen suchte. Nach langem unerquicklichen Hin- und Herschreiben bekam er in London wie in Berlin Unrecht, und daß er wirklich im vollen Unrecht war, geht für mich mit Evidenz daraus hervor, daß der preußische Consul auf Seiten des Bischofs steht.

Ich erzählte im vorigen Capitel, wie sich ein Spanier erkundigt,

ob man in Jerusalem angenehm leben könne, und will nun ausführlich darauf antworten, soweit die Antwort nicht schon im Bisherigen liegt. Von selbst versteht sich, daß es hier kein anderes Theater giebt, als das auf dem Golgatha, daß ein Ball in der dreimalheiligen Stadt den Frommen als mindestens ebenso verdammenswerthe Entheiligung Zions erscheinen würde, wie die Prügeleien in der Grabeskirche, daß die Crinolinen sich der engen Straßen wegen auf sehr bescheidene Maße beschränken müssen. (Eine Ausnahme, die sich auf dem Bezetha bisweilen zeigte, war eine doppelte Kühnheit, da sie, allerdings gigantisch, nicht nur gegen die Mauern der Gassen, sondern auch gegen die — vielleicht zu prüden — Schicklichkeitsbegriffe des weiblichen Zion anstieß). Indeß schließt der Mangel dieser Dinge eine behagliche Existenz nicht aus. Leider fehlen aber auch noch manche andere, vielleicht wesentlichere Erfordernisse zu dem, was wir uns Comfort zu nennen gewöhnt haben. Zunächst ist für Musik nur dürftig gesorgt. Fortepianos giebts in Jerusalem, so viel mir bekannt, fünf, gute nur zwei, Personen, die mehr als zu klimpern verstehen, gleichfalls nicht mehr als zwei. Die Engländerinnen interessirt nur Kirchenmusik und Walzer. Von den deutschen Damen spielt, wie ich glaube, Frau von Pizzamano, wenigstens stand in ihrem Salon ein Pianino, und sodann die Gemahlin des preußischen Consuls, letztere als Tochter von Moscheles natürlicherweise mit Virtuosität. Mit dem Gesang verhält sichs nicht viel besser. Deutsche haben ein Singkränzchen gegründet, welches beim Jahresfest der Diakonissinnen in recht braver Weise mitwirkte. Die eine Tochter des Bischofs besitzt eine schöne Stimme, die aber leider keine Schule hat. Außerdem hört man in Jerusalem nur Orgeln, arabische Pauken und Schalmeien, arabische Lieder durch die Nase gesungen und das unaufhörliche klagende Geheul der türkischen Hörner auf Kasernenhof und Exercierplatz.

Spaziergänge verbietet am Tage die Sonne, am Abend der Thorschluß und die Unsicherheit der Gegend. Eine englische Dame, die einige Monate vor meiner Ankunft den Verhältnissen

Trotz geboten und nach Sonnenuntergang einen Besuch außerhalb der Stadt gewagt, war am andern Morgen ermordet gefunden, ein Deutscher, der in einem Garten vor dem Jaffathor wohnte, schon zweimal von Räuberbanden heimgesucht und das eine Mal ausgeplündert worden. Der gewöhnliche Spaziergang ist ein steiniger, baum- und schattenloser Platz vor dem eben genannten Thor, der nur das Gute hat, daß man hier den Westwind frisch, wie er vom Meer kommt, und ohne Eau de Jerusalem in die Lungen ziehen kann. Zuweilen arrangirt man ein Mittagsmahl unter einem der Bäume im Gihonthal oder unter der großen Terebinthe zwischen dem Jaffa- und dem Damaskusthor. Der Platz muß aber dann vorher sorgfältig untersucht werden, da die Araberinnen, die hier ebenfalls ihre Picknicks halten, auf solchen Orten lebendige Andenken zurückzulassen pflegen, die man nicht gern mit nach Hause nimmt.

Clubs, wo man des Abends seinen Robber Whist spielen könnte, giebt es nicht, Leihbibliotheken ebensowenig. Die Zeitungen kommen so spät an, daß man hier in politischen Dingen stets um zwölf bis vierzehn Tage jünger ist, als das vom Telegraphen genährte, von den Eisenbahnen verproviantirte westeuropäische Publicum. Von deutschen Blättern sah ich nur die Triester und die Neue Preußische Zeitung. Die Nachricht von dem Ultimatum Oestreichs an Sardinien erfuhr ich nicht vor dem 8. Mai, dagegen spukte die Schlacht bei Solferino gewissermaßen vor, da sich schon am 15. Mai unter den hiesigen Griechen und Italienern das Gerücht verbreitete, Oestreich habe eine große Niederlage erlitten und bei derselben nicht mehr und nicht weniger als dreißigtausend Mann an Todten eingebüßt.

Von Hauslehrern, Musikunterricht für Kinder u. dgl. muß abgesehen werden, da man sich die Gelegenheit von Europa verschaffen müßte und dies mit zu großen Kosten verknüpft sein würde. Gute Dienstboten sind selten und theuer. Köchinnen hat man sich ebenfalls aus der Heimath mitzubringen, da mit Araberinnen in der Küche absolut nichts anzufangen ist.

Geschickte Handwerker gehören gleichermaßen zu den Seltenheiten, indeß kann man jetzt wenigstens einen leidlich guten Stiefel und einen erträglichen Rock gemacht bekommen. Alles, was zum Luxus gehört, muß von auswärts verschrieben werden und ist in Folge dessen in der Regel noch einmal so theuer als in Deutschland. Indeß dürfte das mit der Zeit sich anders gestalten, da das Bestreben des obengedachten Kaufmanns Löwenthal, die Jerusalemer mit den Bedürfnissen der Kultur zu versehen, sich allmählig auf andere Branchen als die nothwendigsten ausdehnen und andrerseits nicht ohne Concurrenz bleiben wird.

Daß Jerusalem ein gesunder Aufenthaltsort sei, wird man schon aus seiner hohen Lage schließen. Die Hitze ist im Sommer ziemlich stark, aber wegen der reinen Luft nicht eben drückend. Bemittelte, denen es in der Stadt zu heiß wird, halten unter Zelten in Thälern, welche dem Winde offen sind, eine Art Sommerfrische. Landhäuser anzulegen, ist der Beduinen wegen nicht gerathen. Von Krankheiten kommen vorzüglich Wechselfieber, die Folge der Cisternen, welche sich unter jedem Hofe befinden, Augenentzündungen, Dyssenterien, Masern und eine Halskrankheit vor, welche in Anschwellung der Mandeln besteht und bisweilen tödtlich wird. Aerztliche Hülfe ist zur Genüge vorhanden. Die Herren sind zwar mit Ausnahme des Judendoctors Engländer, und diese geben der Apotheke oft mehr zu verdienen, als die neue deutsche Schule gutheißen würde, aber man hat Ursache, dem Himmel zu danken, daß man sie hat und nicht an Italiener verwiesen ist, die im Wesentlichen mit Blutegeln und der Lanzette curiren.

Wohnungen sind sehr theuer, und ebenso sind in den letzten zehn Jahren die Preise der Lebensmittel gestiegen. Ein geheizter Ofen, im Winter auch hier eine Wohlthat und darum jetzt nicht selten unter den Franken, ist gleichfalls ein Gegenstand, der nicht unbeträchtliche Ausgaben erfordert. Man brennt Knickholz und Gestrüpp, welches aus der Gegend von Hebron kommt und bündelweise verkauft wird.

Die Auswahl von Speisen ist sehr beschränkt, und so hat das Genie der Hausfrauen, aus Einerlei Mancherlei zu machen, weiten Spielraum. Rindfleisch ist selten und niemals gut zu haben, Kalbfleisch gar nicht. Das Schaf liefert wie in der ganzen Levante auch hier das Hauptgericht für die Tafel. Außerdem kommen bei Wohlhabenden Hühner, Kalekutten, Rebhühner und wilde Tauben, im Winter Fische, bisweilen auch Hasen und Gazellen auf den Tisch. Amerika schickt Schinken, die Lombardei Salami. Kuhmilch ist schwer zu bekommen, man hat sich daher mit Ziegenmilch zu begnügen. Mit der Butter muß in den letzten Jahren eine erfreuliche Veränderung vorgegangen sein; während andere Reisende darüber klagen, habe ich im Hospiz stets nur sehr wohlschmeckende gefunden. Trockne Gemüse werden eingeführt, namentlich Reis, der in der Form von Pillaw auch von den Franken häufig genossen wird. Die achtbare Familie der grünen Gemüse ist nur durch die Gurke und ihren Vetter, den Kürbiß, ferner durch die Bohne und ihre Stiefschwestern Erbse und Linse, durch Kopfsalat, Spinat und Rüben, sowie durch Artischocken vertreten. Die Kartoffel ist so aus der Art geschlagen, daß ihre Verwandten in Deutschland sie nicht als verwandt, kaum als verschwägert anerkennen würden. Die palästinensischen Feigen verhalten sich zu denen von Smyrna, wie die Orangen von Jaffa zu denen, die uns Sicilien spendet. Dagegen sollen die Melonen sehr schön sein, und ebenso werden die Trauben von Hebron hoch gerühmt.

Für Getränk ist zunächst durch die Cisternen gesorgt, deren Wasser in der Zeit, wo ich in Jerusalem war, wie das beste Quellwasser schmeckte. Es soll durch Ablagern noch besser werden und niemals die garstige Blume und Farbe annehmen, die man bei längern Seereisen an dem mitgenommenen Wasser zu verwünschen hat. Der gebildete Verehrer der Gaben Gottes lebt aber nicht von Wasser allein, und so genießt er hier auch Kaffee, den ich an den meisten Orten schlecht, und Thee, den ich überall gut bekam. Desgleichen stärkt und erfreut er sein

Herz mit Wein; wenn er vermögend ist, mit Bordeaux Nummer eins (Nummer zwei scheint ein Absud von Blauholz, Heidelbeeren und Alaun zu sein), Marsala, Sherry und Champagner; wenn er hochkirchlicher Geistlicher ist, mit dem würdevollen Port, dem Magentrost und Sorgenbecher der Männer Altenglands. Der hiesige Landwein ist, gut behandelt, ein nicht zu verachtendes Naß. Er hat dann einen Geschmack wie Neßmüller und dasselbe Feuer. Ich sah nur weißen. Der beste wird von zwei Deutschen, dem Hospizwärter Diehl und einem gewissen Schäfer in Bethlehem bereitet. Ob er sich hält und durch Alter gewinnt, ist noch nicht versucht worden, da man hier keine geeigneten Keller besitzt. Wie ich hörte, verschickt man ihn seit einiger Zeit an Spittler in Basel, und wer von den Lesern seinen Geschmack probiren will, kann ihn von da ziemlich wohlfeil beziehen. Der Wein der Juden ist ein süßlicher rothgefärbter Mischmasch, den Vater Noah, wie ich mir ihn vorstelle, gewiß nicht gemocht hätte. Schnäpse aller Art findet man in den griechischen Schenken, englische Biere bei Löwenthal und im Mediterranean-Hotel auf der Christengasse. Daß auch deutscher Gerstensaft in Jerusalem quillt, werde ich mit gebührendem Patriotismus im nächsten Kapitel an einem Beispiel erläutern.

Der Ton, der durch die fränkische Gesellschaft geht, ist, wie dies von einer kleinen Colonie nicht anders zu erwarten, ziemlich kleinstädtisch, und da er von Diplomaten angegeben wird, hält man einerseits viel auf Förmlichkeiten, andererseits auf einen guten Vorrath von Skandalgeschichtchen. Ausnahmen davon scheinen selten zu sein. Es ist, als ob die Häuser trotz ihrer dicken Mauern durchsichtig wären, so gut ist jeder über die Verhältnisse seines Nachbars unterrichtet. Der Klatsch ist in allen Nüancen ausgebildet, ebenso das übelnehmische Wesen, welches sich an kleine Verletzungen der Etiquette stößt. Wird man jemand in Gesellschaft vorgestellt, so erwartet er einen Besuch, namentlich wenn er sich zu den Honoratioren rechnen darf.

Kommt man nicht, macht man eher bei andern als bei ihm Visite, hält man sich bei andern länger auf, so ist er verletzt, und es kann einem begegnen, daß er beim nächsten Zusammentreffen vergessen hat, daß man existirt.

Sehr verdient um die Geselligkeit unter den Franken machte sich der protestantische Bischof durch die Soireen, die er während meiner Anwesenheit jede Woche veranstaltete, und zu denen außer den Consuln und andern Einheimischen von Distinction auch Fremde, die ihm vorgestellt waren, Einladungen erhielten. Ich sah hier den preußischen, den russischen und den französischen Consul, den russischen Bischof, die verschiedenen Prediger der protestantischen Gemeinde, den englischen Arzt, russische und amerikanische Touristen und einen Kranz von Damen. Man unterhielt sich über Tagesfragen, besah sich die auf den Tischen des Salons ausliegenden neuesten Bücher über den Orient, musicirte ein wenig, ließ sich Thee und später Wein mit Confect präsentiren, alles ziemlich ungezwungen. Wenn zum Schluß die ganze Gesellschaft aufrauschte, um ein paar Capitel aus der Bibel vorlesen zu hören und dann, das Gesicht nach der Stuhllehne gekehrt, auf die Knie fiel, zu beten, so mag das dem Deutschen eigen vorkommen. Bei einem Bischof der englischen Kirche ist es Gewohnheit und als solche zweite Natur.

Zum Schluß ein Wort über die Hauptpersönlichkeiten der fränkischen Gesellschaft in Jerusalem, soweit sie nicht schon erwähnt sind. Hier kommen zunächst die Consuln, die Mitregenten der Stadt in Betracht. Sie sind, da ein Handel mit Europa kaum existirt, lediglich Richter und politische Agenten. Ihre Wirksamkeit ist von verhältnißmäßig neuem Datum; denn Syrien war bis zu seiner Eroberung durch Mehemed Ali ein wenig beachtetes und in politischer Hinsicht kaum in Betracht kommendes Land. Ueber Gebühr aber trat es in den Vordergrund, als nach Vertreibung der Aegypter und Wiedereinsetzung des Sultans in seine Rechte die bei dem dreißigjährigen Weltfrieden vor Langeweile vergehende Diplomatie als einzige Quelle

von Auszeichnungen, Orden und ähnlichen Vortheilen die Libanonfrage erfand, in deren Gefolge zunächst die Generalconsulate von Beirut und dann die Consulate von Jerusalem ins Leben traten. Besagte Frage verrückte in gewissem Maß die Parteistellung der Großmächte. Rußland zeigte starken Widerwillen gegen allgemeine Verhandlungen über die Verbesserung der Lage der syrischen Christen. Das damals eng mit ihm verbündete Preußen dagegen wurde durch das Interesse seines Königs für die Christensache England genähert und zog allmählig auch Oestreich mit sich fort. Das erste Consulat in Jerusalem war das britische, es wurde schon 1839 geschaffen. Dem englischen Consul folgten 1843 ein preußischer, ein französischer und ein sardinischer. Etwas später traf ein spanischer, dann ein amerikanischer ein, hierauf, im März 1849 ein östreichischer, endlich, zehn Jahre nachher, ein russischer.

Bis zum Jahr 1855 duldeten die Türken nicht, daß die Consulate ihre Flaggen entfalteten. Die Feier des Falls von Sebastopol gab Veranlassung, dies zum ersten Mal zu thun, und jetzt wehen die Farben der verschiedenen Nationen, von Kronen überragt, auf ihren hohen Masten jeden Sonntag und bei allen sonstigen Feierlichkeiten.

Jeder Consul hat seinen Dragoman, der meist ein lateinischer Araber ist, seine Kawassen, welche ihm als Boten, Aufwärter und Polizeileute dienen und gewöhnlich Türken oder Araber sind, und deren er nach Belieben und Vermögen zwei oder drei hält, endlich in der Regel auch seinen Kanzler. Die Dragomane sind nicht blos Dolmetscher, sondern betreiben zugleich Geld- und Mäklergeschäfte. Keiner von ihnen spricht deutsch; denn die Geschäftssprache ist italienisch. Jedes Consulat hat in den kleinern Städten Palästinas Consularagenten, meist wohlhabende Araber, die bisweilen für ihre Bestallung, welche ihnen einen Titel, das Recht Kawassen zu halten, eine Flagge auszustecken und andere Vortheile gewährt, ohne dafür besonders mühevolle Leistungen zu verlangen, recht erkenntlich sein sollen. Auf der

Straße zeigt sich ein Consul nie anders als mit seinem Kawassen, der, wenn sein Herr daheim ist, an der Thür als Portier Wache steht. Von den consularischen Ehren in der katholischen Kirche ist im Vorigen die Rede gewesen; die protestantische weiß davon nichts.

Das Ansehen dieser Diplomaten wechselt mit dem Ansehen der betreffenden Gesandten in Konstantinopel. Der beliebteste schien mir der preußische zu sein, der mächtigste war bis vor Kurzem der französische, aber weniger durch die geschickte Politik, die er übte, als durch den Druck, mit dem Herr von Thouvenel in Konstantinopel mit den 25,000 Franzosen, die damals bei Skutari lagerten, seine Forderungen unterstützte, und durch die Angst vor Absetzung, in der Kiamil Pascha dem Repräsentanten Frankreichs allenthalben willfahrte, bis es der Pforte zu stark wurde, und sie den nachgiebigen Verwalter ihrer hiesigen Interessen durch den jetzigen Pascha ersetzte.

Die letzte wichtige Eroberung der Franzosen in Jerusalem war die Abtretung der Annenkirche an sie. Da diese seit Jahrhunderten im Besitz einer mohammedanischen Gemeinde war und an Christen nicht einmal gern Privathäuser, geschweige denn Moscheen überlassen werden, so hielt es schwer, dies durchzuführen, und als es erreicht war, erregte es nicht blos den Zorn der Moslemin, sondern auch den Neid der christlichen Sekten. Die Franzosen hatten Kiamil Pascha versprochen, ihm, falls er behilflich, das Muschirat zu verschaffen. Dann hielt man in Stambul um die Kirche an. Die Pforte erkundigte sich bei Kiamil, was an derselben sei, und dieser antwortete: ein Steinhaufen, der einmal eine Kirche gewesen sein solle. Darauf folgte — es war um die Zeit, als Abdul Medschid mit Thränen in den Augen dem Andringen Thouvenels folgte, seinen Ball zu besuchen — die Bewilligung des Gesuchs. Als die Türken erfuhren, daß der Steinhaufen in Wahrheit ein noch wohlerhaltenes Gebäude sei und Thouvenel nicht mehr drücken konnte, wurde der ungetreue Beamte zuerst auf einen untergeordneten

Posten in Amasia geschickt und bald darauf aus dem Staatsdienst entlassen.

Sein Nachfolger aber hat sich daran ein Beispiel genommen. Er hält zäher an den Rechten seiner Regierung fest, und der jetzige Vertreter Frankreichs, ein Herr Barère, wird keine derartigen Vortheile durchsetzen. Letzterer ist ein kleiner Herr mit großem Bart, einem etwas verlebten Gesicht und einem sehr zu Verbeugungen geneigten Nacken. Als ich ihn in der einen Soiree beim Bischof Gobat traf, sah er sich unaufhörlich um, wie wenn er befürchtete, jemand vergessen zu haben, dem er Verbindliches zu sagen hätte, und man mußte sich von Stuhl zu Stuhl retten, wenn man nicht unter sein Füllhorn von Höflichkeiten gerathen wollte. Das schließt aber nicht aus, daß er eine hohe Meinung von seinen Verdiensten um Jerusalem und die Civilisation hat. Daß la France an der Spitze der neuen Culturbewegung steht, ist ihm Axiom, daß er diese Mission hier zu vertreten hat und sie mit Geschick und Erfolg vertritt, seine fixe Idee, die er ohne irgendwelche überflüssige Bescheidenheit jedem, der ihm still hält, mit Beispielen aus seiner Wirksamkeit vorzutragen pflegt.

Dürfte man ihm glauben, so hätte der Gute Jerusalem schon zu wiederholten Malen vom Untergang gerettet. Es ist aber nur das Kickeriki des gallischen Hahns en miniature. Kurz vor meiner Ankunft stießen betrunkene Lateiner des Nachts auf türkische Soldaten und bekamen Händel. Die Türken zogen, als jene ihre Knüppel gebrauchten, vom Leder und verwundeten einen so schwer, daß er starb. Der französische Consul, zuerst von dem Lärm benachrichtigt, begab sich, statt sofort an Ort und Stelle zu erscheinen und die Kämpfenden zu trennen, nach der Kaserne, weckte den Pascha und forderte ihn auf Ruhe zu stiften. Dies geschah ohne besondere Anstrengung. Consul Barère aber schickte noch in der Nacht zu dem Patriarchen und andern vornehmen Leuten und ließ ihnen melden, die Stadt hätte in der äußersten Gefahr geschwebt, eine Revolution der Türken gegen die Christen sei ausgebrochen gewesen, sie könnten

indeß getrost weiter schlafen, Jerusalem sei gerettet, die Gefahr von ihm beschworen. Aehnlich verfuhr der rührige kleine Herr bei dem oben geschilderten Skandal in der Grabeskirche. Als das türkische Militär anrückte, um die Ordnung herzustellen, soll Herr Barère „en avant!" gerufen haben, für seine Person aber blieb er weit davon, da das bekanntlich gut für den Schuß ist. Später wollte er (ich hörte es ihn selbst erzählen) die geschlagenen rachedürstenden Armenier, als sie sich Verstärkung geholt und sich zu einem Sturm auf die Türken vor der Kirche angeschickt, durch beredte Vorstellungen von ihrem Vorhaben zurückgebracht und so abermals die Christen vor Niedermetzelung durch die Mohammedaner bewahrt haben. Die Wahrheit ist, daß ein solches Unglück gar nicht oder nur in der Phantasie des kleinen ängstlichen Consuls drohte, und daß, wenn wirklich Jerusalem gerettet wurde, dies durch die armenischen Geistlichen geschah, welche ihre Leute vom Kampfplatz abriefen.

Nicht besser als dieser Anspruch auf die Dankbarkeit der Jerusalemer ist die Meinung begründet, daß Frankreich im Orient eine civilisatorische Mission verfolge. Im Gegentheil: waren die Türken immer zu Erpressungen geneigt, immer leicht zu bestechen, so ist es damit seit dem letzten Erscheinen der französischen Heere in der Levante ganz besonders arg geworden. Nicht oft ist in neuester Zeit eine Nation so geldgierig, so unverschämt habsüchtig aufgetreten, als die Franzosen in Konstantinopel. Um nur ein Beispiel anzuführen, ließ die Frau St. Arnauds sich von der türkischen Regierung ein Kaik mit zwölf Ruderern liefern, dann erklärte sie, sich mit einem geringeren behelfen zu wollen, doch bäte sie sich die Differenz in klingender Münze aus. Als dies gewährt worden, mußte ihr die Pforte ein Hotel ausmöbliren, und kaum war dieses eingerichtet, so veranstaltete die Frau Marschallin eine Auction, versteigerte Hotel, Möblement und Kaik und zog sich mit dem Erlös nach Paris zurück. Aehnliche Schröpfungen des kranken Mannes erzählt man sich in den diplomatischen Kreisen Stambuls noch

viele. Die Türken aber merkten sich das und ahmten die Dreistigkeit der Fremden nach. Der vor dem Kriege den Ton der türkischen Beamtenwelt bestimmende Liberalismus eines Reschid, eines Aali und eines Ruschdi Pascha hatte unter andern guten Eigenschaften auch die, daß er auf den Ruf der Ehrlichkeit großes Gewicht legte. Es mit dieser Tugend weit über den Schein hinauszubringen, wurde kaum beabsichtigt, indeß verwandelte sich derselbe doch nicht selten in Wirklichkeit. Anders nach dem Kriege. Mit dem Vertrauen auf die politische Sittlichkeit der Europäer war auch das auf ihre persönliche Ehrenhaftigkeit geschwunden; die Fälle, wo die Tugend an der ersten Aussicht auf Straflosigkeit bei ungesetzlicher Bereicherung scheiterte, waren auf Seiten der französischen Bundesgenossen des Padischah gar zu häufig gewesen, und nie haben die Tribunale sich käuflicher gezeigt, nie wurden die nothwendigsten Verwaltungsmaßregeln leichter durch Bestechung rückgängig gemacht, nie war die Vergebung einträglicher Posten so sehr an Geldgeschenke geknüpft, als seit dem Besuch jener Weltcivilisatoren in der Levante.

Der englische Consul, ein Mr. Finn, ist bereits charakterisirt. Doch ist noch zu erwähnen, daß er seiner rechthaberischen Grillenhaftigkeit wegen nicht blos mit dem Bischof, sondern auch mit seinen diplomatischen Collegen auf gespanntem Fuße lebt. Er soll übrigens fast ebenso gelehrt wie seine bessere Hälfte sein. Wie viel an der von ihm gestifteten Gesellschaft zur Erforschung der Alterthümer des Landes ist, habe ich nicht erfahren können. Zahlreich ist sie auf keinen Fall, und epochemachende Entdeckungen sind von ihr auch nicht bekannt. Indeß verdient das Unternehmen insofern Lob, als damit eine nicht unansehnliche Bibliothek verbunden ist, aus der auch an Nichtmitglieder Bücher entliehen werden. Der Umgebung des Consulats wird viel Ungebühr nachgesagt, namentlich seinem Factotum, dem Juden Meschullam und dessen Sohne.

Auch über den damaligen Vertreter Oestreichs (Herr von Pizzamano ist seitdem gestorben) wurde das Wesentlichste bereits

bemerkt. Er wohnte in einem schönen Hause auf dem Bezetha, nicht weit vom Damaskusthor und war recht vornehm eingerichtet, wozu die Dankbarkeit reicher europäischer Juden für die von ihm ihren Glaubensgenossen in Jerusalem geleisteten Dienste beigetragen hatte. In den drei letzten Jahren vor meiner Ankunft in Palästina war seine Thätigkeit vorzüglich von dem Pilgerhaus in Anspruch genommen worden, welches nicht fern von seiner Wohnung steht. Von dem Architekten Endlicher in Wien entworfen und begonnen, wurde es von einem prager Maurerpolirer vollendet. Es ist ein stattliches Gebäude in einem der Stadt sehr wohl angepaßten Styl, doch sollte es höher stehen, auch sieht man dem Ganzen eben nicht an, daß es dreimalhunderttausend Gulden gekostet hat. Man sagt, der Grund habe viele Schwierigkeiten gemacht, es seien große Massen von Schutt und Erde wegzuschaffen gewesen. Man deutet aber auch noch eine andere Erklärung des Mißverhältnisses zwischen Kosten und Leistungen an. Der armenische Dragoman des Generalconsulats hat, ohne der Bank, die er besitzt, Geld zu entziehen, in der letzten Zeit mehre Häuser gekauft. Der arabische Tischler, welcher Thüren, Fenster und anderes Holzwerk lieferte, ist aus einem armen Schlucker ein wohlhabender Mann geworden. Der böhmische Polirer sollte sich, obwol er nichts weniger als ärmlich lebte, sich ein Pferd hielt, bisweilen Vergnügungsreisen machte, eine nicht unbedeutende Summe zurückgelegt haben. Ich lasse die Schlüsse, die ich daraus ziehen hörte, dahingestellt. Sehr möglich, daß der Argwohn zu weit geht. Wunder geschehen heutzutage in der heiligen Stadt freilich nicht mehr, aber die Betreffenden können beim Grundgraben ja einen Schatz gehoben haben. Daß der Bau auch höher hinauf eine Steigerung des Wohlbefindens bewirkt habe, möchte ich nicht glauben.

Ueber das sardinische Consulat weiß ich nichts zu berichten, über das spanische nur, daß sein damaliger Chef ein Araber aus Jaffa war. Vom preußischen sei zunächst erwähnt, daß ich unter seiner Flagge die angenehmsten Stunden in Jerusalem

verlebte. Immer werden mir die Abende im Salon desselben, wo die Musikvorträge der Hausfrau Genüsse der Heimath wiederholten, eine werthe Erinnerung bleiben. Deutlich stehen mir alle Einzelheiten des Hofes mit seinem riesigen Rebstock, seinem Dach von blühenden Schlingpflanzen, der rothen sarazenischen Gartenhalle und des Gartens selbst mit seinen Blumenbeeten, seinen Granatbüschen, Cypressen und Orangenbäumen vor der Seele. In frischen Farben erscheint Kadurah, der braune schnurrbärtige Kawaß mit der Glasurne des Nargileh, aus dessen Schlangenrohr wir den duftigen Rauch persischen Tabaks trinken*) mit Findjan und Sarf, darin der braune Trank Arabiens. Lebhafter aber als alles bewahre ich das Bild des Herrn dieser anmuthigen Häuslichkeit und der Stunden, in denen es mir gegönnt war, von ihm Belehrung zu holen oder mit ihm Gedanken über Gegenwart und Zukunft auszutauschen. Es that ungemein wohl, gerade Preußen, die norddeutsche, die protestantische Großmacht, unsre Hoffnung, hier so wohl vertreten zu finden, und wenn ich des Sonntags über unsrer Terrasse die schwarz-weißen Farben flattern sah, erschienen sie mir nicht blos deshalb schöner und edler als alle andere, weil sie Preußen bedeuteten, sondern auch, weil der Mann, der unter ihnen wohnt, sie durch feine Bildung, gründliches Wissen und edle Thätigkeit ehrt.

Consul Rosen war früher preußischer Dragoman in Konstantinopel. Er spricht türkisch mit allen Feinheiten des Idioms und zugleich arabisch. Eine Uebertragung des türkischen Märchenbuchs „Tutti Nameh", von ihm vor zwei Jahren herausgegeben, zeugte von Geschmack (die gleichzeitig erschienene Wickerhausersche war eine durch wiener Witze verunstaltete Umschreibung des Originals) und ungewöhnlicher Gewandtheit in der Behandlung

*) Das arabische Wort „scherib" bedeutet sowol trinken als rauchen, und übrigens „tranken" im siebzehnten Jahrhundert auch die Deutschen den Tabak.

auch der deutschen Sprache. Bei meiner Anwesenheit arbeitete er in Mußestunden an der Uebersetzung des „Bidpai", einer Sammlung von Thierfabeln, in die sich die Grundsätze altorientalischer Politik kleiden. Als Consul nimmt er die Interessen der von ihm vertretenen Macht fleißig wahr und vermehrt mit Umsicht den preußischen Besitz, der jetzt bereits sehr ansehnlich ist. Das Consulatsgebäude kostete 350,000 Piaster, Diakonissenhaus, Hospiz und Predigerwohnung kamen zusammen 450,000 zu stehen. Bei dem raschen Steigen des Werthes der Grundstücke in Jerusalem repräsentiren diese Besitzthümer, von denen Consulat, Hospiz und Predigerwohnung an einander grenzen, jetzt etwa das Dreifache des Ankaufspreises, also ungefähr dritthalb Millionen Piaster oder in unserm Gelde 140,000 Thaler. Lärm ist bei diesem Erwerb nicht geschlagen worden, wie bei dem östreichischen Pilgerhaus, bei dessen Erbauung nicht blos die Absicht, den Franzosen Schach zu bieten, sondern sicher auch das Streben, dem preußischen Hospiz Concurrenz zu machen, leitender Gedanke war. Das östreichische Haus ist bei weitem geräumiger und schöner als das preußische, dafür weben aber auch um dieses keine von den oben angedeuteten Schatten, die, mögen sie nun Realität haben oder nicht, immerhin Schatten bleiben.

Auffallend ist der Unterschied zwischen dem Verhalten, welches bei den Vorgängen in Nablus der englische, und dem, welches der preußische Consul beobachtete. Bekanntlich brach hier im Jahr 1856 infolge der Unvorsichtigkeit eines Missionärs, durch die ein blödsinniger mohammedanischer Bettler getödtet wurde, ein Aufstand gegen die Franken aus, bei welchem einige derselben um das Leben, andere um ihre Habe kamen. Der englische Consul that nichts, um den von ihm Vertretnen Genugthuung zu verschaffen. Der preußische forderte sofort Ersatz und erlangte ihn endlich trotz aller Schwierigkeiten. Jetzt meldete sich auch der britische College, aber während Preußen sich ehrlich mit einfachem Entgeld für das zerstörte Eigenthum

begnügt hatte, verlangte England mit der Stirn, die es den Griechen in der Pacifico'schen Sache gezeigt, das Fünffache. Natürlich erhielt es sein Geld, aber die Nabluser nennen jetzt nur die Preußen noch rechtschaffene Leute.

Andere Persönlichkeiten, an denen ich in Jerusalem ein Interesse nahm, sind: Pastor Crowfurd, der aus reinem Enthusiasmus für die heilige Stadt und die Mission den Beruf eines Arztes, der ihm in England ein reichliches Einkommen verschafft, mit der Theologie vertauschte und nun seit einigen Jahren im besten Englisch und mit nicht gewöhnlicher Beredsamkeit der Gemeinde in der Christuskirche das Evangelium predigte, ferner der Missionär Sandreczki und der Professor Levisohn aus Petersburg. Herr Sandreczki hat eine abenteuer- und klippenvolle Schifffahrt durchs Leben gehabt, ehe ihm Bischof Gobat den ruhigen Hafen einer Geschäftsführerstelle der Church Missionary Society öffnete. In Bayern geboren und ursprünglich katholisch, studirte er Jura, ging dann nach Polen, um unter der Fahne mit dem weißen Adler gegen die Russen zu kämpfen, später nach Belgien, ebenfalls um der Revolution zu dienen, wurde in die Fremdenlegion gepreßt, desertirte und kam in die Heimath zurück. Hier fand er natürlich keine Anstellung, doch vermittelte ihm seine Verwandtschaft einen Richterposten in Griechenland. Auf Syra machte er die Bekanntschaft von Schuberts, von dem er sich zum Protestantismus bekehren ließ. Er gab nun seine Stelle auf und ging als Missionär nach Smyrna, von wo er später auf Kosten eines reichen Engländers Bowen eine Reise durch Kurdistan machte, die er beschrieben und herausgegeben hat. Er ist ein Mann von lebhafter Gemüthsart, der im Alter die Hoffnungen und Ziele seiner Jugend nicht ganz vergessen zu haben scheint. Bequemer wurde es dem Professor gemacht. Er war Rabbiner im Weimarschen, trat, von der Großherzogin nach Rußland empfohlen, zur griechischen Kirche über und erhielt darauf eine Stelle als Lehrer des Hebräischen an einer petersburger Akademie. Von da war er ein Jahr

vor mir nach Palästina gekommen, wo er sich mit Aufsuchung samaritanischer Bücher beschäftigte, sich von Paris eine Lithographirmaschine schicken ließ und einen Codex des Pentateuch in samaritanischen Charakteren druckte. Seine gelehrte Bildung schien nicht weit über die eines polnischen Rabbiners hinauszugehen, und mehr als naiv klang es, als er uns das achthundertjährige Alter seines Manuscripts damit bewies, daß es in demselben selbst verzeichnet sei. Die Heiligenbilder, mit denen er seine Stube behangen, waren wol weniger für ihn selbst, als für vornehmen russischen Besuch bestimmt.

Beinahe hätte ich bei der Schilderung der jerusalemer Franken ein Element übersehen, welches nicht vergessen werden darf, wenn die Züge des Bildes das Original vollständig wiedergeben sollen. Ich meine die deutschen Handwerksburschen, welche in ziemlich starker Anzahl hier durchwandern. Man kann eben nicht sagen, daß sie der Nation in allen Stücken Ehre machen. Die große Mehrzahl von ihnen besteht in Strohmern, welche, um das in der Heimath von der Polizei beschränkte Wandern fortsetzen zu können, die Grenzen der Civilisation überschritten haben. Um zu arbeiten kommen wenige hierher. Dunkle Vorstellungen von einer besondern Heiligkeit des Ortes, Neugier, der Wunsch, sich daheim im Vaterstädtle rühmen zu können, am Grabe Christi gewesen zu sein, Eingelebtheit ins Herumtreiben mögen mit der Aussicht auf freie Herberge und Verköstigung in den hiesigen lateinischen Klöstern die Hauptbeweggründe sein, die sie hierher führen. Viele sind Trunkenbolde der ärgsten Art, und die Klöster und Consulate wissen von ihnen viel Schlimmes zu berichten.

Manche haben ungeheure Touren gemacht, und die Ausdauer und Unerschrockenheit, die sie dabei entwickeln, wäre des besten Zieles würdig. Es giebt unter ihnen Leute, welche ohne anderes Motiv als ihren Bummeltrieb in Armenien und Kurdidistan, am Sinai und an den Katarakten des Nil gewesen sind; ja während meiner Anwesenheit kam eines Nachmittags ein

Schuhmachergesell aus dem Preußischen im Hospiz an, der die unendlich lange Reise von Indien nach dem persischen Meerbusen, von da nach Bagdad und von hier durch die große syrische Wüste nach Damaskus glücklich zurückgelegt haben wollte und ein Zeugniß vom Consul Weber in Beirut bei sich führte, worin gesagt war, daß ihm zu glauben sei. Es war ein dunkelbraun gebrannter Gesell mit großem Schnurrbart und glattrasirtem Kopfhaar. Seine Kleidung bestand in einem rothen Tarbusch, blauem Baumwollenhemd und dergleichen Beinkleidern. Sein Bündel konnte nicht viel mehr enthalten als noch ein Hemd, und ich glaubte ihm gern, daß die Beduinen ihn überall unangefochtener gelassen, als er sie.

Beispiele, daß ein solcher Bursch zu Lande von Konstantinopel bis Jerusalem läuft und, nachdem er sich hier wieder auffüttern lassen, sich, immer zu Fuß, nach Kairo hinarbeitet, sind so gewöhnlich, daß man sie fast als die Regel ansehen kann. Nichts hindert sie durchzusetzen, was sie sich vornehmen, weder Sonnenbrand noch Hunger und Durst, noch die Unbekanntschaft mit den Landessprachen, noch die Unsicherheit der Gegenden. Sie schlafen an Hirtenfeuern, und wenn sie keins finden, in der Weise Jakobs, als er die Engelsleiter sah, auf dem bloßen kalten, thaufeuchten Erdboden, unter dem Kopf als Kissen einen Stein. Sie leben vom Fechten, was hier freilich selten mehr als ein Stück trocknes Gerstenbrot einträgt. Die mangelnde Sprache müssen Geberden ersetzen. Werden sie ausgeplündert, so tragen sie es mit guter Manier bis zum nächsten Consulat oder Kloster. Man hat die weiten Wanderungen der orientalischen Derwische bewundert, aber diese deutschen Bettelbrüder haben mindestens ebensoviel Anspruch auf unser Erstaunen, und wenn einmal die Nilquellen entdeckt werden, so geschieht es vielleicht eher durch einen Handwerksburschen, als durch einen Gelehrten.

Man könnte ihnen darum trotz ihrer obigen Untugenden gut sein, wenn sie nicht gar zu schmutzig, ungezieferlich und

dreist wären. Wird ihnen eine Gabe gereicht, so ist sie meist schon in der nächsten Stunde vertrunken. Verweigert ihnen ihr Consulat die geforderte Unterstützung, so drohen sie mit Uebertritt zum Katholicismus oder gar zum Islam. Die Casa Nuova gewährt ihnen dreißig, das Hospiz fünfzehn, das Johanneskloster drei Tage unentgeldlich Wohnung und Zehrung, und nicht häufig soll sichs begeben, daß einer Jerusalem früher verließe, als bis er sich durch alle diese Anstalten hindurchgegessen. Die Mönche machen nicht eher Versuche die protestantischen Gäste zu bekehren, als bis die ihnen gestattete Frist des Aufenthalts im Kloster verstrichen ist. Dann muß das Gute, was der Bruder Brandenburger oder wie er sonst heißen möge, noch zu genießen wünscht, mit der Erklärung katholisch werden zu wollen erkauft werden. Die meisten schnüren vor dieser Alternative ihr Bündel. Andere zeigen dann Geschmack an der Messe und drücken nur den billigen Wunsch aus, erst näher mit dem Glaubensbekenntniß Roms bekannt gemacht zu werden, und die Klügern unter ihnen wissen den Mönch, der ihnen dann den Katechismus erläutert, noch Wochen hinzuhalten. Sind die Widerstandsmittel verbraucht, so machen sie sich davon, und das Kloster ist der gefoppte Teufel. Gewissenlosere treten ohne Zaudern über, lassen sich noch eine Weile verpflegen und schütteln, wenn sie endlich doch fort müssen, vor dem Thor den neuen Glauben ab, bisweilen, um ihn im nächsten Kloster noch einmal anzunehmen und wieder abzuschütteln.

Viele mögen bei diesem wilden Treiben untergehen. Einer und der andere gelangt wol auch wieder nach Hause und wird ein zahmer ehrsamer kleiner Meister. Glücksfälle, wie der vor einigen Jahren vorgekommene, durch den ein deutscher Schreinergesell zunächst auf Grund seines Namens — er hieß Kapitän — zu Ehren und Würden und einer reichen Frau gelangte, sind im Morgenland jetzt wohl so wenig an der Tagesordnung wie bei uns. Besagter Schreinergesell hatte sich nach mehrjährigem Herumstreichen nach allen vier Winden in Konstantinopel ein

Sümmchen zusammengefochten, mit dem er nach Kairo ging, um hier sein Glück als Photograph zu probiren. Anfangs wollte das Geschäft nicht recht gehen. Da hörte aber der Sohn des Vicekönigs von dem photographirenden Kapitän, nahm den Namen für den Titel, ließ ihn zu sich kommen und fand an dem aufgeweckten Burschen so viel Gefallen, daß er ihn — wer fragte im Orient groß nach der Vergangenheit? — ohne Weiteres bei sich behielt und bald nachher zu seinem Adjutanten ernannte. Als solcher kam er mit dem Prinzen nach Konstantinopel zurück, bewegte sich hier mit Geschick in der vornehmen Gesellschaft und heirathete endlich, von seinem Gebieter dazu aufgemuntert und ausgestattet, die Tochter eines der reichsten von den deutschen Bewohnern Peras. Es ist keineswegs undenkbar, daß er noch einmal eine Rolle spielt und als oberster Günstling Aegypten beherrschen hilft.

IX.

Der Jordan. — Das Todte Meer. — Kloster Mar Saba. — Bethlehem.

Um den Jordan und das Todte Meer zu besuchen, bedarf der Fremde der Hülfe eines Dragomans, der ihm Pferde, Lebensmittel und ein Zelt verschafft, und der Begleitung eines Beduinenschechs, der ihn mit seinen Leuten als Escorte gegen Beraubung schützt und nebenher auch als Wegweiser dient. Von jenen Schechs lungert in Jerusalem stets eine gute Anzahl umher, und man hat die Auswahl zwischen alten und jungen. Schmutzig und backschischsüchtig sind sie alle, doch kann man sich auf sie verlassen, nicht weil sie ungewöhnlich viel Ehre und Gewissen haben, sondern weil sie von den Consulaten gekannt sind und wenn sie sich Ungebühr gegen den Reisenden erlaubten, das nächste Mal, wo sie in der Stadt betroffen würden, dafür büßen und überhaupt das einträgliche Begleitergeschäft aufgeben müßten. Ueberdies sind sie keine echten Söhne der Wüste, am wenigsten transjordanische wilde Beduinen, sondern der Uebergang von diesen zu den Fellahin, halbzahm und großentheils ansässig Man kann sie darum nur bis zum Jordan und dem Nordrande des Todten Meeres brauchen, da weiter südlich und östlich das Gebiet jener wilden von der türkischen Regierung nur dem Schein nach abhängigen Stämme beginnt, in dem sie selbst nicht sicher sind. Der Lohn, den ihnen das Herkommen für ihre Mühe

bewilligt, ist nicht bedeutend, indeß kommt dazu noch das sogenannte Charuf, der Werth eines Schafes, welches ursprünglich vom Schech dem Reisenden, dann aber umgekehrt vom Reisenden dem Schech und seinen Leuten gegeben wurde, und so viel Backschisch, als man sich von ihrer dreisten Bettelhaftigkeit abquälen lassen will. Wer es wagen wollte, ohne ihre Begleitung die Tour zu unternehmen, würde unfehlbar schon auf dem Wege nach Jericho von ihnen ausgeraubt und, wenn er sich zur Wehr setzte, unbedenklich ermordet werden. Der Fremde ist Feind, er hat kein Recht im Gebiet des Stammes irgend welches Eigenthum zu haben, kein Recht, hier zu existiren. Will er es ausüben, so hat er dafür zu bezahlen. Das ist das urthümliche Beduinenrecht.

Die Dragomane, von denen es in Jerusalem gleichfalls sehr viele giebt, sind mit Recht zu den Plagen des Orients gerechnet worden. Verschlagene, vielgeriebene, oft unverschämte Bursche, fordern sie für ihre Dienste, wenn viel Nachfrage ist, ungebührlich hohe Preise und nach der Rückkunft natürlich ebenfalls Extratrinkgelder, und selten halten sie ein, was mit ihnen ausgemacht ist, auch kann man sich auf ihre Angaben in Betreff von Alterthümern niemals verlassen. Um eine Antwort sind sie nie verlegen. Thut's die Wahrheit nicht, denkt der Schelm, so thut's die Lüge.

Ich war so glücklich, eines solchen Patrons entrathen zu können. Kaufmann Löwenthal versah die Stelle eines Dragomans, besorgte Pferde, Maulthiere, Proviant und Zelt und vermittelte, mit dem Arabischen nicht unbekannt, den Verkehr mit den Beduinen. Donnerstag den 5. Mai, gegen 10 Uhr morgens, brachen wir auf, ritten aus dem Jaffathor in das Hinnomthal hinab und dann aus dem Thal Josaphat nach der Straße hinauf, die um den Oelberg herum nach Bethanien führt, und waren nach etwa drei Viertelstunden im Dorfe des Lazarus. Unsere Karavane bestand aus Löwenthal, mir, einem Webergesellen aus dem Brandenburgischen, der, um den Jordan und das Todte Meer gratis zu sehen, als unser Diener mitging,

und einem türkischen Maulthiertreiber. Ich und Löwenthal waren allein beritten. Der Handwerksbursch hatte es im Vertrauen auf seine Füße, die ihn von Stambul bis Jerusálem getragen, verschmäht, den ihm angebotenen Esel anzunehmen, ein Leichtsinn, der ihm, wenn wir weniger gutherzige Seelen gewesen wären, sehr übel bekommen sein würde. Ein Maulthier war mit dem Zelt, ein anderes mit der Kantine oder Proviantkiste und dem Bettzeug beladen. Von unsrer Bedeckung ließ sich anfangs niemand blicken.

So kamen wir nach Bethanien, welches jetzt Elasarijeh heißt*). Es ist ein häßliches Dorf, halb Ruine, halb Schutt- und Kothhaufen, parfümirt mit dem Geruch brennenden Düngers, der hier wie überall auf dem Lande um Jerusalem das Hauptfeuerungsmittel ist. Daneben stehen einige Fruchtbäume, auch sieht man in den Senkungen zur Seite Getreidefelder. Die Einwohner sind Mohammedaner. Man zeigt hier das Haus des Lazarus, das Haus Simons des Aussätzigen und andere Mönchslügen. Interessanter ist das sogenannte Grab des Lazarus, welches unzweifelhaft eine Gruft aus dem Alterthum ist. Ein Fellah leuchtete uns mit einem Endchen Wachsstock in das kellerartige Felsengemach hinab. Auf einer schmalen Treppe von fünfundzwanzig Stufen steigt man in ein Gewölbe hinunter, unter dem sich etliche Stufen tiefer ein zweites kleineres öffnet, in welchem der Bruder Marias und Marthas gelegen haben soll, als Jesus ihm sein „Lazarus, komm heraus!“ zurief. Spashaft war die Hast, mit der sich, als wir das Grab wieder verließen, die Nachbarschaft herzudrängte, um Bakschisch zu fordern. Nachdem der Mann, der uns geleuchtet, sein Theil bekommen, mußte auch die Frau, an deren Düngerfeuer er seinen Wachsstock angezündet, befriedigt werden. Ein Knabe hatte Ansprüche, weil er das Pferd meines Begleiters, ein

*) Von Lazarus, hebräisch Eleazar, woraus das arabische Elasar geworden ist. Elasarijeh also = Lazarushausen.

anderer, weil er das meine gehalten, ein dritter, weil er mir den Fuß in den Steigbügel gesteckt und sofort bis zu dem nackten Bübchen, welches das Verlangen, mit dem es die Hand nach einem halben Piaster aufhielt, nur mit seiner Nacktheit begründen konnte.

Nach der Region der Bettler gelangten wir in die Region der Räuber. Die Straße nach Jericho ist bekanntlich die, wo sich die Geschichte mit dem barmherzigen Samariter begab, und sie ist noch ebenso unsicher wie damals, so daß wir nicht ohne Sorge waren, als unsre Bedeckung noch immer ausblieb. Endlich stellte sich uns an einer Wendung des Thales, in dem sich der Weg hinzieht, ein langer, überaus häßlicher Mohr mit einer Beduinenflinte als einer der Leute unsres Schechs vor, und wahrscheinlich zu rechter Zeit. Wir hatten ihn eben zu den Maulthieren beordert, welche mit ihrem Treiber und dem Brandenburger eine Strecke zurückgeblieben waren, als vor uns ein Beduine zu Pferde sichtbar wurde. Er richtete, als er uns erblickt, seine Lanze und fühlte nach dem Pistol im Gürtel. Wir galoppirten auf ihn zu und grüßten mit „Marhabah!“ dem gewöhnlichen Gruß zwischen Christen und Mohammedanern. Statt unsre Höflichkeit zu erwidern, fragte er barsch, ob wir Geleit hätten. Wir nannten den Namen Schech Ibrahims, und er ritt weiter. Daß er üble Absichten gehabt, schien daraus hervorzugehn, daß er einen Angriff auf unsern Nachtrab machte und dem Webergesellen seinen Hut zu entreißen strebte, ein Unternehmen, das er nicht eher aufgab, als bis der inzwischen herbeigeeilte Mohr ihn mit angelegter Flinte das Weite zu suchen nöthigte. Indeß ist es möglich, daß der mit der Flinte und der mit der Lanze Freunde und ihre Manöver nur darauf berechnet waren, uns zu einem Backschisch für den tapfern Schwarzen zu verpflichten.

Die Gegend wurde allmählig kahler und fahler. Die Olivenbäume, die wir bisher hier und dort in kleinen Gruppen erblickt, hörten auf, endlich auch die Streifchen von Saatfeldern,

die am Wege gelegen. Wir waren in der Wüste, in welcher Jesus zwischen seiner Taufe und dem Antritt seines Lehramts vom Satan versucht wurde. Der höchste von den gelbgrauen Bergen, welche, mit einzelnen Büschen mißfarbigen Gestrüpps wie mit Warzen bewachsen, durch zahllose tiefe Schluchten voneinander geschieden, sich rechts und links von der Straße erheben, ist der, auf dem er mit dem Versucher die Welt überblickte und die ihm gebotne Herrschaft über sie ausschlug. Der Ort scheint von der Legende übel gewählt, da der Besitz dessen, was man von hier überschauen kann, eben keine starke Lockung einschließt, ein gutes Gewissen dafür zu verkaufen. Daß sich der Teufel hier aufgehalten hat, ist eher glaublich, und die Tausende von Anachoreten, die es früher in dieser schauerlichen Einöde ihrem Herrn nachzuthun suchten, haben gewiß Anfechtungen von ihm zu leiden gehabt.

Etwa vier Stunden von Jerusalem wird der Weg felsig, man erklimmt einen weißschimmernden Felsenpaß, neben dem die Ruinen eines Khans oder Castells (vielleicht einer der beiden von Strabo erwähnten Burgen Thrax und Taurus) liegen. Auf der Höhe angelangt, blickt man links in ein tiefes Wadi hinab, an dessen schroffen Wänden in wagerechten Streifen röthlichgraues Gestein bandartig zu Tage tritt, und in dessen Grunde, von hohem Schilf und allerlei Buschwerk umgrünt, die kleinen Wasserfälle eines Baches rauschen. Vor dem Reisenden erscheint die fahlgelbe breite Tiefebne des Ghor, durchschlängelt von dem Bach, dessen Lauf dunkles Gebüsch bezeichnet, bedeckt mit dünnstehendem Strauchwerk. Die Reste einer Brücke oder Wasserleitung, ein dicker Thurm und ein kleiner Hain von Feigenbäumen deuten Jericho, ein grünlicher Streif von Baumschlag weiter im Osten den Jordan an. Rechts erscheint am Fuß der Berge Moabs der blaue Spiegel des Bachr El Lut, des Todten Meeres. Drehen wir uns um, so starrt uns allenthalben eine düstre, unwirthliche Gebirgswüste entgegen.

Der Weg in das Ghor hinab ist steil und steinicht. Man

passirt den Bach, der den stolzen Namen Ain Es Sultan, Quelle des Sultans führt, und von dem verschiedene Wasserleitungen abzweigen. An seinem Rande wächst der dornige Nabkbaum und baumartiges Haidekraut, der Ascher, ein Strauch mit blauer Kartoffelblüthe, der angeschnitten einen weißen Saft wie Wolfsmilch ausströmt, auch die Leimun Lut, die Limone Lots, ein Wüstengewächs mit gelben bittern Beeren. Wo Bewässerung möglich war, sieht man ein paar Dutzend Feigenbäume, Beete mit Ricinus und Tabak, kleine Felder mit Gerste und Weizen.

Die Hitze ist, da die Thalsohle tief unter dem Spiegel des Mittelmeers liegt und die Bergwände die Sonnenstrahlen fangen, außerordentlich groß. Sie war jetzt, wo der Scirocco, der seit mehren Tagen geweht, erst im Abzug war, kaum zu ertragen, und gern glaube ich, daß man hier tropische Gewächse bauen könnte.

Jericho, jetzt Richa, ist ein ärmliches Dorf von etwa zwanzig niedrigen, mit Schilf gedeckten Steinhütten, voll Schmutz und üblen Geruch, zerlumptes Volk und halbverhungerte Hunde. Einst stand hier eine blühende Handelsstadt, die Herodes mit prachtvollen Gebäuden schmückte, und von der Josephus sagt, sie sei die reichste von Judäa gewesen. Um sie herum grünte ein Palmenwald, in dessen Schatten jene pinienartigen Balsamstauden wuchsen, deren Harz mit Gold aufgewogen wurde. Antonius wußte seine Geliebte Kleopatra nicht königlicher zu beschenken, als mit diesem Balsamgarten, den ihr Herodes dann mit einem Jahreszins von nicht weniger als 200 Talenten abpachtete. Später pflanzte man hier Zuckerrohr und Indigo und zog daraus reichen Gewinn. Jetzt ist alles das fast spurlos verschwunden. Wo das stolze Hierichunt sich erhob, wohnt jetzt in unscheinbaren Ruinen der Schakal. Wo die Balsamstaude duftete, verbreiten mit Kuhdünger genährte Kochfeuer ihre greuelvollen Gerüche. Von dem prächtigen Palmenwald soll noch irgendwo ein halbverdorrter Stumpf übrig sein, ich habe aber selbst diesen vergeblich gesucht. Nur die elf Bogen der Herodianischen Wasserleitung erinnern noch daran, daß hier einst

einer der Brennpunkte westasiatischer Cultur war. Es scheint fast, als ob der Fluch Sodoms und Gomorrhas auch an dieser Stelle später eingeschlagen, und ich begriff jetzt die Redensart, mit der man in England lästige Gesellschaft verwünscht. Wir verbannen solche Personen dahin, wo der Pfeffer wächst — also nach Kayenne. Der Engländer sagt: I wish he were at Jericho, ich wollte, er wäre in Jericho.

Lange suchten wir am Bache nach einer Stelle, wo unser Zelt sich erheben sollte. An einem Punkt in dem Wäldchen von Nabkbäumen jagten wir Feldhühner auf. Ein Stück davon glaubte ich den Schlag einer Wachtel zu hören, doch möchte ich es nicht bestimmt behaupten, da das Geschrei der unzähligen Frösche im Bache alles, was nicht Frosch war, übertäubte. In der Nähe des Thurmes, der aus der Zeit der Kreuzfahrer stammen soll und jetzt halb Wachthaus für ein Detachement türkischer Irregulärer, halb Khan ist, trafen wir die schwarzen Zelte und die Heerden eines Beduinenstammes, von dem wir, nachdem unser Zelt aufgeschlagen war, Besuch bekamen. Nicht lange nachher erhob sich neben demselben ein zweites, welches zwei russische Herren, vom Kloster Mar Saba zurückkehrend, aufschlagen ließen, und kurz darauf richtete der Dragoman eines Spaniers, der sich uns zur Weiterreise anschloß, ein drittes auf.

Jetzt erschien auch unser Schech mit fünf andern Beduinen, lauter wilden braunen Gesichtern mit Augen voll Diebsgelüst. Nur zwei waren beritten, alle bewaffnet, zum Theil mit Pistolen und Lanzen, zum Theil mit langen Flinten. Der Schech hatte zum Ueberfluß noch eine mit Nägeln beschlagene Holzkeule am Sattel hängen. Der Nächste nach ihm, ein Neger, trug als Kopfhülle eines jener schwarzen Wollentücher, wie man sie bei den russischen Pilgerinnen sieht — sehr wahrscheinlich ein Beutestück. Wir luden sie zu unserm inzwischen fertig gewordenen Abendessen ein. Aber sie nahmen nur Brod und Kaffee an. Vergeblich boten wir dem Schech von unserm Marsala. Er schlug ihn lachend aus, indem er etwas von Mohammed

murmelte. Umsonst wurde er genöthigt, sich von dem aufgetragnen Salami zuzulangen. Er wußte, daß es „Chansir“ (Schweinefleisch) sei und drückte mit emphatischem Grunzen und lebhaftestem Geberdenspiel seinen Abscheu aus. Ebensowenig wollten die Uebrigen etwas davon wissen, und so möchte ich annehmen, daß man hier zu Lande selbst unter der niedern Classe die Speisegesetze des Koran streng beobachtet, ein Lob, das sich meiner Erfahrung nach den Bewohnern Aegyptens nicht ertheilen läßt. Beim Dessert erschien zu froher Ueberraschung meines deutschen Gemüths eine Flasche ulmer Bieres auf dem Tischtuch, welches wir auf den Boden gebreitet, sicher die erste ihres Geschlechts, welche in Jericho durstige Pilger labte.

Unser Lager bot jetzt ein recht malerisches Bild. Die weißen Zelte zwischen den grünen Bäumen, über welchen sich blaue Rauchwölkchen kräuselten, die flackernden Kochfeuer, an denen die türkisch gekleideten Dragomane der Russen und des Spaniers kauerten, die Gruppen der fränkischen Reisenden, die zum Theil den landesüblichen weißen Sommermantel trugen, die Mukkarin, welche Brennmaterial und Beutel mit Pferdefutter herbeischleppten, die Beduinen mit ihren befransten Kopfhüllen, ihren weiß und braun gestreiften Abajen und ihren betroddelten Rossen, ein Dutzend Pferde, die, an Pflöcke befestigt, neben den Zelten weideten, Haufen von buntfarbigen Teppichen, Satteldecken, Zäumen und Taschen, in den Boden gesteckte Lanzen, ein Gaul, dem zur Strafe für widerhaariges Betragen von seinem Mukkari der eine Vorderfuß an den Hals gebunden worden, so daß er auf drei Beinen umherhinkte, verschleierte Weiber von Jericho, die uns Eier und Milch brachten, halb und ganz nackter Kinderbesuch, dazu hinter und neben uns die Wüste mit ihren Bergen, vor uns die Windungen des Baches, in denen sich die weißglühende Nachmittagssonne spiegelte: man hätte ein ungemein charakteristisches Gemälde daran gewinnen können.

Noch eigenthümlicher gestaltete sich das Bild, als die Nacht

hereinbrach, und die Beduinen sich anschickten, uns eine Fantasia vorzutragen. Neben dem schwarzen Baumschlag dämmerten die drei grauen Zelte, aus deren Thüren und durch deren Leinenwände das röthliche Licht von Kerzen schimmerte. Ein großes Feuer von Dornen, von den Arabern in der Mitte des Lagers angezündet, warf seinen Schein auf die Büsche und ließ, wo Lücken am Ufer waren, seine rothflammenden Reflexe auf dem Wasser züngeln. Im Hintergrund gingen im matten Licht des mondlosen Nachthimmels die Silhouetten unsrer Pferde und Maulthiere. Vor dem in raschem Wechsel bald hoch auflodernden, bald zusammenschwindenden Feuer hatten sich in breiter Reihe dicht an einander gedrängt, die Araber aufgestellt. Ihnen gegenüber stand der Schech, die Keule in der Hand. Ein Zeichen mit dieser Waffe, und sie begannen taktmäßig zwei Schritte auf ihn zuzuschreiten und dann wieder rückwärts gehend auf den Ausgangspunkt zurückzukehren, wobei sie die Arme vom Ellbogen an ihm entgegenstreckten. Ein rauhes Hée, einem Gekläff ähnlicher als einem Gesang, begleitete und regelte den einförmigen Tanz. Der Schech stand still und berührte nur gelegentlich die Keule schwingend die Schulter des einen oder des andern. Allmählig wurden ihre Bewegungen lebhafter. Der Schech sprang ein Lied näselnd in mancherlei Wendungen auf seine Leute zu, die jetzt unter fortgesetztem Hée bald nach rechts, bald nach links die Köpfe auf die Schulter legten, dabei aber immer wie vorher in dicht geschlossener Reihe zwei Schritt vor und zwei zurückschwankten, bis das Schauspiel damit endigte, daß sie einer nach dem andern ihre Pistolen abfeuerten. Was ihre Pantomime bedeute, war nicht zu errathen. Ihre wilden Gestalten aber, ihre rothangestrahlten Gesichter mit den dunkeln Bärten und den blitzenden schwarzen Augen, die weißen Zähne, mit denen sie uns angrinsten, stehen mir noch jetzt lebhaft vor der Seele.

Nach dem Tanze wurde von uns Europäern ein Bad im Bache genommen, welches bei der selbst in der Nacht fast

ungeschwächt fortdauernden Hitze trotz der geringen Kühle des Wassers ungemein erfrischte. Dann wurden die Schlafteppiche über die Sättel gebreitet, die als Kopfkissen dienen sollten, und wir versuchten zu schlummern. Allein bei aller Ermüdung brachte es keiner der Bewohner unsres Zeltes zu wirklichem Schlaf. Zu der Schwüle, die unter dem Leinwanddach weit drückender war, als draußen, kam bald ein Kribbeln und Stechen, ein Jucken und Brennen, welches unerträglich war. Um unser Nachtlicht schwirrten große, seltsam gestaltete Mücken und Fliegen. An den Zeltwänden kletterten lichtfreundliche Käfer von der Größe unsrer Schröter. Neben uns wälzten hastig dahineilende Scarabäen geschäftig die Düngerkugeln, in die sie ihre Eier legen, und als ich aufstand, um nach der Ursache des Kribbelns und Juckens zu leuchten, fand ich, daß der beim Schlaftrunk verbrauchte Zucker uns ein Volk bissiger Ameisen auf den Leib gelockt hatte. Die ganze Bettdecke war von den kleinen schwarzen Quälgeistern überlaufen. Ich dankte dem Himmel, daß sich nicht auch Skorpionen und Vierzigfüße eingefunden hatten, eine Brut, die hier unten im tropischen Gluththal sehr häufig und besonders giftig sein soll, und zog es vor, die übrigen Stunden der Nacht außer dem Zelt zuzubringen.

Hier hörte ich im halben Traum dem Quarren der Frösche zu, in welches gelegentlich, bald fern, bald nah, ein Schakal sein Geheul mischte, und ließ mich von jenem an das eintönig gedankenlose Singen der Mönche in Jerusalem, von diesem an das kläffende Geschrei der Beduinenfantasia erinnern, als ich plötzlich durch einen Ton wach wurde, der mir wie der Schlag einer Nachtigall klang.

War sie es wirklich oder nicht, die Königin des deutschen Waldsängerthums? Ja, sie war es, die Holde: „Jo, iho, iho, iho! Trioto, trioto, totobrix“ flötete sie, wie in den hellenischen Myrthenhainen, wo Aristophanes ihre Sprache lernte, wie in den Buchengebüschen, in denen ich daheim zuerst ihren Liedern gelauscht. Habe Dank noch jetzt, süßer Vogel, für dein trost-

volles Singen in schwüler Wüstennacht! Mögest du auch andern deutschen Pilgern die Freude der Heimath zurückrufen unter den plärrenden Fröschen, den Mönchen dieser Einöde, unter den nach Beute bellenden Schakalen, ihren vierfüßigen Beduinen!

Unser Plan gebot uns, am nächsten Tage den Jordan und dann das Todte Meer zu besuchen und die Nacht im Kloster Mar Saba zu schlafen, ein nicht unbedeutendes Stück Arbeit in der sengenden Sonne, die uns erwartete. Von Jericho bis zur Badestelle am Jordan sind es nicht ganz zwei, von dort bis zum Nordende des Todten Meeres anderthalb, von hier bis zum Kloster reichlich sechs Stunden, und auf der letzten Strecke führt der Weg über ziemlich mühsam zu ersteigendes brunnenloses Wüstengebirge. So mußten wir zeitig im Sattel sein, und demgemäß wurden bereits vor drei Uhr die Zelte abgebrochen, die Pferde gezäumt und die Maulthiere beladen, und schon halb vier Uhr bewegte sich unsere Karavane durch das dämmernde Gefilde an Jericho vorüber und weiter hinab in das Thal.

Die Gegend wurde zuerst wieder öder, und wir trafen hier und da eine dünne Kruste Salpeter, die den Boden etwa wie Reif bedeckte. Weiter nach Osten zu finden sich wieder Nabkbäume und Ascherstraücher, das Gebüsch am Wege wird dichter und höher, einzelne Tamarisken erscheinen, und endlich hat man einen schönen grünen Laubwald mit prächtigen Stämmen und vollen breiten Wipfeln vor sich, durch den sich unter steilen Schlammufern ein raschströmender Fluß drängt.

„Schuf, esch scheriat", siehe, die Tränkstelle, sagte unser Schech, mit dem Ende seiner Lanze hinabzeigend. „Ecco il Jordano" erläuterte der Dragoman des Spaniers, ein arabischer Christ, indem er sich ein großes Kreuz über Brust und Leib schlug.

Es war der Jordan. Wir badeten, und mein Begleiter füllte als guter Kaufmann mit der heiligen Fluth die gestern Abend geleerte Bierflasche, die nach Basel verkauft werden sollte, und mit deren Inhalt jetzt vielleicht schon ein vornehmes Kind

getauft worden ist. Dann wurden Streifzüge durch das Dickicht gemacht, in dem wilde Schweine und Panther hausen sollen, endlich das inzwischen zubereitete Frühstück eingenommen. Das Wasser ist trüb, so reißend, daß auch gute Schwimmer wohl thun, sich nicht zu weit vom Rande zu entfernen, und an dieser Stelle — es ist die, wo die Legende Jesum von Johannes getauft werden läßt — etwa achtzig Fuß breit. Die Tiefe des Flusses soll in der Mitte zehn bis zwölf Fuß betragen.

Für Leser, welche nicht Muße hatten, Detailstudien in der palästinensischen Geographie zu machen, sei noch bemerkt, daß der Jordan im Drusenlande zwischen Rascheiah und Chasbeiah entspringt, durch den See von Tiberias wie der Rhein durch den Bodensee hindurchgeht und, nachdem er von Ost und West verschiedene Bäche aufgenommen hat, im Todten Meer verschwindet. Er hat ferner viele Krümmungen, gefahrvolle Stromschnellen, kleine Wasserfälle und eine Anzahl von Inseln. Von einer Schiffahrt auf ihm ist gegenwärtig so wenig die Rede, als von Benutzung des reichlichen Wassers zur Bewässerung seines Thales. Die Beduinen des Ostufers machen alles das unmöglich. Im Walde am Ufer fand ich wilde Lorbeerbäume, Sykomoren, Eichen, Tamarisken, Akazien, Weiden und andere, mir unbekannte Bäume und Sträucher. Am Gestade wuchs Gras und Klee, in Palästina Seltenheiten. In den Wipfeln ließen wilde Tauben ihr melancholisches Girren hören. Ueber dem Wasser schwebten einige Störche und ein Entenschwarm. Das Bild der Taufstelle macht mit dem blauen Himmel darüber, aus dem die heilige Taube kam, einen durchaus angenehmen Eindruck, und wenn die Legende irgendwo ihren Ort gut gewählt hat, so ist es hier.

Vom Jordan bis an das Nordende des Todten Meeres reitet man über fast von aller Vegetation entblößten, mit Salpeter geschwängerten Boden. Das Meer oder vielmehr der See macht, da man im Süden kein Ufer sieht, den Eindruck eines Meerbusens. Zu pietistischen Ueberschwenglichkeiten hin-

neigende Reisende haben die Schrecken dieser Gegend sehr übertrieben. Das Wasser soll „wie eine weit hingegossene Bleimasse“ aussehen, die Sonne sich „todtenbleich“ darin spiegeln; die Berge Moabs sollen sich als „dunkle Kegel“ darüber erheben. Was man nicht alles sieht, wenn man die Pastorenbrille aufsetzt! Das Bachr El Lut hat die Farbe des Himmels, der sich über ihm wölbt, genau so wie jeder andere See Palästinas, es ist also in der Regel, d. h. wenn nicht Wolken darüber stehen, vom schönsten Dunkelblau. Die Sonne spiegelt sich in ihm nicht todtenbleich, schon weil sie nicht erschrecken kann, wie der, welcher sie erblaßt gesehen haben will. Die Moabiterberge aber sind nur bei Nacht dunkel, und das geht allen Bergen so. Am Tage haben sie gerade so wie ihre nördlichen Nachbarn, die auf der Ostseite des Jordan hinstreichenden Berge Ammons, eine röthlichgelbe, in den Schluchten und Fernen eine bläuliche Farbe. Gewisse Seen des Schwarzwalds, manche Strecken der bayrischen Moose, die jütischen und schottischen Haiden haben ein bei weitem düstreres Colorit als der See von Sodom und seine Umgebung.

Früher glaubte man gar den Mönchen, der Asphaltsee hauche einen übelriechenden giftigen Odem aus, er dulde kein lebendes Wesen in seinen Fluthen und erstícke selbst die Vögel, die über ihn zu fliegen versuchten. Hiervon ist wahr, daß das stark mit Salz und Asphalt geschwängerte Wasser weder Pflanzen, noch Fische, noch Würmer oder Muscheln in sich birgt, daß es einen scharfen bittersalzigen Geschmack hat und daß es Badenden an wunden Stellen des Leibes ein heftiges Brennen verursacht. Was darüber hinaus behauptet wird, ist Aberglaube. Der See hat keinen Geruch. Eine amerikanische Expedition, die ihn vor einigen Jahren vermaß, hielt sich ohne Schaden drei volle Wochen hier auf. Wir badeten in dem, beiläufig krystallhellen Wasser fast eine halbe Stunde und fanden nichts Erstaunliches, als daß wir beim Hinüberschwimmen nach der kleinen, dem Nordende gegenüber gelegenen Insel wie Korke gehoben wurden und Mühe hatten, bei horizontaler Lage die Beine unter Wasser zu

behalten, und daß uns beim Herauskommen eine Salzkruste den Bart und die naßgewordenen Theile des Kopfes überzog. Wir sahen ferner mehre Raubvögel, Möven und Schwalben über den See fliegen, und wir hatten es endlich durchaus nicht zu bereuen, als wir auf den Einfall geriethen, das alte Bachr El Lut als Kühlkessel für die beiden Bierflaschen zu benutzen, die unser Mittagsbrod befeuchten sollten. Das vaterländische Gebräu schmeckte darauf nur sehr kühl, aber nicht im mindesten nach dem Fluche Sodoms und Gomorrhas.

Wenn das Todte Meer einen gewissen schauerlichen Eindruck macht, so geht das nicht aus dem Colorit des Bildes, sondern daraus hervor, daß es eben wirklich ein todtes ist, daß die Berge, die sich in ihm spiegeln, kahl wie Gerippe sind, der sandige Strand im Norden ebenfalls ohne Baum, Strauch, Gras oder Moos ist, die erwähnte Insel gleichermaßen blos dem Steinreich angehört. Dazu kommen Erinnerungen an das, was die Sage in den See versenkt sein läßt, dazu der Gedanke, daß der schöne, waldumgrünte, von raschem, rüstigem Leben erfüllte Jordan so trübselig in den bittern trägen Gewässern verkommen muß, dazu ferner der Anblick der Bäume, die vom Fluß in den See hinabgeflößt und von diesem, nachdem er ihnen mit seiner Lauge die Rinde abgefressen, sie zu Skeletten gebeizt und gebleicht hat, wieder an den Strand geworfen worden sind. Dazu kommt vor allem die großartige Einsamkeit der Gegend, die dem Wanderer nirgend den Rauch eines Herdes, nirgend ein Dorf oder Zeltlager, einen weidenden Hirten, einen rudernden Schiffer erblicken, nirgend Zeichen der Nähe von Menschen hören läßt.

Die Länge des Todten Meeres beträgt zehn, seine durchschnittliche Breite ungefähr anderthalb deutsche Meilen. Als größte Tiefe hat man 1170 Fuß gefunden. Am Südende, wohin sehr selten ein Reisender gelangte, soll man den See durchwaten können. Bekannt ist, daß die Oberfläche desselben zwischen 1200 und 1300 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres und nicht

weniger als circa 4000 Fuß unter der Höhe von Jerusalem liegt und daß dieses in seiner Art einzige Wasserbecken höchst wahrscheinlich durch einen Erdsturz, den vulkanische Kräfte vorbereiteten, entstanden ist. Die Steinarten am Ufer und im See selbst bestehen aus gewöhnlichem graugelbem Kalk- und Sandstein, bituminösem Mergelschiefer (auch Stinkschiefer genannt) und Quarz. An der Ostküste fanden die Amerikaner vulkanische Bildungen und Lava, und im Süden stießen sie auf einen Berg, der vom Fuß bis zum Gipfel mit Schlacken und Lava bedeckt war. Oestlich von der Halbinsel Usdum (Sodom) entdeckten sie über einer Schlucht und sechzig Fuß über dem Wasser eine Säule von Steinsalz, die eine Höhe von ungefähr vierzig Fuß hatte. Sie wird für die Säule gehalten, in welche Lots Weib verwandelt wurde, und wenn die Rabbinen Recht haben, welche annehmen, daß die Menschen in alter Zeit größer als jetzt geriethen, Adam ein Riese von zweihundert Schuh war, Abraham etwa fünfzehn Ellen maß, so läßt sich gegen die Sache wenig mehr einwenden.

Wo die untergegangenen Städte (außer Sodom und Gomorrha werden von der Genesis noch Adama und Zeboim genannt) gestanden haben, ist unbekannt, die Entdeckung der Stelle durch den pariser Orientalisten de Saulcy ein Humbug, an den man unter Gelehrten des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr glauben sollte. Schließlich ist zu bemerken, daß die Umgebung des Sees nur da dürr und ohne Vegetation ist, wo es an süßem Wasser mangelt. Der Jordan behält bis an seine Mündung, an der noch in den Zeiten des Josephus drei Städte: Abida, Livias und Bethsemoth standen, Ufersäume von Bäumen und Sträuchern, und in der Schlucht Endschiddi (vielleicht das Engeddi, wo David sich einst vor Saul verbarg, und mit dessen Traube die Sulamith des Hohenlieds ihren Geliebten vergleicht) wachsen neben der süßen Quelle, die den Ort bewässert, außer Schilf, Tamarisken und Gurrabäumen auch Palmen. Flüssiges Erdharz wird in der Nachbarschaft des Sees

nirgend gefunden, wol aber der sogenannte Moses- oder Asphaltstein.

Als wir uns zum Frühstück setzten, bemerkten wir verwundert, daß unser Diener, der Webergesell, uns abhanden gekommen war, und als wir uns nach ihm umschauten, sahen wir ihn schon in weiter Ferne mit dem Mukkari, den Maulthieren und zwei Beduinen, welche gleich ihm zu Fuß waren, die Berge hinaufsteigen, welche wir zu überschreiten hatten, um nach Mar Saba zu gelangen. Er hatte, wie er sich später äußerte, nicht mit uns essen wollen, weil es sich seiner Erfahrung nach mit vollem Magen schlecht marschire. Wenn das richtig ist, so gewann er dazu bald die andere Erfahrung, daß es sich in der Wüste noch schlechter marschirt, wenn man vorher nicht genug getrunken hat und kein Wasser mit sich führt.

Auch der Spanier war mit seinem Dragoman verschwunden. Er hatte nicht im See gebadet, vielleicht aus Furcht vor seinem Gifte, vielleicht um den Segen, den ihm das Bad im Jordan gebracht, in dem verfluchten Wasser nicht abzuspülen.

Wir folgten den Vorausgegangenen mit unsern beiden berittenen Beduinen, erreichten nach einer halben Stunde die mit Schilf und Tamarisken umgebene Quelle Ain Ed Dschahir, deren schwachsalziges Wasser sich mit etwas Orangensaft trinken ließ, und begannen am Südende des Wadi Daber, einer tiefen Bodensenkung, welche sich mit steilen, zum Theil felsigen Wänden wie ein ungeheurer Festungsgraben zwischen dem Gebirg und der Jordanebene hinzieht, ebenfalls die Höhe zu ersteigen. Unter uns gähnte das Wadi Abu Dis, dann stiegen wir in das Wadi Kuneterch hinab. In der Ferne zeigte sich der Nebbi Musa, eine Höhe, auf deren Spitze die Ruine einer kleinen Moschee den Mohammedanern das Grab Mosis bezeichnet. Es lag nach der Bibel früher allerdings jenseit des Jordan im Gebirge Moab, aber ein Derwisch wünschte es auf Befehl Mohammeds vor einigen Jahrhunderten in diese Gegend, und das Grab konnte nicht umhin, zu gehorchen.

Die Hitze war wieder kaum zum Aushalten. Die Steigbügel brannten durch die Stiefelsohlen, und die Luft zitterte in der Ferne wie über einem Backofen. Noch entsetzlicher wurde der Sonnenbrand in den Schluchten, in die wir nun hineinritten. Es war zwischen elf und zwölf Uhr, die Zeit, wo es hier keinen Schatten giebt und die Gluth des Himmels nicht blos von oben herabbrennt, sondern auch von der erhitzten Sohle und den Wänden der Thäler zurückgegeben wird. Wir hatten keinen Thermometer bei uns, aber nach dem Geschmack der Luft, die ich einathmete, und den Blasen, die ich an ungeschützten Stellen des Halses und auf der Hand bekam, welche den Zügel hielt, fürchte ich nicht zu übertreiben, wenn ich annehme, daß die Wärme am Abhang des Gebirges 38 bis 40, in den engen Thälern, wo die Sonnenstrahlen sich wie in Brennspiegeln concentrirten, wenigstens 45 Grad erreichte.

Es zeigte sich denn auch bald, daß unser Webergesell seinen vielgewanderten Füßen zu viel zugetraut hatte. Schon Tags vorher hatten wir beide ihn abwechselnd ein Stück reiten lassen, da er zurückzubleiben anfing. Jetzt wurde es schlimmer. Wir hatten etwa zwei Stunden vom Todten Meer zurückgelegt, als der eine der beiden Beduinen uns wieder entgegen kam und die Nachricht brachte, der Hadschi, welcher zu Fuß reise, liege unter der Straße in einer Kluft und sei krank; wir möchten ihm zu trinken schicken. Wir stiegen ab und kletterten zu ihm hinab. Er lag auf den Steinen, klagte über Kopfweh und bat kläglich um Wasser. Wir hatten ihm keines zu geben, da der Mukkari mit den Maulthieren, welche das Jordanwasser trugen, unbekümmert um ihn und uns vorausgezogen war. Alles übrige Naß war mit Ausnahme einer Flasche Marsala, die sich aber ebenfalls in der Gewalt des Maulthiertreibers befand, am Todten Meer vertilgt worden. Wir besaßen absolut nichts als jeder eine Orange Von diesen gaben wir eine dem Kranken, die andere theilten wir zwischen uns beiden und den Beduinen. Wohlweislich bewahrte ich mir von meinem Stück die Schale auf.

Wir ließen nun den Brandenburger auf Löwenthals Pferd steigen und setzten die Reise noch eine halbe Stunde weit fort. Aber die Gluth war zu furchtbar, und so beschlossen wir, vor einer kleinen Höhle angelangt, eine Weile zu ruhen. Die Beduinen drängten indeß bald wieder zum Aufbruch, da Mar Saba noch fünf Stunden entfernt sei und wir nach Sonnenuntergang keinen Einlaß ins Kloster finden würden. So trat ich dem Webergesellen mein Pferd auf eine halbe Stunde ab und ging so rasch ichs vermochte voraus, um die Andern noch ausruhen zu lassen und nach Verlauf der genannten Frist auf sie, die mich bald einholen konnten, zu warten. Sie kamen, aber der Handwerksbursch hatte sich noch nicht genug erholt, und so ließ ich ihm meinen Gaul noch eine halbe Stunde. Er ritt mit Löwenthal weiter, ich folgte mit dem Schech langsam nach. Es währte nicht lange, so verschwanden jene beiden hinter Wüstenhügeln, und wer mich nicht erwartete, als ich mit glühenden Sohlen, erschöpft und sonnedurchglüht die verabredete halbe Stunde zurückgelegt hatte, war der dankbare Webergesell aus dem Brandenburgischen.

Ich weiß nicht, wie ich den Wackern verwünschte, nur das ist mir erinnerlich, daß ich, wie das mit allen Verwünschungen zu sein pflegt, die Sache dadurch nicht änderte, und so mußte ich mich wenn ichs nicht darauf ankommen lassen wollte, in der Wüste liegen zu bleiben, mich mit dem Schech wegen Abtretung seines Pferdes in Vernehmen setzen. Die Noth macht beredt, und es gelang mit einigen arabischen Brocken und einem deutlichern Geberdenspiel dem braunen Gentleman meinen Wunsch verständlich zu machen. Nicht eher aber räumte er mir seinen Sattel ein, als bis ich ihm auf wiederholtes „Backschich kebir", (viel Trinkgeld) wiederholt und mit überzeugender Emphase ein „Ewah" (ja) geantwortet, und nicht sobald war er abgestiegen, als er, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob ich den Weg nach dem Kloster wisse, sich seitwärts in die Berge schlug.

Ich war, nachdem ich ihn aus den Augen verloren, ganz

allein in der Wüste, und als ich so hinritt, bald über eine Hochfläche, bald einen der Hügel hinauf, bald in einen Kessel oder in eine Thalmulde hinab, dachte ich mir zu verschiedenen Malen die Situation, in die ich gerathen würde, wenn ich an einen Kreuzweg käme und den falschen Pfad einschlüge. Räuberische Beduinen, Gespenster des Durstes, des Hungers, ein Nachtlager auf Steinen mit Skorpionen als Bettgenossen spukten mir durch den Kopf. Allmählig jedoch machten diese trübseligen Bilder verständiger Ueberlegung Platz. Links im Osten glänzte durch die Bergschluchten, etwa zwei Stunden entfernt, der Spiegel des Todten Meeres, rechts hinter dem Gewirr von Gipfeln und Kreuz- und Querthälern, mußte Jerusalem sein. Im Süden vor mir lag wahrscheinlich das Kloster. Ich hatte mich also hauptsächlich vor solchen Wegen zu hüten, welche nach links abzweigten. Außerdem besann ich mich, daß das Beduinenpferd klüger sein würde, als ich, da es ohne Zweifel schon oft die Tour vom See nach Mar Saba gemacht hatte, und so ließ ich es an zweifelhaften Stellen sich selbst die Straße wählen. Die Hitze wurde hier oben durch den Nachmittagswind erheblich gemildert, gegen den Durst leistete die aufbewahrte Orangenschale und, als diese verbraucht war, eine Hand voll Tabak gute Dienste, der Weg war auf dem dürren, steinichten Boden oft kaum zu erkennen, aber nur an einigen steilen Stellen beschwerlich, und so peinigte nur noch die Einsamkeit; denn in den drei Stunden, die ich auf diese Weise zurücklegte, sah ich von lebenden Wesen nur spannenlange schwarze Eidechsen, welche in Palästina auch die Wüsten bevölkern und mit ihren graziösen Bewegungen und ihrem stets gehobenen Schwänzchen immer Stoff zu heitern Betrachtungen geben.

Ich hatte manches Wadi durchzogen, manchen Berg erstiegen, als ich endlich in ein Thal hinabritt, in dem ich eine Cisterne fand. Es währte nicht lange, so trafen hier auch die Gefährten ein, die, da sie zu weit nach Rechts gerathen, trotz ihres raschen Reitens hinter mir zurückgeblieben waren. Neben dem Mund

des Brunnens lag ein zerbrochener Topf mit einem Strick als Schöpfeimer, wir zogen uns von der kühlen Fluth herauf, so viel wir und die Pferde bedurften. Das Wasser war vortrefflich, und wenn es darin von zolllangen rothen Würmern wimmelte, so ließen diese sich dadurch vom Munde abhalten, daß wir beim Trinken den weißen Musselin unsrer Turbane vor die Lippen hielten.

Erfrischt traten wir unter Führung der inzwischen ebenfalls eingetroffenen Beduinen die Weiterreise an und stiegen über einen hohen kahlen Bergrücken in einen Kessel hinab, in dem mehre Schluchten zusammentreffen, von denen die eine das berühmte Wadi En Nahr, zu deutsch Feuerthal ist. Dieses, die Fortsetzung des Kidronthales bis zu seinem Ausfluß hin, ist eine der wildesten, schauerlichsten Felsklüfte, die ich kenne. Zu beiden Seiten erheben sich fünf bis sechshundert Fuß hohe schroffe Wände eines braunen Gesteins, durch das sich bandartige horizontal laufende Streifen von dunklerer Farbe ziehen, und welches, vom Regen vielfach zerwühlt und gezackt, zahlreiche kleine und große Höhlen und Grotten zeigt. Die Thalsohle wird durchschnittlich nicht breiter als fünfzehn Schritt sein, die obere Weite wenig mehr betragen, und so ist der Grund den größten Theil des Tages beschattet. Bäume, Sträucher mangeln gänzlich. Die Schlucht ist fast so dürr und trostlos, wie ich mir die Thäler im Monde denke. Eine gute Straße, in den dreißiger Jahren von den Griechen angelegt, führt etwa zwanzig Minuten lang im Zickzack an der einen Seite hinauf nach dem Kloster, welches mit seinen starken Thürmen und hohen Mauern, seinen Zinnen, Vorsprüngen und Terrassen weit mehr Aehnlichkeit mit einer Ritterburg als mit einem Wohnsitz frommer Mönche hat. Dies gilt indeß von allen einsam liegenden Klöstern des heiligen Landes und hier in der unmittelbaren Nachbarschaft der Beduinen des Todten Meeres hatte man ganz besondere Ursache, sich zu vermauern und zu verschanzen. Nur ein Empfehlungsbrief vom griechischen Patriarchen öffnet das

kleine, dick mit Eisen beschlagne, mit einem gewaltigen Riegel verwahrte Pförtchen, welches den alleinigen Eingang in die Mönchsfestung bildet. Das Hinabsteigen in den zweiten, innern Hof, den die Kirche, die Wohnungen der Klosterleute und die Pilgerherberge umgeben, ist nur Christen gestattet. Unsre Beduinen mußten mit den Pferden und Maulthieren im ersten zurückbleiben, wo ihnen in einem Stall Unterkunft angewiesen wurde.

Das Kloster Mar Saba hängt im eigentlichen Sinne am Rande des Abgrundes. Die Kirche ist mit gewaltigen Strebepfeilern vor dem Hinabrutschen bewahrt. Trepp ab, Trepp auf wird man geführt, wenn der dolmetschende Kaluger dem Reisenden die Merkwürdigkeiten des Orts zeigt. Auf der untersten Terrasse haben die Mönche einen kleinen Gemüsegarten angelegt, in dem drei oder vier Granatbäume stehen. Nicht weit davon umklettert eine Rebe die Thür einer Höhle in der Felswand. Neben der Kirche ragt eine Palme empor. Alles andere ist Stein und abermals Stein. In der Pilgerherberge bot man uns zum Willkommen Mastixbranntwein, Wasser und Feigen. Später gab es ein Abendessen von Wassersuppe, Eierkuchen in Oel, gesalznen Oliven, schwarzem Brot und Käse. Wein fehlte, aber wir hatten noch eine Flasche Marsala, und so war uns geholfen.

Von den Wundern des Klosters ist nicht viel zu berichten. Man zeigte uns verschiedene halbdunkle Kirchen und Kapellen mit den wohlbekannten in Silber und Farbenglanz eingerahmten, mumienbraunen, nach der Schablone gemalten Heiligengesichtern, in einer Nische einen Haufen Schädel, angeblich von dem Blutbad herrührend, welches die Sarazenen im Jahre 812 unter den Mönchen angerichtet, einen Sarkophag mit den Gebeinen des Kirchenvaters Johannes Damascenus und die Höhle, wo der heilige Saba, der Stern der Wüste, lange Jahre mit einem Löwen gelebt. Man erzählte uns, daß in den Klüften und Grotten der Nachbarschaft in früheren Jahren mehr als zehn-

tausend Anachoreten gewohnt, und wollte von der Palme wissen, sie sei über tausend Jahre alt, obwol sie dem Anschein nach schwerlich mehr als fünfzig zählt. Die Mönche sind großentheils Griechen, einige sind aus Rußland gekommen, dessen Kaiser das Kloster wiederholt reich beschenkten. Sie tragen sich wie in Griechenland: dunkelblaue Gewänder und schwarze Popenmützen. Die meisten sahen blaß und mager aus, eine Folge des unaufhörlichen Fastens, und alle hatten den garstigen Knoblauchsgeruch an sich, dessen Dunstkreis ihnen den auf Erden noch mangelnden Heiligenschein ersetzen zu sollen scheint.

Machten ihre Gespräche den Eindruck bigotter Einfalt und Beschränktheit, so that es der Spanier, den wir hier wieder begrüßten, ihnen darin vollkommen gleich. Andächtig küßte er, sich bekreuzend, nach ihrem Vorgang die Thürpfoste der Höhle Sabas, die Schädel der erschlagenen Mönche und andere Heiligthümer, und mit großem Eifer vertheidigte er später, mit meinem Begleiter disputirend, die unbefleckte Empfängniß Mariens und ähnliche wundersame Dogmen der römischen Kirche. Müdigkeit und gute Lebensart, welche jedermann nach seiner Façon selig werden läßt, hießen mich dazu schweigen. Als er aber mit der Behauptung herausrückte, daß es eigentlich Maria sei, die uns erlöst, da sie ihren Sohn beredet habe, sich für uns kreuzigen zu lassen, hatte ich doch Mühe, den Lachteufel, der mich in der Kehle kitzelte, von einer Demonstration abzuhalten. Das muß nicht ganz gelungen sein. Der Hidalgo warf dem Ketzer einen Blick zu, in dem etwas von dem Feuer flammte, welches einst in seiner Heimath die Autodafés anzündete, und die Disputation hatte ein Ende. Als ich am Morgen auf meinem Schlafteppich erwachte, war unser Spanier bereits aufgebrochen, um über Bethlehem nach Hebron zu gehen, wo er wieder reichliche Gelegenheit gefunden haben wird, sich an Reliquien zu erbauen.

Wir aber kehrten nach Jerusalem zurück. Vorher gab es den gewöhnlichen Zank mit den Mönchen über Zeche und Backschisch, dann den ebenso unausbleiblichen mit den Beduinen,

die das ihnen gebührende Geleitgeld sammt einer Reihe von Items für die Fantasia, für das mir abgetretene Pferd und der Himmel weiß was sonst noch vor der Rückkunft nach Jerusalem in Anspruch nahmen und, als Vorstellungen nichts halfen, zu Drohungen schritten. Auch damit war bei uns nichts auszurichten, und als der Schech in seinem Grimm die Keule fortwarf, ließen wir ihn sie suchen und ritten davon, es ihm anheimstellend, sich seine Gebühr in Löwenthals Haus abzuholen.

Durch ein vielgewundenes Thal, in welchem wir an verschiedenen Stellen Spuren von Beduinenlagern, Reihen von Kochfeuern und zusammengelegten Steinen begegneten, kamen wir nach einer Stunde wieder zu weidendem Vieh, dann zu einzelnen Gerstenfeldern, dann über einen steilen weißschimmernden Paß zu Gärten mit Feigen- und Maulbeerbäumen und endlich in die Stadt, die bereits auf der Höhe des Passes sichtbar geworden war.

Einige Tage später wurde Bethlehem besucht, und zwar allein und zu Fuß. Der nächste Weg führt aus dem Jaffathor in das Gihonthal hinab und dann an Montefiores neuer Windmühle vorbei nach einer Ebne hinauf, an deren Ende die weißen Gebäude des Eliasklosters sich zeigen. Die Ebne ist gut bebaut, und auf dem Wege begegnete ich zahlreichen Landleuten, Männern und Frauen, die mit Gemüse und Hühnern zu Markte zogen. Kurz vor dem Kloster trifft man einen Brunnen, an welchem die Tradition die Weisen aus dem Morgenlande den Stern wieder erblicken läßt, der sie zum Jesuskinde leitete. Das Kloster ist von griechischen Mönchen bewohnt und sehr fest gebaut, seine Kirche groß, aber nicht so reich ausgestattet, wie andere in dieser Gegend. Umfassend ist die Aussicht, die man vom Dache genießt. Auf der einen Seite sieht man die Zinnen und Kuppeln Jerusalems, auf der andern, im Süden, liegt auf einem sattelförmigen Hügel in einem weiten

vorwiegend grauen, vielgegliederten Thalkessel das weißliche Bethlehem und ein Stück davon das burgartige Krippenkloster. Südwestlich schimmert zwischen Olivenbäumen ein weißgetünchter Würfel, aus dem eine kleine Kuppel hervortritt — das Grab Rahels, sagt die Legende. Eine Strecke davon erscheint der große Flecken Bet Dschalah am Berghang. Einzelne Striche sind mit Olivenbäumen, Reben, Feigen- und Granatbäumen bepflanzt, hin und wieder erblickt man Getreidefelder. Den östlichen und südlichen Horizont bilden die Kuppen und Schluchten von Wüstenhügeln.

Beim Hinabsteigen in das Thal gesellte sich ein arabischer Knabe zu mir, der auf einem Esel ritt und mir erst italienisch, dann in gebrochnem Französisch verschiedene Perlmutterarbeiten anbot. Als ich den Kauf ablehnte, benutzte er die Gelegenheit zu profitiren insofern, daß er sich von mir in aller Eile eine Lection im Englischsprechen ertheilen ließ. Ich mußte ihm sagen, was Geld, kaufen, theuer, wohlfeil und andere beim Handel vorkommende Ausdrücke auf englisch hießen, ihm die Zahlen lehren u. s. w. Es war augenscheinlich ein aufgeweckter Bursch, der mit den Regeln kaufmännischen Verkehrs, wie sie im Orient gelten, recht wohl bekannt war und sogar Grundsätze hatte.

Bethlehem hat gegen 3000 Einwohner, die fast alle Christen sind, wie man schon daraus inne wird, daß die Frauen — welche beiläufig hier eine eigne Tracht tragen, die in einer über das gewöhnliche blaue arabische Hemd geworfenen rothen Tunica besteht — sich das Gesicht nicht verschleiern. Sie beschäftigen sich mit Garten- und Feldbau und außer andern Handwerken mit Anfertigung von Andenken für die Pilger: Rosenkränzen, Crucifixen, Dosen mit dem Bilde des heiligen Abendmahls, Christusbildchen, Trinkschalen u. a., wozu sie Dattelkerne, Feigen- und Olivenholz, vorzüglich aber Perlmutter, Frauenweiß und den Stinkschiefer vom Todten Meer verwenden. Weß Geistes Kinder sie sind, welche Sitten unter ihnen herrschen (freilich nicht unter ihnen allein, sondern in ganz Palästina)

mag man daraus abnehmen, daß es in den Stadtvierteln Taradjimeh und Sauahireh einen anonymen Mordversicherungs-Verein giebt, welcher dem Mitglied gegen eine festgesetzte Prämie Sicherheit vor der Blutrache, also Straflosigkeit für begangne Mordthat gewährt, indem er in solchem Fall das Blutgeld zahlt. Ich bemerke hierzu bloß, daß die Theilnehmer der lateinischen Kirche angehören, die in Jerusalem und dessen Umgebung über zweihundert Geistliche zählt.

Das Innere des Städtchens ist schmutzig. Auf der Marktgasse, durch die man geht, wenn man nach den Klöstern will, sah ich fast nur Zwiebeln und Knoblauch feil halten. Die Klöster — es sind drei: ein lateinisches, ein griechisches und ein armenisches — bilden einen Stadttheil für sich. Sie sind allesammt von einer hohen, mit Strebepfeilern gestützten Mauer umgeben und schließen drei verschiedene Kirchen ein. Durch ein ziemlich enges Hauptthor gelangt man auf einen gepflasterten, von Arkaden eingefaßten Vorhof, aus dem ein kleines Pförtchen in die Kirche führt, welche die Geburtshöhle einschließt. Diese Kirche ist eine der ältesten und schönsten in Palästina. In ihr wurde am Weihnachtstag des Jahres 1101 der Kreuzritterkönig Balduin gekrönt. Ihre Grundform zeigt den ältesten Basilikenstil, ihre jetzige Ausschmückung stammt von den Griechen her, die sie im Jahre 1842 ausbesserten und theilweise umbauten. 48 gelbliche Marmorsäulen mit korinthischen Kapitälen tragen die Decke, die aus Cedernholz vom Libanon gefertigt sein soll. Große Fenster erhellen das Schiff, welches ein Kreuz vorstellt. An den Wänden erblickt man griechische Inschriften, Spuren musivischer Darstellungen und einige nachgedunkelte Gemälde auf Holztafeln. Der Chor, vom Schiff durch eine Quermauer geschieden und drei Stufen höher als dieses, enthält einen den drei Weisen aus dem Morgenland geweihten Altar, vor dem ein Marmorstern am Boden die Stelle bezeichnet, über welcher der Wegweiserstern des Jahres Eins stillstand „oben über, da das Kindlein war.“ Rechts und links von dem Altar führen

Stufen in die unter ihm befindliche Felsenhöhle hinab, wo die Legende Jesum geboren sein läßt. Während die Kirche ziemlich schmucklos ist, kommt die Kapelle, in die man die Höhle verwandelt hat, an Pracht der Grabeskirche in Jerusalem gleich. Wände und Boden des Raumes, der eine Länge von etwa achtzehn und eine Breite von sechs Schritten hat und ungefähr zehn Fuß hoch ist, sind mit weißen Marmorplatten belegt. Mehr als dreißig Hängelampen werfen im Verein mit mehren Leuchtern ein helles Licht auf die verschiedenen heiligen Gegenstände in der Grotte. Die besonders verehrten Stellen sind mit seidnen Stoffen behangen. Hinten im Osten der Höhle ist die Stelle, wo Maria entbunden wurde. Sie wird durch einen Altar bezeichnet, unter dem sich in einer Nische eine Tafel von weißem Marmor befindet, auf welcher man, umgeben von den Strahlen einer Sonne von Silber und Jaspis, die Worte liest: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est." Etwa fünf Schritte südlich von hier steigt man auf sechs Stufen in die kleine Grotte hinab, wo die Krippe stand, die dem Jesuskind als Wiege diente. Ein ausgehöhlter Marmorblock stellt jetzt die Krippe vor; die drei großen Silberleuchter davor sollen die Hirten, die hier anbeteten, nach anderer Deutung die römische, die griechische und die armenische Kirche repräsentiren, welche sie hierher gestiftet haben. Der Krippe gegenüber sieht man den Altar der drei Könige aus dem Morgenland, der an dem Orte stehen soll, wo jene ältesten Hadschis dem göttlichen Kinde Gold, Weihrauch und Myrrhen opferten. Die Lampen der Krippengrotte tragen das östreichische Wappen. Die Gemälde, welche die Kapelle schmücken, sind meist Copien nach Rafael, auch ist ein Originalbild von Giacomo Palma darunter. Endlich besitzt dieses unterirdische Heiligthum auch eine kleine Orgel.

Der Franciscanermönch, der mir dies alles erklärte, war ein recht freundlicher Mann. Sein Gesicht und seine Rede entsprachen der Physiognomie des Ortes, die sich so wesentlich von der des heiligen Grabes unterscheidet, wie die helle heitere

Weihnacht von der düstern schwermüthigen Pracht des katholischen Charfreitags. Aber auch hier steht im Hintergrund der allgemeine Haß und Zank. Bis auf den Zoll weiß man, wie weit die Grotte den Katholiken, den Griechen oder Armeniern gehört. Die Silbersonne der Geburtsstelle wurde wegen ihrer lateinischen Inschrift von den Griechen, als sie in den vierziger Jahren die Oberhand gewonnen, weggenommen, und nun stritt man sich so lange darüber, bis der von den Diplomaten geängstigte Sultan den gordischen Knoten damit durchhieb, daß er auf seine Kosten die Sonne wieder machen ließ.

Auch in Bethlehem hat die Mönchsphantasie der Hauptsache eine große Menge von Nebendingen angeklebt. Um die Geburtsgrotte herum liegen vier kleinere Höhlen: eine, in welcher die Gebeine der heiligen Paula ruhen, die von Rom hierher pilgerte, um ihre Tage als Siedlerin neben der Wiege Christi zu beschließen, eine zweite, in die man St. Eusebius von Cremona begrub, eine dritte, in welcher der Kirchenvater Hieronymus das alte Testament übertrug, endlich eine vierte, in welche die Legende die ganze Schaar der unschuldigen Kindlein beisetzte, die König Herodes ermorden ließ. Grausamer als der böse Idumäer hat die kirchliche Sage einem der armen heiligen Würmchen die Hand und sogar die Zunge abgeschnitten, um sie ihren Gläubigen zum Beweis der Echtheit des Kindergrabes aufzubewahren. Ueber der zuletzt genannten Höhle befindet sich eine St. Katharinen geweihte, ebenfalls recht freundliche Kirche, welche im Besitz der lateinischen Mönche ist.

Wie ein Stein ins Wasser geworfen auf der Oberfläche einen weiten Ring bildet, so hat ferner die Geburtskirche von Bethlehem sich im Lauf der Zeit mit einem immer weiter werdenden Kreise von heiligen Stätten umgeben. Man weiß die Grotte, in der sich Maria mit ihrem Neugebornen während des bethlehemitischen Kindermordes verborgen hielt, und wer daran zweifelt, dem zeigt der Begleiter in der Kutte nicht weit vom Altar der Grotte die weißen Tropfen am Boden, welche die

Gottesmutter beim Säugen verlor, und man thut wohl, sich von der mergelartigen Masse ein Kügelchen mitzunehmen. Die Mönche lassen es gegen ein Billiges ab, und es ist gut für Frauen, die nicht stillen können. Man weiß ferner im Osten der Stadt das Feld, wo die Hirten von den Engeln mit dem „Ehre sei Gott in der Höhe" überrascht wurden. Das Dorf der Hirten ist ebenfalls wohlbekannt; es heißt jetzt Bet Sahur En Nassara und liegt etwa eine halbe Stunde östlich von der Stadt. Andere Legendenorte endlich sind das sogenannte Erbsenfeld, wo kleine runde Steine den Fluch bezeugen, mit dem Maria die Erbsen, welche hartherzige Bauern ihr zur Stillung ihres Hungers verweigerten, ungenießbar machte, die Tenne, wo das Idyll von Ruth und Boas spielte, nicht fern vom Grabe Rahels, und die Stelle, wo dem heiligen Pflegevater Joseph der Traumengel die Flucht nach Aegypten gebot.

Nachdem ich im Kloster noch die Schule besucht, in welcher etwa sechzig junge Bethlehemiten sich von einem Schulmeister in Turban und Kaftan in die Geheimnisse des griechischen Abcbuchs einweihen lassen, und in dem Ochsenziemer, den der Leiter der Anstalt schwang, einen Verwandten des grimmen Bakels begrüßt, der mir einst zum Studium der Fibel gewinkt, suchte ich den am Eingang der Stadt wohnenden Deutschen auf, der hier seit einiger Zeit als Weinbereiter lebt. Es ist ein Herr Schäfer, welcher früher mit dem Spittlerschen Brüderhaus in Verbindung stand. Ich fand ihn sammt seiner Frau im Keller, wo er mit Abziehen beschäftigt war. Sein Wein war der beste, den ich in Palästina trank. Er bezieht seine Trauben aus der Gegend von Hebron und aus Strichen anderthalb Stunden westlich und südwestlich von Jerusalem, namentlich von dem Dorfe St. Philipp, wo die besten Sorten wachsen. Der Wein wird von Herrn Schäfer ganz in der Weise, wie ihn die deutschen Winzer behandeln, gemacht, indeß läßt er den ausgekelterten Saft einige Tage — in der Regel drei — auf den Träbern stehen, wodurch der Wein eine schönere dunkle Farbe bekommt. Ich trank

aus zwei verschiedenen Fässern, zehn- und sechzehngrädigen, und fand namentlich den letztern vortrefflich. Könnte man zu besseren Kufen und Kellern gelangen, so hätte dieser Wein vielleicht eine Zukunft.

Von Bethlehem aus pflegt man den Dschebel Fureidis, die Teiche Salomos und die vier westlich und südwestlich von Jerusalem gelegenen Klöster zu besuchen. Ich sah nur die Teiche und das eine der Klöster, welches sich nach dem Apostel Philippus nennt. Der Dschebel Fureidis, auch Frankenberg genannt, erhebt sich südöstlich von Bethlehem. Man hat in den Ruinen des terrassenförmigen Castells auf seinem Gipfel Reste einer von Josephus erwähnten Festung des Herodes erblickt, und die Sage behauptet, daß sich hier die aus Jerusalem verdrängten Franken noch mehre Jahrzehnte behauptet hätten. Sicherer ist die Tradition, die an die Teiche den Namen Salomos knüpft. Gewiß ist wenigstens, daß sie aus sehr alter, wahrscheinlich, daß sie aus vorchristlicher Zeit stammen. Ich folgte von Bethlehem aus einem Wege, der an einer Wasserleitung hinlaufend nach dem Abhang führt, unter dem in einer tiefen Schlucht das Dörfchen Artas mit seinen hübschen Aprikosen- und Feigenpflanzungen liegt. Einige hundert Schritt von hier befinden sich am Thalhange drei gewaltige Wasserbecken, die theils in den Felsen gehauen, theils von Quadern aufgemauert sind. Sie liegen stufenförmig übereinander und nehmen von oben nach unten an Länge zu. Der oberste mag vierhundert, der in der Mitte vierhundertundfunfzig, der unterste etwa sechshundert Fuß lang sein, und ihre Breite beträgt durchschnittlich zweihundert Fuß. Sie werden von den Regengüssen des Winters gefüllt, im Sommer wird die Verdunstung des Wassers durch eine über ihnen entspringende Quelle theilweise ausgeglichen, in der die Sage den „verschlossnen Born“ erblickt, mit welchem der Sänger des Hohenliedes seine Schwester und Braut vergleicht. Wäre dies richtig, so dürfte man sich hierher auch den Lustgarten von Granatäpfeln mit edlen Früchten, „Cypern mit Narden,

mit Safran, Calmus und Cynamon, mit allerlei Bäumen des Weihrauchs, Myrrhen und Aloe und allen besten Würzen" denken, der dem verliebten Dichter zu weiteren Vergleichen Gelegenheit bot.

Von diesen Teichen ging ich durch ein mit Reben und Feigenbäumen bepflanztes Thalgelände, wo das Kloster des heiligen Georg steht, und dann über zwei kahle Hügel und durch eine dazwischenliegende Senkung nach dem großen Orte Bet Dschalah, wo nach der Volkssage kein Moslem länger als zwei Jahre leben bleibt, weshalb die Türken und Araber sich ganz von hier zurückgezogen haben, und in dessen Nähe die Mönche das Feld zeigen, wo das Heer Sanheribs von dem Würgengel, der auf das Gebet Hiskias und Jesajas erschienen, gefällt wurde. Auf ziemlich rauhem Wege gelangte ich von hier in einer starken Stunde nach dem Philippskloster, bei dem ein wasserreicher Quell aus den Felsen hervorbricht, in welchem nach der Legende der Apostel Philippus den Kämmerer der Königin Candace von Mohrenland getauft hat. Die Lage des Klosters ist sehr anmuthig. Von den benachbarten Bergen blickt man in die Thalgründe hinab, in welchen Johannes der Täufer gewohnt haben soll, während im Westen auf einer Höhe sich Trümmer zeigen, die von Einigen für die Ruinen der Makkabäerburg Modin gehalten werden.

Weiter nördlich winkte noch eine Anzahl anderer Erinnerungen an die Zeit der Stiftung des Christenthums, das Grab Elisabeths, der Mutter des Täufers, die Stelle, wo das Haus seines Vaters Zacharias stand, das Kloster Ain Karim, dessen Kirche über der Stätte erbaut ist, wo Johannes geboren wurde, und das sogenannte Kreuzkloster, von Georgiern an der Stelle errichtet, wo der Olivenbaum sich erhoben, aus dessen Holz das Kreuz Christi gezimmert worden. Ich hatte indeß genug an den bisher gesehenen Reliquien und beeilte mich, vom Philippsbrunnen auf dem nächsten Wege nach Jerusalem zu kommen.

Am folgenden Tage machte ich mich in aller Frühe nach

dem zwei kleine Stunden nordwestlich von Jerusalem gelegnen Dorfe Nebbi Samwil auf, welches auf dem höchsten unter den Hügeln in der Nachbarschaft der heiligen Stadt liegt, und wurde durch eine schöne Aussicht belohnt, die bis an das Meer reichte. Robinson neigt sich zu der Meinung hin, daß hier das alte Mizpa zu suchen sei, wo Judas Makkabäus die Heldenschaar sammelte, mit der er den Gorgias schlug. Andere sehen in der Stelle mit der Legende, die hier das Grab Samuels verehrt, die Trümmer von Ramah, der Prophetenstadt. Auch der Islam ist dieser Ansicht und zeigt in einer verfallnen Moschee westlich vom Dorfe eine Gruft, in welcher ein weißübertünchter Sarkophag steht, über den eine wollne Decke gebreitet ist, und an dessen vier Ecken kupferne Verzierungen, Blumen darstellend, angebracht sind.

Als Laie auf dem Gebiet der Archäologie durfte ich wählen zwischen den beiden Erinnerungen, und die Leser werden errathen, daß ich mich von dem Berge lieber an den heroischen Rebellen, als an den herrschsüchtigen Priester, den Mörder des gefangnen Agag, den ränkesüchtigen Verschwörer gegen Saul, Israels besten König, erinnern ließ.

X.

Der Einzug des Großfürsten Konstantin. — Im Haram Esch Scherif.

Schon in Jaffa hatte ich gehört, daß der heiligen Stadt für die nächsten Tage ein Besuch des Großfürsten Konstantin von Rußland zugedacht sei. In Jerusalem wiederholte sich das Gerücht, ohne daß es bei den Consuln entschieden Glauben gefunden hätte. Am 8. Mai hieß es, der Prinz sei wirklich in Jaffa gelandet. Es war nur ein Adjutant desselben; indeß traf mit ihm die Nachricht ein, daß sein Gebieter bereits auf dem Wege von Athen nach Palästina sei, und Mittwoch den 11. Mai erfuhr man, der Großfürst werde am nächsten Vormittag vor Jerusalem ankommen. Es war von nichts Anderem mehr die Rede, und die verschiedensten Gerüchte kreuzten sich. Nach dem einen kam er in Begleitung des Königs von Griechenland. Andere wußten, er habe so reiche Geschenke mitgebracht, daß man in Jaffa dreihundert Kameele habe miethen müssen, um sie fortzuschaffen. Wieder andere hatten gehört, er werde eine große Demonstration gegen die Türken oder die Lateiner machen, und die griechische und russische Einwohner- und Pilgerschaft werde dabei den zukünftigen Pantokrator der Levante kräftigst unterstützen.

Von diesen Erwartungen erfüllte sich keine. Der Großfürst

kam allerdings nicht in so einfachem Aufzug wie der Prinz Alfred von England, der drei Wochen vorher die heiligen Stätten besucht hatte, und nicht als Privatmann wie der Herzog von Brabant und der Erzherzog Ferdinand Maximilian, die vor diesem erschienen waren. Aber eigentliche Demonstrationen unterblieben, und auch die Türken bereiteten ihm keinen glänzendern Empfang als jenen fürstlichen Personen; im Gegentheil, es war von Stambul die Weisung eingetroffen, genau dasselbe Ceremoniel einzuhalten wie beim Einzug des englischen Prinzen.

Der Großfürst hatte die Nacht in Zelten nicht weit von Abu Gosch zugebracht und sollte gegen zehn Uhr vor dem Jaffathor erscheinen. Ich ging eine Stunde früher hinaus und fand zunächst in der Nähe des Castells alle Mauern und Dächer mit langen Reihen weißverhüllter, dicht aneinander gekauerter Frauen besetzt, von denen viele sich mit rothen oder blauen Regenschirmen gegen die Sonne schützten, und die mit ihrem Drängen, Aufstehen und Wiederniederhocken und ihren lauten grellen Stimmen den Eindruck machten, als ob sich einer der ungeheuren Tauben- oder Ibisschwärme, welche über dem Nil schweben, auf die Stadt niedergelassen hätte. Auch vor dem Thor war das schöne Geschlecht zahlreich vertreten. Ueberall standen oder saßen auf der steinbesäeten Ebne Trupps weißer Frauen, bald Mohammedanerinnen, am Schleier kenntlich, bald Jüdinnen, durch den dicken turbanartigen Kopfbund des Chalebi bezeichnet, bald arabische und griechische Christinnen. Zwischen den weißen Tauben schritten wie Krähen schwarz gekleidete Russinnen hin. Hier und da hatten sich, Vögeln mit rothen Köpfen und Füßen vergleichbar, Türken und Araber in Tarbuschen und Babuschen aufgestellt. Dazwischen tummelten sich mit dem Schritt radschlagender Pfauen heute doppelt stolz einherwandelnde Griechen, mit Sperlingshast hin und her fahrende Juden in Zobelmütze und Seidenkaftan, fränkische Trachten und die braun- und weißgestreiften Abajen von Baschibosuks. Gele-

gentlich flog wie ein Flamingo ein feuerrother Consulatskawaß durch das übrige Gefieder hin.

Ein Stück weiter hinaus lagerte eine Abtheilung reguläres türkisches Militär hinter ihren in Pyramiden aufgestellten Flinten. Sie sahen sehr wenig parademäßig aus. Einige trugen grüne, andere dunkelblaue Jacken vom gröbsten Tuch, der eine grautuchne, der andere lichtblaue baumwollne Hosen, einige breite rothe Streifen, andere schmale, noch andere gar keine daran. Manche hatten schwarzes, manche wieder weißes Lederzeug, manche Strümpfe in den zerlaufenen Schuhen, manche bloße Füße darin. Einer und der andere hatte sogar die Schuhe zu Pantoffeln umgetreten. Dabei waren sie indeß meist recht gut gelaunt, und an der einen Stelle sah ich sie selbst tanzen.

Etwa tausend Schritt vom Thore kam ich zu einem kleinen viereckigen Zelt, welches die Judenschaft, die sich auch hier nicht nehmen ließ, eine Rolle zu spielen, aus golddurchwirkten, etwas verblichnen Decken, dem Anschein nach Synagogenvorhängen, errichtet hatte, und in dem ein langbärtiger Hebräer ein weißgedecktes Tischchen hütete, auf welchem, von einer Serviette verhüllt, eine Torte stand. Ob die guten Leute hofften, der Großfürst werde sich an den Tisch setzen und die Torte verspeisen, oder ob sie die Absicht hatten, sie ihm für die Frau Gemahlin und den kleinen Großfürsten mit nach Jerusalem zu geben, weiß ich nicht. Jedenfalls sollte dem Prinzen damit eine Ehre angethan werden, und der Hüter wies sie den vorübergehenden Glaubensgenossen mit nicht geringem Behagen.

Etwas weiter westlich hatte der Pascha links vom Wege nach Jaffa ein großes grünes Zelt aufschlagen lassen, welches, halb offen nach der Straße, einige Divane mit gelbseidenem Ueberzug sehen ließ, auf denen ein halbes Dutzend vornehme Moslemin, die Spitzen der hiesigen Regierungsbehörden, saßen. Vor dem Zelte lagerte ein zweites Detachement türkischer Infanterie und eine Abtheilung Artillerie mit zwei kleinen Kanonen. Daneben stand ein anderes Zelt, wo man Erfrischungen bereit hielt, und

noch einige hundert Schritt weiter von der Stadt befand sich ein drittes, wo der griechische Patriarch den Großfürsten erwartete. Hier sah es noch bunter aus, als in der unmittelbaren Nachbarschaft des Thores. Türkische Soldaten hielten Pferde mit golddurchwirkten Schabracken, russische und griechische Geistliche mit hohen Popenmützen ritten auf Maulthieren hin und her, Oberoffiziere mit dicken Epauletten und breiten Tressen an den Hosennäthen kamen und gingen. Unter den Olivenbäumen zur Seite saßen Gruppen von allen Farben. Von der Stadt her, über welcher sämmtliche Consulatsflaggen flatterten, fluthete ein Strom von Reitern und Fußgängern. Allmählig stellten sich auch die Consuln mit ihrer Kawassenbegleitung ein: zuerst der spanische, ein großer brauner Herr mit einem ungeheuren dreieckigen Hut, der, wie mir später verrathen wurde, erst Tags vorher aus zwei alten Velpelcylindern von dem Schneider des Besitzers kunstreich erbaut worden war; dann der englische, dann Herr von Pizzamano mit seinem Dragoman, beide in ihren grünen Waffenröcken mit rothem Aufschlag und Kragen und ihren weiß und rothen Federbüschen sehr stattliche Erscheinungen, dann der französische, mehr Bart als Mann, zuletzt D. Rosen mit dem protestantischen Bischof.

Nach und nach kündigten Reiter, welche dem Fürsten entgegengeeilt waren, die Annäherung der Karavane an, das türkische Militär am Wege stellte sich in Ordnung, die Artilleristen traten hinter ihre Böller, und neben ihnen faßte ein Trupp Baschibosuks in Beduinentracht Posto. Auch die zum Empfang beim Zelte versammelten Würdenträger ordneten sich, wobei es zwischen den Vertretern Oestreichs und Frankreichs zum Streit über den Vortritt kam, der durch den inzwischen eingetroffnen Kammerherrn des Großfürsten zu Gunsten des ersteren geschlichtet wurde.

Bald nachdem sich auch der Pascha eingestellt, erschienen die Spitzen des russischen Zugs auf der Höhe über dem Zelte. Es waren Reiter in Civil und Uniform, Sänften von Maulthieren

getragen, und gegen vierthalbhundert Matrosen. Sie hielten zunächst bei dem Zelt des Patriarchen, wo die Reiter abstiegen und die Damen ihre Sänften verließen. Dann kam der ganze Zug zu Fuß nach dem großen grünen Zelt des Pascha herunter. Die Böller knallten, Trommelwirbel ertönte, die türkischen Signalhörner stießen ein überaus gräßliches Freudengeheul aus, die Baschibosuks schwenkten brüllend ihre Lanzen. Von der Procession des Großfürsten, die ihren Weg seltsamerweise mitten über ein eben erst umgepflügtes Ackerfeld nahm, und neben welcher zu beiden Seiten dichte Massen von Neugierigen sich wälzten, stieg eine dicke gelbe Staubwolke auf. Voran schritten in grünen, quer über die Brust und den Schoß mit breiten Goldlitzen benäheten Hofuniformen zwei Kammerherrn als Bahnbrecher, zur Seite marschirten in weißen Jacken mit umgelegten blauen Halskragen, weißen Hosen und Mützen, die Miniébüchse auf der Schulter, Matrosen als Eskorte. Hinter den Kammerherrn kam der Großfürst, seine Gemahlin am Arme, zuletzt eine Kammerdame mit dem einen Sohn des Prinzen, dann ein Gefolge von andern Herrn und Damen vom Hofe, Bischöfen und niederen Geistlichen. Der Großfürst trug die grüne russische Generalsuniform mit einem breiten blauen Ordensband, eine weiße Mütze und einen weißen arabischen Burnus; seine Gemahlin war ebenfalls weiß gekleidet. Beide sahen angegriffen aus. Der Großfürst ist ein Mann von Mittelgröße. Er scheint nicht gut zu sehen, da ich ihn immer mit einem eingeklemmten Augenglas traf. Sein mageres blasses Gesicht, umgeben von einem dünnen hellblonden Schnurr- und Backenbart, und seine Haltung erinnern nur wenig an den Vater. Mehr ist dies mit dem graublauen Auge der Fall, welches recht gebieterisch blicken kann, jetzt aber mehr den müden, kränklichen Pilger, als den Fürsten kundgab. Die Großfürstin ist eine schlanke Blondine, wie mir schien, etwas größer als ihr Gemahl und augenscheinlich früher sehr schön gewesen.

Während die Kanonen fortdonnerten, die Hörner und Trom-

meln weiter lärmten, die Soldaten das Gewehr präsentirten, wurde das fürstliche Paar in das Zelt geführt, welches sich jetzt mit den davor versammelten Consulsuniformen, dem Pascha in seinem von oben bis unten mit Zweigen von Goldstickerei besetzten Generalsrock, den arabisch gekleideten Beisitzern des Gerichtshofs von Jerusalem und dem Halbkreis von etwa zwanzig schimmernden und funkelnden Kawassen, der den Hintergrund bildete, in der That prächtig ausnahm. Der Pascha stellte die Versammelten vor, dann wurde den Herrschaften Limonade gereicht. Nach einer Viertelstunde stiegen alle wieder zu Pferde.

Der Großfürst soll die Absicht gehabt haben, die Kreuzfahrerfeldherrn nachahmend zu Fuß in die Stadt einzuziehen. Wahrscheinlich brachten ihn die Hitze und seine Ermüdung auf andere Gedanken. Vielleicht fand er auch zuletzt, daß wir jetzt nicht mehr im Mittelalter leben. Genug, er setzte sich wieder in den Sattel und ebenso bestieg seine Gemahlin ihre Sänfte wieder. So bewegte sich die jetzt zu mehr als hundert Reitern angewachsene Procession auf das Jaffathor zu. Voran ritten die Kawassen, dann die Kammerherrn, hierauf folgte mit blitzenden Bajonnetten eine Abtheilung türkisches Militär. Dann kam der Pascha und hinter diesem der Großfürst sammt Gemahlin und Hofstaat. Endlich schloß der Zug mit den Consuln. So oft derselbe eins von den am Wege aufgestellten Infanteriedetachements passirte, wurde er mit ohrenzerreißendem Hörnerlärm und Trommelgerassel empfangen. Die Juden erhoben, als der Großfürst ihr Teppichzelt erreichte, ein Geschrei, welches sich wie ein mißlungner Gesang anhörte. Das Schicksal der Torte blieb mir unbekannt, doch sah ich nicht, daß der Prinz sich bei dem Zelt aufgehalten hätte. Als die Procession das Jaffathor erreichte, erschienen russische Frauen, welche dem Bruder ihres Czaren Rosen streuten, während die weißen Vögel auf den Mauern und Dächern sich mit flatterndem Schleier- und Mantelgefieder erhoben und mit weithin schallendem Gekreisch das Fürstenpaar willkommen hießen.

Der Großfürst nahm seine Wohnung in einem der griechischen Klöster, von wo aus er die verschiedenen heiligen Orte der Stadt und ihrer Umgebung besuchte, die Himmelfahrtsfußtapfe auf dem Oelberg und was sonst von Pilgern zu küssen ist, küßte, seine Gemahlin desgleichen thun ließ und überhaupt alle Pflichten, die einem Hadschi der orthodoxen morgenländischen Kirche in Jerusalem obliegen, pünktlich erfüllte. Dabei wurden, wie man mir sagte, die Regeln der Artigkeit nicht versäumt und auch Andersgläubigen in ihren Kirchen die Ehre erwiesen, zeigen zu dürfen, was sehenswerth war. Im Allgemeinen hat das großfürstliche Paar in Jerusalem sicher einen vortheilhaften Eindruck hinterlassen. Die Griechen täuschten sich allerdings in der Erwartung der dreihundert mit Geschenken beladenen Kameele, aber wer von ihnen eine gute Bildung, anspruchsloses Wesen und männlichen Charakter zu schätzen gewußt hätte, würde durch den Besuch unzweifelhaft gewonnen worden sein. Die Begleitung des Prinzen schien ihm aufrichtig zugethan zu sein, und wenn ihr zu glauben wäre, so gehörte der Großfürst Konstantin nicht nur zu den begabtesten, thätigsten und unterrichtetsten Fürsten unsrer Zeit, sondern er wäre auch im hohen Grade liberalen Meinungen und Plänen geneigt, ja liberaler als sein kaiserlicher Bruder. Auch jene Begleitung machte, so weit sie mit den hier wohnenden Deutschen in Berührung kam, einen angenehmen Eindruck, und zwar nicht blos durch Hofmanieren, sondern zugleich durch Kenntniß und charaktervolles Auftreten. Daß die Herren Oestreich nicht liebten, ihm eine starke Demüthigung gönnten, schien mir verzeihlich, wenigstens begreiflich.

Als selbstverständlich mußte unter so bewandten Umständen erscheinen, daß der Czarenbruder nicht von den Bedürfnissen hierher geführt worden, die den Mujik und gelegentlich die eine und die andere empfindsame Fürstin des petersburger Adels zur Wallfahrt treiben. Allerdings wies er bei seinem Umzug entschieden, fast schroff die schüchternen Aeußerungen der in seinem Gefolge befindlichen allerunterthänigsten deutschen Kritik ab, und gewissen=

haft ließ er jeder einzelnen Reliquie durch Kniebeugung und andere Zeichen andächtiger Huldigung die ihr gebührende Reverenz zukommen. Aber das war sicher nicht viel mehr als Nachgiebigkeit gegen die kirchliche Etikette und gewohnte Rücksichtnahme auf Glauben und Brauch seiner Landsleute niederer Classe. Das Herz des Großfürsten hatte damit wenig zu schaffen, die Reise war vielmehr ein politischer Act. Es galt im Allgemeinen, die Vorposten, die Rußland hier hat, zu inspiciren, den Gegnern zu imponiren, die zum Widerstand Geneigten durch Freundlichkeit und Gaben zu gewinnen und den Verbündeten zu zeigen, daß der Moskowiterkaiser trotz des pariser Friedens noch mächtig und noch nahe sei. Es galt aber auch noch einem andern nähern Ziele.

In einem frühern Capitel ist gezeigt, wie die Russen mit den Griechen und zugleich unter sich in Zwiespalt gerathen waren, wie die Partei des Consuls, die wir nun offen als die großfürstliche bezeichnen können, trotz der Opposition der bischöflichen, hinter der die Synode stand, ihr Ziel weiter verfolgte, und wie Mansuroff, der Hauptagent des Marinedepartements und der Dampfschifffahrtsgesellschaft, mit seinem Plan, die für Zwecke der Kirche gesammelten Gelder für ein von letzterer unabhängiges Pilgerhaus zu verwenden, dem Widerstand des Bischofs Cyrillus, der mit ihm verbündeten griechischen Klerisei und der ebenfalls auf dieser Seite stehenden türkischen Regierung gegenüber auf Schwierigkeiten gestoßen war, und diese Schwierigkeiten waren es, welche der Großfürst zu ebnen kam.

Daß die Reise vorzüglich den religiösen Stiftungen Rußlands in Jerusalem galt, erfuhr man in den diplomatischen Cirkeln der heiligen Stadt sehr bald, und die Pforte war davon noch eher unterrichtet. Mit Recht besorgt, der Diensteifer ihrer nach Imperialen lüsternen Provinzialbeamten und die Neigung der niedern griechischen Geistlichkeit zu Rußland könnten Unheil anrichten, sandten die Minister des Sultans eiligst das Oberhaupt der letztern und den nächsten Alliirten der ersteren, den

eben in Stambul befindlichen Patriarchen, auf einer Regierungsfregatte nach Palästina, angeblich, um die hohen Reisenden zu bewillkommnen, in Wirklichkeit aber, um die Ergebnisse der Reise auf ein möglichst geringes Maß einzuschränken. Man fürchtete namentlich, der Großfürst könne die alte, früher durch den Archimandriten Porphyrius geltend gemachte Forderung wegen Rückgabe der georgischen Klöster erneuern wollen. Davon war jedoch keine Rede. Die Hauptfrage, die verhandelt wurde, war die, ob Monsignore Cyrillus und die Kirche oder Mansuroff und die Dampfschifffahrtsgesellschaft in Jerusalem ein Pilgerhaus bauen und den Nutzen davon ziehen sollten. Dem Patriarchen wurde nur ein paar Mal Gelegenheit gegeben, seine Eigenschaft als Unterthan des Padischah dem Bruder des Beschützers der orthodoxen Christenheit gegenüber herauszukehren. Als endlich nach zehntägigem Aufenthalt in der heiligen Stadt und Anhörung endloser Messen, der Hauptbewirthung, welche die griechische Geistlichkeit ihren Gästen bot, die Abreise des Großfürsten erfolgte, wußte niemand, zu welchem Ergebniß die Transactionen gediehen waren. Man fühlte deutlich heraus, daß die Griechen gegen die russische Regierung verstimmter als je waren. Der Streit zwischen Bischof Cyrill und Consul Dorgobujinoff war nicht geschlichtet. Die Gnadenbezeugungen, mit denen jener überhäuft worden, schlossen kein Versprechen ein, daß seinen Wünschen willfahrt werden sollte. Nur die Anlegung der Pilgerstiftung auf dem vor dem Thor erworbenen Terrain war gutgeheißen worden.

Aber ein wirklicher Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Von der syrischen Küste begab sich der Großfürst nach Konstantinopel. Es war dies ein zweiter Besuch: schon vor anderthalb Decennien hatte der Sultan den unternehmenden Prinzen einmal bei sich empfangen. Vieles war seitdem anders geworden. Der Angriff des kaiserlichen Vaters auf den kranken Mann hatte den officiellen Freundschaftsbetheuerungen, von denen damals beide Kabinette überflossen, ein Ende gemacht; die begeisterten

Huldigungen aber, mit denen die Griechen Stambuls bei jenem Besuch dem Erben des Namens Konstantins des Großen ihre Sympathie bezeugt, waren in gutem Gedächtniß. Die Pforte war aus dem orientalischen Kriege zwar scheinbar siegreich, aber in Wahrheit elender als je hervorgegangen. Sollte man dieß dem Gaste fühlen lassen? In der Politik darf der Schwache dem Starken nichts nachtragen, und so konnten auch die Minister des Sultans ihrem Gebieter nur völliges Vergessen des erlittnen Unrechts und demüthiges Gewähren der etwaigen Wünsche seines Gastes anrathen. Ein so geringfügiges Begehren wie die Erlaubniß zu Bauten im Bereich der Festungswerke von Jerusalem war in Folge dessen kaum geäußert, als die Bewilligung erfolgte. Ja noch mehr: der Sultan ließ sich den Plan des von Rußland angekauften Terrains vorlegen, und als er fand, daß es an den Exercirplatz seiner Soldaten stieß, schenkte er freigebig — wozu auch das viele Exerciren! — die Hälfte dieses Platzes hinzu, damit die Besitzung sich besser abrunde.

Damit war der heimlichen Gegenwirkung des griechischen Patriarchats ein Ziel gesteckt, und auch die Synode wagte jetzt nichts mehr gegen die Verlegung der Pilgerstiftung in eine unheilige Vorstadt einzuwenden. Noch hoffte Bischof Cyrillus wenigstens den Plan einer Ausnutzung der Stiftung für die vom Großfürsten patronisirte Aktiengesellschaft zu beseitigen, und bat deshalb um Gewährung eines Urlaubs zu einer Reise nach Petersburg. Aber die Bitte wurde in höflicher Form und unter Verleihung eines hohen Ordens abgeschlagen, und die Collectengelder verblieben nach wie vor in den Händen des Agenten jener Gesellschaft.

Im Herbst 1859 kam Mansuroff zum dritten Mal nach Palästina, wo nunmehr auf dem durch die Schenkung des Sultans und weitere Ankäufe beträchtlich vergrößerten Terrain die Arbeiten begannen. Am 13. Januar des folgenden Jahres, dem Neujahrstag der morgenländischen Kirche, wurde zum Bau

der Kapelle feierlichst der Grund gelegt, und drei Monate später war das Werk, welches große Herbergen, ein Spital und die bischöfliche Residenz umfassen und mit diesen Anstalten ein Sammelplatz nicht blos für die russischen, sondern für alle slavischen Pilger sein wird, schon bedeutend fortgeschritten.

Civilgeneral Mansuroff aber wohnte dem Fortgang der Arbeiten nicht bei. Wenige Tage nach der Bodenweihe verließ er nebst seinen Adjutanten, zwei vermögenslosen russischen Fürsten, Jerusalem, wie man behauptete, in Ungnade gefallen, auf Nimmerwiederkehr, und bald nachher hatte Monsignore Cyrillus die Genugthuung, in der Person des Consuls auch seinen andern Gegner abreisen zu sehen. Ob die Herren, wie man wissen wollte, der unzulässigen Grundsätze halber entfernt wurden, nach denen der reiche Collectensäckel von ihnen verwaltet worden, wage ich nicht zu entscheiden.

Ich kehre jetzt zu der Zeit der Anwesenheit des Großfürsten in der heiligen Stadt zurück.

Unter den Soldaten, welche derselbe mitgebracht hatte, sah ich mehre von gigantischem Körperbau. Sie waren aber wol ausgesuchte Leute, mitgenommen, um zu imponiren. Die Matrosen, großentheils Finnen und Esthen, die meist nur die Sprache ihrer Heimath und nicht einmal russisch verstanden, hatten durchschnittlich ein weniger vortheilhaftes Aeußere. Man begegnete ihnen in großen Schwärmen auf dem Platz vor der Grabeskirche, wo die Händler mit Andenken von ihrer Kauflust eine gute Nachlese des diesjährigen Ostermarktes erzielten. Die heiligen Orte und die Thäler und Berge um die Stadt wimmelten von ihnen. Auf allen Wegen vor den Thoren sah man sie der den Seeleuten aller Nationen eignen Neigung zum Reiten fröhnen, und wo einem der Beutel nicht erlaubt hatte, sich einen Gaul allein zu miethen, hatte er sich mit einem Kameraden associirt und gewährte so den Jerusalemern das neue Schauspiel, auf jeder Seite des Sattels zwei Beine herabbaumeln zu sehen. Das Juchtenparfum, das sie verbreiteten, war auf dreißig Schritt

hinter ihnen noch zu merken. Hatten sie ihre Gänge durch die Stadt und deren Nachbarschaft vollendet, so ließen sie sich von den Geistlichen ihrer Confession Zeugnisse ausstellen, daß sie wirklich in Jerusalem gewesen, und da viele von ihnen lutherisch waren, so hatte Pastor Valentiner, der deutsche Pfarrer an der Zionskirche, bisweilen das ganze Haus voll von solchen Bittstellern. Mit welcher Andacht mag die alte Mutter des einen oder des andern dieser Matrosen am fernen esthnischen Gestade, mit welcher frohen Ueberraschung die Schwester an der eisigen finnischen Föhrde das kleine Perlmutterkreuz in Empfang genommen haben, das ihr der Weitgereiste aus der Stadt mitbrachte, wo ihr Heiland gewandelt!

Wir im preußischen Hospiz hatten der Ankunft des Großfürsten mit Sehnsucht entgegengesehen, nicht sowol der Feierlichkeit des Einzugs wegen, als vielmehr, weil uns dadurch die Aussicht näher gerückt war, in das Geheimniß des Haramplatzes eindringen zu können. In Aegypten so wie in Konstantinopel hat es keine besondern Schwierigkeiten, in Moscheen zu gelangen. In Jerusalem nimmt man es genauer, und das Innere der Sakhra, des zweitgrößten Heiligthums der mohammedanischen Welt, zu sehen, war in den letzten beiden Jahren einem nicht gefürsteten Kafir geradezu unmöglich. Unter Kiamil Pascha öffnete sich der hochverehrte Raum gegen ein gutes Trinkgeld auch gewöhnlichen Sterblichen. Der jetzige Vertreter des Sultans dagegen nahm mehr Rücksicht auf das Vorurtheil der Moslemin, nach dem christliche Fußsohlen den Ort beflecken, und man hätte nur in morgenländischer Tracht dahin gelangen können, ein Wagniß, welches dem, der nicht arabisch oder türkisch sprach, sehr übel bekommen konnte. Die Fürsten, welche früher hier gewesen waren, hatten den Platz, wo der alte Tempel Jehovas gestanden, besucht, aber nur wenigen Einheimischen und Reisenden gestattet, sie zu begleiten. Der englische Prinz hatte sogar nur sein Gefolge mitgenommen. Wir hofften, der Großfürst werde den Ort

sich gleichfalls ansehen und liberaler sein, und diese Hoffnung erfüllte sich.

Den 17. Mai früh erschien Professor Tischendorf aus Leipzig, der Zutritt zum Großfürsten hatte und dessen Bekanntschaft ich Tags vorher gemacht, im Hospiz mit der Meldung, der Prinz werde Nachmittags vier Uhr sich nach dem Haram begeben, und es sei jedem Christen erlaubt, sich seinem Zug anzuschließen. Die Nachricht hiervon verbreitete sich bald durch die ganze Stadt, und als wir uns zur angegebnen Stunde vor dem griechischen Kloster einfanden, trafen wir dort nicht blos alle gerade in Jerusalem anwesenden Fremden, sondern auch eine große Anzahl hier wohnender Griechen versammelt.

Um Unordnung zu verhüten und etwaige Widersetzlichkeiten fanatischer Mohammedaner zu brechen, war auf dem Wege an mehren Stellen türkisches Militär aufgestellt. Dennoch war das Gedräng, als der Großfürst mit seiner Gemahlin erschien und der Zug sich nach dem Thropäon hinab in Bewegung setzte, schon in den breiteren Straßen sehr stark. Noch furchtbarer wurde es, als die Procession in die enge Gasse einlenkte, welche den Abhang des Moriah hinaufführt, und ein russischer Pope, der neben mir strauchelte und hinfiel, war in der größten Gefahr zertreten zu werden. Ueber alle Begriffe schrecklich aber gestaltete sich das Kämpfen und Würgen, als wir in den schmalen dunklen Gang kamen, der an der Nordwestecke des Moriahplateaus sich öffnet. Mehre Personen wurden hier ohnmächtig. Wiederholt stockte der Menschenstrom wie ein Eisgang. Das Stöhnen der Gepreßten war entsetzlich. Ich selbst wurde erst zusammengedrückt, daß ich ernstlich einen Rippenbruch fürchtete, und dann wie eine aufgestaute Scholle emporgeschoben und in dieser Lage, mit den Füßen über dem Boden, wol zehn Schritt weit fortgetragen. Endlich war der Ausgang erreicht, und tief aufathmend sah man sich im Freien und im Angesicht der heiligen Sakhra. Die arabische Dichtung nennt in ihrem Schwung den Bau ein irdisches Paradies, von dem der Himmel

nur achtzehn Meilen entfernt sei, und wenn mir das jetzt zu stark aufgetragen scheint, so gestehe ich, daß mir damals, nach dem höllischen Gedränge und dem Angstschweiß in dem finstern Gange, der blaue Himmel und die freie Luft allerdings himmlisch genug vorkamen.

Weshalb man nicht einen der vielen andern Eingänge gewählt, von denen mehre beträchtlich weiter sind, war nicht abzusehen. Wollte man auf diese Art zu starken Zudrang nach dem Heiligthum verhüten, so verfehlte man sein Ziel. Es tummelten sich binnen einer Viertelstunde mindestens tausend Menschen, der großen Mehrzahl nach Christen, auf dem Platze — ein Besuch, der, seit Jahrhunderten nicht erlebt, sich manches Jahr im Gedächtniß der Moslemin von El Kods als betrübendes, unheilverkündendes Ereigniß erhalten wird.

Die Hochebene des Moriah, auf der ich mich nun befand, ist ein längliches Viereck, welches von Süden nach Norden etwa 1500 und von Westen nach Osten gegen 1000 Fuß mißt. Im Westen und Norden wird es von hohen altsarazenischen Gebäuden sehr unregelmäßiger Gestalt überragt, in denen sich die Amtswohnung des Pascha, mehre Schulen, Wohnungen für Moscheediener und Herbergen für Pilger befinden. Im Osten und Süden umfaßt den Raum die Stadtmauer, über der dort der Oelberg, hier der Berg des Aergernisses erscheint. Ungefähr in der Mitte dieses Plateaus erhebt sich eine circa 500 Fuß lange und 400 Fuß breite, mit Marmorplatten belegte Plattform, zu welcher acht Treppen von je vierzehn Stufen emporführen, und welche die Sakhra-Moschee so wie eine Art Säulenpavillon trägt. Hinter der Plattform im Süden steht eine zweite Moschee, die Aksa. Der übrige Raum des Haram wird von Grasplätzen, sehr großen Cypressen, Olivenbäumen, Brunnen, Grabmälern, einzelnen Bädern und andern kleinen Gebäuden im sarazenischen Stil eingenommen. Im Osten befindet sich das vermauerte goldne Thor. An mehren Stellen im Süden giebt der Erdboden bei starkem Auftreten einen

dumpfen Klang, als ob sich unter ihm Höhlen oder Gewölbe befänden.

Ehe der Großfürst die Stufen der Plattform erstieg, vertauschte er, von dem Imam der Aksa, der ihm als Führer diente, gemahnt, die Stiefel mit reinen türkischen Lederstrümpfen. Auch wir thaten dies, und es nahm sich eigen aus, die ganze Masse der Neugierigen, die Stiefel und Schuhe in der Hand nach der Moschee hinwandern zu sehen. Oben vor der Pforte derselben angekommen, begann die Menge sich von neuem zu drängen, und das türkische Militär, welches den östlichen Eingang bewachte, wußte sich der stürmischen Hast, mit welcher jeder der erste nach dem Prinzen in der Moschee sein wollte, nicht anders zu erwehren, als daß es mit dem Kolben zuschlug. Mehre Griechen stürzten an der Schwelle blutend nieder, und ein junger englischer Lord, der sich in Boxerstellung zur Wehr stellte, wurde von einem Soldaten ohne weiteres beim Kragen gefaßt und wie ein Straßenbube zur Seite geschleudert. Ich war etwa eine Viertelstunde im Innern, dann verließ ich die Moschee durch die südliche Pforte.

Die Moschee heißt nach dem heiligen Felsblock, den sie einschließt, die Sakhra, nach der Sage, die sie vom dritten Chalifen erbaut sein läßt, auch die Omarijeh. Nach der Geschichte hat Omar nur den heiligen Stein entdeckt und den Düngerhaufen entfernt, mit dem ihn die Christen, um die Juden zu kränken, überschüttet hatten. Der Erbauer der Moschee war der Chalif Abd El Melik, der ein halbes Jahrhundert später lebte, und als Jahr der Vollendung wird 686 n. Chr. angegeben. Es ist ein achteckiges Gebäude, aus dessen Dach in der Mitte ein laternenartiger Rundbau mit einer Kuppel emporstrebt. Die Seiten des Achtecks, jede ungefähr sechzig Fuß breit, sind unten mit Marmor, weiter oben mit roth, grün, schwarz und weißen glacirten Ziegeln belegt und in der obern Hälfte von sechsundfunfzig Spitzbogenfenstern mit vielfarbigen Glasscheiben durchbrochen. Die Kuppel ist mit Bleiplatten gedeckt. Ueber ihr

funkelt ein vergoldeter Halbmond, dessen Hörner sich als dünner Draht fortsetzen, bis sie sich berühren. An den Wänden des Oberbaues laufen bunte Koransprüche hin.

Im Innern wird die Decke des achteckigen Unterbaues von vierundzwanzig korinthischen Säulen getragen, während in der Mitte zwölf solche Säulen und vier dicke Pfeiler, nach der mit Goldarabesken geschmückten Kuppel aufstrebend, eine Art Kapelle für sich bilden, in welcher, von einem schön gemusterten vergoldeten Gitter umgeben und mit einer Decke von schwerem roth und grünem Seidendamast behangen, der etwa funfzehn Fuß über den Fußboden emporragende und dreißig Fuß lange heilige Felsen sich befindet. Die Decke war, als wir eintraten, halb abgenommen, und ich sah bei dem Dämmerlicht, welches durch die Blumen- und Arabeskenmalerei der Fenster in den sonst ganz dunklen Mittelraum fiel, daß es ein unregelmäßiger, natürlicher grauer Kalkblock war.

Dieser Stein ist nächst dem Hadschar El Aswed, dem schwarzen Stein in der Kaaba zu Mekka, und dem Grabe Mohammeds in Medina das größte Heiligthum des Islam. An ihm gesprochen ist jedes Gebet doppelt wirksam, und so heißt er im Volksmund „die Stätte der Erhörung“. Die Sagen, die sich an ihn knüpfen, sind zum Theil sehr wunderlich. Er soll der Felsen sein, auf dem Abraham seinen Sohn Isaak schlachten wollte, und man zeigt an ihm noch die Spuren der — selbstverständlich riesenhaften — Finger des Patriarchen. Nach einer andern mohammedanischen Legende fiel der Stein vom Himmel, als zu Jerusalem die Prophezeihung begann, und auf ihm haben alle Propheten seit Adam gebetet. Als bei der Zerstörung von Jerusalem die Bekenner des einigen Gottes flohen, wollte der fromme Kalkblock mit ihnen fort, aber der Engel Gabriel hielt ihn auf, bis Mohammed kam und ihn für immer befestigte. Wieder eine andere Sage erzählt, Mohammed sei von dem Steine aus gen Himmel entrückt worden. Da habe derselbe ihm nachgewollt und sei wirklich bis in die Nähe des

Paradieses mit emporgestiegen. Hier aber habe er das arabische Jubelgeschrei „Lu lu lu!“ ausgestoßen, und darauf habe der Prophet ihm geboten zu schweigen und wieder an seinen alten Platz zurückzukehren. Der Stein habe gehorcht, aber nicht ganz. Er sei etwa zwei Ellen über seinem frühern Ruheplatz in der Luft schweben geblieben. So sei er bis auf Sultan Selim zu sehen gewesen, der ihn auf die Klage, daß schwangere Frauen sich an dem Wunder versehen, durch einen Unterbau von Balken gestützt habe. Noch ein anderer Aberglaube der Mohammedaner sieht in dem Felsen, der nichts Anderes als eine hervorragende Klippe des salomonischen Tempelbodens ist, einen der Hügel des Paradieses und meint, daß unter ihm alle Gewässer der Erde entspringen.

Der Talmud erblickt in demselben den Eben Schetiah, den Stein, auf welchen der Hohepriester bei seiner Function die Räucherpfanne gestellt und aus dem die Welt geschaffen worden. Andern Juden zufolge ist es die Tenne Arafnas, des Jebusiters, auf welcher der Engel Posto faßte, der zur Strafe für die von Melech Davids Hochmuth befohlne Volkszählung Israel mit der Pestruthe schlug. Die Christen des Mittelalters dagegen glaubten, es sei der Stein, auf dem Jakob den Traum von der Himmelsleiter hatte.

Unter dem heiligen Felsen befindet sich eine Höhle, nach welcher auf der Südostseite einige Stufen hinabführen. Dieselbe heißt „die edle Höhle der Moslemin“ und ist ziemlich geräumig. In der einen Wand derselben sieht man zwei kleine Nischen, in denen David und Salomo gebetet haben sollen. Auf dem Boden aber soll eine metallne Fallthür eine brunnenartige Vertiefung bedecken*), die von den Arabern „Birreh Ruah“, Brunnen der Seelen, genannt wird, und welche in die Unterwelt hinabgeht. Hier konnte man in frühern Zeiten sich mit den Todten unterhalten. Da indeß bei diesem Verkehr wiederholt Unglücksfälle sich ereigneten, so wurde die Oeffnung verschlossen. Irgendwo in diesem unterirdischen Raum ist nach

*) Ich habe davon, vielleicht in der Eile, nichts gesehen.

der Meinung der Juden noch heute die Bundeslade verwahrt. Andere Geräthe des Allerheiligsten, namentlich der siebenarmige Leuchter und der goldne Tisch, auf dem die Schaubrote lagen, schmückten bekanntlich den Triumphzug des Titus in Rom. Der ganze Bau der Moschee hat innen wie außen sehr vom Zahn der Zeit gelitten, nimmt sich aber mit seinem anmuthig vertheilten Farbenreichthum und seinen schöngeformten Fenstern und Säulen selbst in diesem Verfall noch sehr gut aus. Neben ihm, nicht fern vom Ostportal, steht Davids Richterstuhl, ein kleiner Kuppeltempel mit buntfarbigen Marmorsäulen.

Von hier begaben wir uns die Südtreppe des Plateaus hinab und an einem jetzt wasserlosen Springbrunnen mit weitem Becken, neben dem sich alte Cypressen erheben, vorüber nach der zweiten Moschee, die von den Mohammedanern Aksa, von den Juden Midrasch Schelomo genannt wird. Dieses sehr große Gebäude bedeckt eine Fläche von ungefähr fünftausend Quadratfuß und ist eigentlich eine Vereinigung von fünf Heiligthümern, deren Hauptkörper eine von Justinian erbaute und der Gottesgebärerin geweihte Basilika ist. Zur Moschee wurde es von jenem Abd El Melik umgestaltet, der, durch einen Nebenbuhler von Mekka abgesperrt, das Hauptheiligthum des Islam hierher zu verlegen beabsichtigte, aber damit am Widerstand der Juden scheiterte. Das Innere besteht in einem etwa hundert und funfzig Schritt langen Mittelschiff und je drei ebenso langen Nebenschiffen auf beiden Seiten. Die 45 Säulen und Pfeiler, welche diese Abtheilungen bilden, sind theils römischen, theils sarazenischen Ursprungs, meist dick und plump und gleich den Wänden einfach weiß getüncht, auch wo sie aus Marmor bestehen. Ihre Kapitäler tragen gewaltige Architrave, von denen aus sich bis zur flachen Holzdecke hinauf Rundbogen spannen. Auf der Seite links vom Eingang laufen zwischen den Säulen des ersten und zweiten Nebenschiffs mannshohe Zwischenschranken hin. Im Süden stößt an das Schiff eine Art Chor, über dem sich eine Kuppel wölbt, durch welche zwei Reihen mit Glas-

malereien geschmückter Fenster farbige Lichtstrahlen in das unter ihr herrschende Halbdunkel fallen lassen.

Nachdem wir vor der Moschee die Stiefel wieder angezogen, folgten wir dem Großfürsten und seinem Führer, dem Schech, nach einem nicht fern von der Ostwand der Moschee in den Erdboden hinabgehenden, zum Theil mit Unkraut verwachsenen Loch, in welchem man viereckige Pfeiler und Ruinen von Schwibbogen sah. Ich hörte, wie der Dolmetscher dem Prinzen übersetzte, der Schech meine, dies seien die Pferdeställe Salomos. Nachdem die andere Gesellschaft sich entfernt, kletterte ich hinab und fand, daß es ein unterirdisches Gewölbe war, welches sich bis unter den Boden der Moschee zu erstrecken schien. Mangel an Licht und die Befürchtung, durch zu langes Verbleiben auf dem heiligen Platze den Moslemin, die ohnedies, so viel sichs thun ließ, zur Eile drängten, Anstoß und Gelegenheit zu Beleidigungen zu geben, ließen mich von einer weitern Untersuchung des interessanten Ortes absehen. Vermuthlich sind die „Pferdeställe Salomos“ nur eine Reihe von Wölbungen, mit denen man eine kleine Senkung des Terrains ausfüllte und so die große Fläche des Tempelplatzes herstellte.

Etwa hundert Schritt von hier stand der Führer mit dem großfürstlichen Paar wieder still, und der Schech zeigte auf die Trümmer eines viereckigen Gemachs im südöstlichen Winkel des Haramquadrats. Ich erkundigte mich, was das sein solle, und erfuhr, daß in der Nische, die sich in der einen Wand befand, die Wiege Jesu gestanden habe. Nachdem ich noch einen Blick in das Innere des goldnen Thores gethan und einige Zweige und Blumen zum Andenken gepflückt, kehrte ich durch den hohen Spitzbogengang, der unter den Gebäuden der Westseite aus dem Haram hinausführt, in die Stadt und auf meine Stube zurück, wo ich Muße fand, das Bild des weltgeschichtlichen Platzes in der Erinnerung zu fixiren und mir den Wechsel seiner Gestalten in der Vergangenheit zu vergegenwärtigen.

Die Nebel der Urzeit verhüllten das heutige Jerusalem, und

ich sah auf dem einsamen Wüstenfelsen des Moriah das düstre Bild Schech Abrahams mit dem zum Menschenopfer gezückten Messer. Es zerfloß, und an seine Stelle trat der grausenvolle Pestengel mit der tödtlichen Ruthe, die von Dan bis gen Berseba schlug, ohne den wirklich Schuldigen, den König, zu treffen.

Salomos Tempel tauchte auf in Umrissen, unbestimmt wie seine Beschreibung in der Bibel, nicht sehr großartig in seinen Maßen, halb ägyptisch, halb phönizisch in Architektur und Bildhauerarbeit: der Vorhof mit dem ehernen Meer, der Brandopferaltar mit seiner Rauchwolke, die geheimnißvollen Säulen Jachin und Boas mit ihren Knäufen von Lilien, ihren Ketten von Granatäpfeln und ihren vier Finger tiefen Cannelüren, das Heilige dann mit den Fenstern von Gitterarbeit und dem mit Goldblech überkleideten Zederngetäfel an Decke und Wänden, das dunkle, ganz vergoldete Allerheiligste endlich, in dem hinter Vorhängen von Gelbwerk, Scharlaken und Rosinroth die siebenarmige Leuchte die Bundeslade und die Cherubimskolosse bestrahlte, die mit den Fittichen der geflügelten Löwen von Niniveh und mit den großen Augen und den zu hoch gestellten Ohren der Sculpturen von Karnak und Medinet Habu als Wächter der Gesetztafeln in barbarischer Starrheit daneben standen. Salomo der Prächtige wurde auf seinem Löwenthron herbeigetragen. Weihrauchswolken wallten auf. Triumphpsalmen ertönten, die Lieder für Jeduthun, die Hymnen der Kinder Korah, der Gesang vom goldnen Rosenspahn, und ringsum troff der Tempelplatz vom Blut der zur Einweihungsfeier geschlachteten Rinder, vom Fett der geopferten Schafe.

Ein nächtlicher Schatten legte sich vom Mittag her über den heiligen Berg und seinen Schimmer. Pharao Sisaks Hand entkleidete den Tempel seines Goldschmucks und führte den Sohn Salomos gefangen nach Aegyptenland.

Wieder ging die Sonne auf über dem Hügel Jehovas, wieder glänzte das Heiligthum von edlem Metall, flammte der Opferaltar, wurden die Harfen der Leviten und die Posaunen

der Priester vernommen, und es erscholl das stolze Prophetenwort: „Es wird eine Bahn sein von Aegypten in Assyrien, daß die Assyrer in Aegypten und die Aegypter in Assyrien kommen, und die Aegypter sammt den Assyrern Gott dienen. Und es wird Israel selbdritt sein mit den Aegyptern und Assyrern durch den Segen, so auf Erden sein wird. Denn der Herr Zebaoth wird sie segnen und sprechen: Gesegnet bist du, Aegypten, mein Volk, und du, Assur, meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe!"

Die Prophezeihung war nur ein Traum. Die Geschichte läßt sich nicht mit frommen Wünschen aufhalten. Die nächste Gestalt, in der sie den heiligen Berg sehen ließ, war wieder in Schatten gehüllt. Die Assyrer kamen, aber nicht, um Gott zu dienen, sondern um ihn zu berauben. König Hiskias mußte ihren Abzug mit den Schätzen des Hauses Jehovas erkaufen, und nun blieb der Moriah und sein Tempel mit Dämmerung umdüstert, bis das Wetter von Babylon kam und den Prachtbau Salomos in einen Trümmerberg verwandelte. Schweigen und Verödung lagerten sich über die Stätte des Opferjubels und der goldnen Herrlichkeit. Des Augenlichts beraubt wurde der letzte König Judas als Gefangner in die Fremde geführt. Statt des Halleluja, das einst den Vorhof durchrauscht, klagte im Winde von Norden her der Jammer des verbannten Volkes: „An den Wassern von Babylon saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten."

Von neuem begann der heilige Hügel zu leuchten, aber die Sonne der Propheten war untergegangen auf Nimmerwiederkehr. Das Licht, das den neuen Tempel umgab, war dürftiges Mondlicht, das Volk, das in ihm betete, ein gebrochnes. Auch der heldenmüthige Rebellengeist der Makkabäer weiß, wie sein Name andeutet, nur zu schlagen, nicht zu bauen. Wo die Propheten sich mit Adlersschwung zu dem Gedanken der Weltherrschaft des Hebräervolks erhoben, grübeln Rabbinen über kleinlichen Spitzfindigkeiten, heuchelt und frömmelt der Pharisäer, lächelt

spöttisch über die Grundgedanken der alten Religion ein blasirtes Sadducäerthum, bereitet sich langsam der völlige Untergang der Nation vor. Noch einmal strahlt der Tempel von königlicher Pracht. Der Bau Herodes des Großen ist großartiger als der salomonische. Doppelte und dreifache Säulenhallen schließen ihn ein. Es fehlt nicht an Gold- und Silberschmuck und köstlichen Steinarten. Aber der Erbauer ist ein fremder Fürst, die Säulen und Hallen sind der Ausdruck fremden Geistes, das Allerheiligste ist leer, wie das Herz des Volkes, das in ihm sein Palladium erblickt. Jerusalem tödtet die Propheten und steinigt, die zu ihm gesandt sind — es tödtet auch den, der mit dem Bewußtsein, der von den Propheten verheißene Retter zu sein, zu seiner Erneuerung im Glauben und Handeln auftritt. Es bleibt nichts übrig als starrer Trotz, ohnmächtiger Ingrimm gegen das siegreiche Heidenthum.

Der Abend neigt sich zur Nacht. Schwüle liegt um den heiligen Berg, über dem ganzen heiligen Land. Falsche Propheten ziehen mit der Fackel der Empörung umher. Rotten bilden sich und aus den Rotten Heere. Die Revolution wälzt sich nach der Hauptstadt, nach dem Tempelberg, um hier nach grausigen Verzweiflungskrämpfen in einem Meer von Mord und Brand zu ersticken. Das Volk ist blutend verstummt. Von seinem Tempel ist das Wort erfüllt: Es wird kein Stein auf dem andern bleiben. Auf den Trümmerhaufen des Moriahgipfels baut ein römischer Imperator ein Haus für Jupiter, den Heidengott, aus den Ruinen Jeruschalajims, der Heiligen, erhebt sich die weltliche Aelia Capitolina.

Fluch und Blut ist fortan die Losung für Jahrhunderte. Wolke auf Wolke, Strom auf Strom wälzen sich, nachdem das Volk Jehovas untergegangen, die Gojim über den heiligen Berg. Bekehrte Heidenfürsten richten auf der Stätte des Jupitertempels das Kreuz ihres Heilandes auf. Perser erobern die christliche Stadt, morden ihre Bewohner und verbrennen ihre Kirchen, um bald nachher die Trümmer wieder an die Bekenner des Kreuzes abtreten zu müssen.

Der Islam kommt, der zweite Sohn des verbannten Judenthums, um in Jerusalem das Erbe seines Vaters in Anspruch zu nehmen und, indem er sein Zeichen, den Halbmond aufpflanzt, wo das Symbol des erstgebornen gestanden, die alte Herrlichkeit wieder aufleben zu lassen. Der Besiegte ermannt sich im fernen Norden. Germanische und romanische Völker stürmen heran, an ihrer Spitze Tancred, der Achilles, und Gottfried von Bouillon, der Agamemnon dieser Ilias des Mittelalters. Wieder fällt die Stadt und der Tempelberg in ihre Hand, wieder wird, wie damals, wo Titus Mauerbrecher sie berannten, knöcheltief in Menschenblut gewatet*). Drei Tage noch nach der Einnahme werden Tausende von Sarazenen, Männer, Frauen und Kinder, die dort in die Aksa sich geflüchtet, gegen das Versprechen der Schonung erbarmungslos zusammengehauen.

Fast hundert Jahre blinkt nun auf Aksa und Sakhra das Zeichen, in welchem die Franken gesiegt, oft erschüttert, mehr als einmal wankend, bis Saladin, der letzte Heros des arabischen Islam, es herunterstürzt und die Heiligthümer durch Kameelladungen von Rosenwasser von dem Greuel reinigen läßt, den die christlichen Kafirs hineingetragen.

Noch einmal gewinnt das Christenthum in der Person des großen Sohnes Friedrichs des Rothbarts die heilige Stadt. Doch nur auf kurze Zeit, schon nach anderthalb Jahrzehnten geht sie wieder an die Sarazenen verloren, um ihnen bis auf den heutigen Tag zu verbleiben. Es ist jetzt still auf dem Moriah, sehr still. Nur der Mueddin, der Morgens und Abends vom Minaret der Aksa zum Gebet ruft, und Kinder, die auf den Rasenplätzen unter der Sakhra spielen, unterbrechen die feierliche Ruhe, die über den Raum gebreitet ist. Das Weinen der Juden auf dem Klageplatz, an der Westmauer

*) — „usque ad genua equorum“ sagt Daimbert, Erzbischof von Pisa in seinem Bericht an Papst Urban II.

drunten, dringt nicht herauf. Die Cypressen, die zwischen den Moscheen sich erheben, mögen an die Hunderttausende von Kämpfern mahnen, die hier das Schwert fraß. Die vielen dunkelrothen Mohnblumen, die im Grase leuchten, können Sprößlinge der Blutstropfen sein, die wieder und immer wieder diesen Boden benetzten. Sie selbst, jene Kämpfer, sind hinabgestiegen in den Brunnen der Seelen, und die eiserne Fallthür, welche die Mündung schließt, verhütet ihr Wiederkommen. Man hört nichts von einem Todtentanz, wie er er über andern Schlachtfeldern der Weltgeschichte in den Nächten vernommen und geschaut wird, welche den Geistern gehören.

Wol aber ruht auf Jerusalem noch immer der alte Fluch, eine Quelle des Streits für die Völker zu sein. Der Kampf zwischen Abendland und Morgenland grollt fort. An die Stelle des todtkranken Sarazenenthums und der Welt der Kreuzritter sind das Moskowiterthum und das neue Frankenreich, der östliche und der westliche Katholicismus getreten. Der letzte orientalische Krieg nahm seinen Anfang am heiligen Grabe, er hat die Streitenden hier so wenig wie anderwärts zu einem dauernden Frieden geführt, und noch lange Jahre wird es währen, ehe Jerusalem, die Friedensstadt unsrer frommen Ueberschwenglichen, in Wahrheit ausrufen kann: „Siehe wie fein und lieblich ists, daß Brüder einträchtig beieinander wohnen“.

XI.

Von Jerusalem nach Nablus. — Türkisches Regiment. — Die Samariter.

Mit dem Haramplatz und seinen Moscheen war die Reihe der Dinge, die für mich in Jerusalem Sehenswürdigkeiten waren, erschöpft, in dem oben erwähnten Uhlanenlieutenant aus Schlesien ein passender Gefährte zur Reise von der heiligen Stadt nach Beirut gefunden. Wachtmeisterchen ließ sich bereden, der dritte im Bunde zu sein. Der Wirth im Hospiz schaffte uns in dem christlichen Araber Johann Auad einen Führer und Dolmetscher, der die nöthigen Pferde und Maulthiere, Lebensmittel und sonstigen Bedarf besorgte. Consul Rosens Gefälligkeit half einen Plan entwerfen, bei dem wir, ohne zu viel Zeit zu verlieren, wenigstens die wichtigsten Punkte Nordpalästinas besuchen konnten, das geistliche Jerusalem versah uns in der leider nicht eingetroffnen Erwartung, daß uns unterwegs im Schatten der Mittagsrast oder des Abends beim Kochfeuer das Bedürfniß nach gereimter Erbauung anwandeln möchte, mit einem hübschen kleinen Reisepsalter, und so stand unserm Abzug nichts mehr im Wege.

Mittwoch, der 18. Mai wurde zum Aufbruch bestimmt. Gegen Mittag erschienen die Mukkarin mit den Reit- und Packthieren vor der Treppe zum Hospiz. Die Abschiedsflasche wurde geleert. Die Freunde spendeten ihre Segenswünsche, die am

Platze zu sein schienen, da unsre Fahrt über das Gebirge und die große Beduinenebne nicht ohne Beschwerden und Gefahren sein sollte. Ein Pferdevermiether, dessen Gäule wir als zu theuer verschmäht, gab uns eine gute Tracht Flüche mit auf den Weg, die sich indeß als unverdient leicht abschütteln ließen. Um ein Uhr saßen wir in den Sätteln, eine Viertelstunde später bewegte sich unsere Karavane zum Jaffathor hinaus und auf die weithin sichtbare steinbesäete Straße zu, die an den Gräbern der Könige vorüber nach Samaria und Galiläa führt. Nach dem Vorhergehenden wird man nicht annehmen, daß ich mich mit besonders schwerem Herzen von der Atmosphäre Jerusalems trennte. Es war eben weniger ein Genuß, als eine Arbeit, die hinter mir lag.

Der Leutnant und der Dragoman ritten Maulthiere, der Wachtmeister und ich waren zu Pferde. Zwei andere Maulthiere, begleitet von ihren Treibern, einem jungen Maroniten und einem alten katholischen Araber, trugen unsre Koffer und die Betten und Küchengeräthe Auads. Unsre Sättel waren breite türkische, die den, der nach europäischer Weise reitet, aufs äußerste ermüden, die Zäume einfache wollene Stricke. Die Pferde versprachen wenig, sie waren von der habsüchtigen Unbarmherzigkeit des Verleihers während der Pilgerzeit augenscheinlich bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen worden und arbeiteten mit den letzten Kräften. Ein Zelt hatten wir nicht bedungen, da es uns überflüssig schien und ein weiteres Maulthier erfordert hätte. Dagegen waren wir diesmal mit Waffen hinreichend versehen, um einen Angriff von einem halben Dutzend Beduinen mit Erfolg abschlagen zu können: der Wachtmeister mit einem Paar Taschenpistolen und einem maltesischen Dolch, ich mit einem Spitzkugelrevolver von großer Tragweite, der Leutnant mit der gleichen Wehr und seinem besten Säbel. Gegen die Sonne hatten wir den Kopf mit weißen um den Hut gewundenen Turbanen geschützt, gegen die Kälte und den Thau der Nacht sollten unsre hinter den Sattel geschnallten Mäntel dienen.

Die Gegend, die wir in den ersten Stunden durchzogen, ist ohne Interesse. Man sieht dürre steinichte Felder, hin und wieder ein graues ärmliches Dorf, ein Stück Gerstenfeld, einige Olivenbäume, rechts und links und vor sich in der Ferne kahle Hügel, an denen hier und da Ruinen liegen. Geraume Zeit noch blickt dem Reisenden der spitze Kegelberg mit dem Grabe Nebbi Samwils nach.

Nach einem Ritt von drei starken Stunden, während dessen wir zuletzt mehrmals rechts und links vom Wege Felsengräber bemerkt, erreichten wir Birreh, ein großes Dorf mit den Trümmern einer Kirche, durch welche die Kaiserin Helena den Ort bezeichnet, wo der Knabe Jesus von seinen aus Jerusalem nach Nazareth heimkehrenden Eltern vermißt wurde. Unser Maronit kaufte hier Gerste für die Pferde ein, während wir an dem alterthümlichen Brunnen vor dem Orte unsre Thiere tränkten, was nicht ohne heftigen Wortwechsel mit der Schaar kleiner schmutziger Fellahweiber abging, die in den Trögen des Brunnengebäudes ihre Hemden wuschen und, wie es schien, vorzüglich darüber erbittert waren, daß wir sie unverschleiert überrascht hatten. Die häßlichste war, wie billig, am freigebigsten mit Schimpfworten, und wenn die andern den Dragoman blos mit Granaten wie: „ya Medschnun!" du Verrückter — „ya Moarras!" du Kuppler, und „jen' al abuk", Gott verdamme deinen Vater, bewarfen, so schleuderte diese weit schwerere Geschosse, z. B. Bomben wie: „du Christ!" — „du Jude!" Ja als wir schon eine Strecke weiter geritten, schrie sie uns noch nach, und als ich fragte, was sie gesagt, lautete die Antwort: die Hälse wolle sie uns abreißen, uns Gottesleugnern, wenn sie uns kriegte!

„Sind das Drachen!" seufzte Wachtmeisterchen. — „Landesart!" erwiderte der Leutnant. — „Schon die alten Juden waren ein cholerisches Volk", fügte ich als Vertreter historischer Gelehrsamkeit hinzu.

Ueber Birreh hinaus fanden wir die Gegend besser angebaut.

Jedes Fleckchen fruchtbaren Erdreichs zwischen dem Gestein war benutzt, und selbst an den Abhängen der Berge zogen sich Getreidefelder hin. Durch eine Schlucht mit schroffen Wänden ritten wir bei beginnender Dämmerung in ein Thal hinab, dessen Seiten weitausgedehnte Gärten mit Feigen- und blühenden Granatbäumen sowie einzelne Rebenpflanzungen bedeckten, und über dem auf einem breithingeschichteten Hügel ein stattliches Dorf lag, zu welchem, vom Schimmer der sinkenden Sonne vergoldet, Heerden von Schafen und Ziegen hinaufzogen — ein Bild ländlicher Wohlhabenheit, welches ich hier im Gebirg nicht erwartet hatte. Auch weiterhin war das Land, so viel sich bei der Dunkelheit erkennen ließ, fast allenthalben fleißig bebaut, und ich gewann allmählig den auf dem Ritt vom östlichen Ende der Ebne Saron nach Jerusalem verloren gegangnen Glauben wieder, daß Palästina in alter Zeit die Mühe der Eroberung verlohnt habe.

Indeß hatte man wenig Neigung, solchen Betrachtungen nachzuhängen. Die Wege waren entsetzlich, die Pferde müde und unsicher auf den Beinen. Wiederholt wand sich der schmale mit Steinbrocken besäete Pfad am Rande von schroffen Senkungen hin, die in der mondlosen Nacht wie tiefe Abgründe erschienen. In einer düstern, von steilen Wänden überragten Felskluft blinkte eine Quelle, die der Dragoman als Ain El Haramijeh, d. h. den Räuberborn bezeichnete, ein Name, der nicht besonders geeignet war, unsre unbehagliche Stimmung zu bessern. Nicht weit von hier legte sich das eine Maulthier ohne Erlaubniß mitten im Weiterziehen hin und konnte nur mit Mühe zum Wiederaufstehen bewogen werden. Der Dragoman that bald darauf desgleichen. Ohnehin ein mürrischer, wortkarger Bursch, war er immer einsylbiger geworden. Endlich schlief er ein, rutschte aus dem Sattel und taumelte nach einem Felsblock hin, auf den er sich hinlagerte, als ob er zu Hause wäre. Mit Worten geweckt, wie sie für solche unzeitige Schlaftrunkenheit passend schienen, rieb er sich gähnend die Augen, sah sich um und fand, daß wir eine falsche Straße eingeschlagen hatten.

Wir kehrten nach links um und ritten eine steile Höhe hinan, auf der sich nach einiger Zeit die Umrisse eines Dorfes zeigten. Hundegebell scholl uns entgegen. Auf dem Gipfel des Berges angelangt, hielten wir vor einem Hause und erfuhren, daß wir in Sindschel seien und daß hier gerastet werden solle.

Die Einladung der Bewohner des Hauses, bei ihnen Nachtquartier zu nehmen, wurde nach einer Inspection des höhlenartigen Raumes, in dem wir mit ihnen schlafen sollten, dankbar abgelehnt. Auad breitete uns die mitgenommenen Betten auf einen Stoppelacker vor dem Gehöft. In dem Raum zwischen denselben legte er das Tischtuch zum Abendessen auf. Als Leuchter mußte die rothe Papierlaterne des Leutnants dienen, die wir am Gefäß seines in die Erde gesteckten Säbels aufhingen. Tafelmusik besorgten einige Schakale. Der Commanderiawein des Dragomans ließ wenig zu wünschen übrig, obwol er aus Blechbechern getrunken werden mußte, und so stellte sich unsre gute Laune bald wieder her. Als die Laterne erlöschen wollte, kam der Mond hinter dem Gebirge herauf, sie zu ersetzen. Wir rauchten noch eine Pfeife Dschebeli. Dann hüllten wir uns in unsre Mäntel, steckten unser Schießzeug unter den Kopf und streckten uns auf die Matratzen. Bald schliefen wir ebenso fest als Auad und die Mukkarin, deren Schnauben und Schnarchen schon seit einer Weile den Baß zum Concert der Schakale gemacht hatte.

Früh nach dem Erwachen entschleierte sich uns aus dem Nebel der Morgendämmerung eine ungemein anmuthige Gegend. Thäler und Berge waren voll Fruchtbäume und Getreidefelder. Aus dem Dorfe, welches eines der größten Palästinas sein und gegen zweitausend Einwohner haben soll, lief brüllend und lustig mit den Schweifen wedelnd, eine starke Rinderheerde, hier zu Lande eine Seltenheit, auf die Weide in der Tiefe hinab. In der Ferne erschienen zwischen Olivenwäldchen andere Ortschaften. Weiterhin erhöhten kahle röthlichgraue Bergrücken, darunter der Garizim und der Ebal, die Wirkung der grünen

Senkungen in der unmittelbaren Umgebung. Weniger erfreute der Anblick, welchen die Weiber von Sindschel gewährten, wenn sie auf ihrem Wege zum Brunnen vor unserm Lager stehen blieben und den Schleier fallen ließen. Sie waren mit einer einzigen Ausnahme zum Erschrecken häßlich, ungebührlich mager und außerordentlich schmutzig, und die Landessitte, über der Stirn und den Schläfen diademartig geordnete Rollen von alten Silbermünzen, Thalern und Zwanzigern zu tragen und sich die Nasenwurzel und das Kinn mit blauen Blumen zu tättowiren, machte sie eben nicht schöner.

Als wir weiter zogen, begegneten uns in einem Hohlweg zwei berittne Baschibosuks, die einen Neger eskortirten, welchem die Hände auf den Rücken gebunden waren. „Ecco un ladro!" sagte unser Dragoman, nachdem er die Kriegsleute über den Burschen befragt. Es war ein Räuber, der schon seit geraumer Zeit die Straße von Jerusalem nach Nablus unsicher gemacht hatte, vorige Nacht aber beim Ueberfall eines Hauses gefangen genommen worden war und jetzt nach El Kods geschafft werden sollte. Da er nicht aussah, als ob er sich loskaufen könnte, so wird er der landesüblichen Gerechtigkeit haben Genüge leisten müssen. Die Todesstrafe wurde unter Abdulmedschid selten mehr verhängt, aber man ließ in Palästina die Verbrecher in den Gefängnissen verkommen, und das sollte bei der Einrichtung dieser Anstalten ziemlich rasch von Statten gehen.

Der Weg von hier nach Nablus hatte Aehnlichkeit mit dem am vorhergehenden Tage zurückgelegten. Bald erkletterten wir einen Bergrücken, bald stiegen wir in eine mehr oder minder weite Thalmulde hinab, bisweilen zogen wir durch öde, häufiger durch fruchtbare und wohlangebaute Striche. Mehrmals erblickten wir seitwärts von der Straße stattliche Dörfer. Gelegentlich begegnete uns ein beladenes Kameel oder eine kleine Karavane von Maulthieren. Bisweilen sahen wir Leute auf dem Felde mit der Sesamernte beschäftigt. Die Hitze war in den Thälern sehr lästig, und immer mehr lernten wir den Werth erkennen,

den das Morgenland auf einen schattigen Baum, einen Brunnen, ein kühlendes Lüftchen legt. Die Vegetation auf den Bergkämmen besteht hier hauptsächlich aus Ginster, wildem Salbei und Thymian, Mohn, blaublühender Wegwart und Asphodelosblumen. Da und dort kommt niedriges Gesträuch von Stacheleichen und Dorngestrüpp hinzu. Mitunter überrascht eine hochstämmige Malvenstaude mit prächtigen rosenfarbenen Blüthen. An zwei oder drei Stellen hing Jelängerjelieber aus den Felsenspalten. An einer Quelle, in der wir außer zahlreichen Fröschen auch kleine Schildkröten von der Größe eines Silbergroschens fanden, wuchs blaßrothes Vergißmeinnicht. Die Felder der Thalsohlen waren mit Gerste, Weizen, hin und wieder mit Tabak bestellt. Wo eine Quelle einen Bach entsandte, zeigten sich selbst Ansätze zu einer Wiese.

Nachdem wir etwa vier Stunden zurückgelegt, erreichten wir eine Höhe, vor der sich in der Tiefe das große grüne Thal Machneh, eines der ausgedehntesten und fruchtbarsten von Samaria, hinstreckte. Die Ebne flimmerte vor Hitze, und über ihr war ein röthlicher Dunst gebreitet, in dem die ferneren Gipfel der sie begrenzenden Bergketten fast verschwammen. Vor uns im Osten zeigte sich das Dorf Auarta. Links, im Nordwesten, erhob sich, gekrönt mit dem weißen Grabmal Schech Ghanims, der mächtige kahle Kuppelgipfel des Garizim. Ein rauher Kletterpfad, auf dem wir den Sattel verlassen und die Pferde am Zügel hinter uns herführen mußten, brachte uns auf die Thalebne hinab. Es währte noch zwei Stunden, ehe wir an den Fuß des Garizim gelangten, der hier mit schroffen Wändeu abfällt. Eine Viertelmeile etwa von dem letzten Dorf, welches man hier passirt, finden sich an der Landstraße weit umhergestreut die Trümmer einer Kirche und ein ausgemauerter Brunnen, der jetzt aber mit Schutt gefüllt ist. Die Legende bezeichnet ihn als den **Jakobsbrunnen**, an dem Jesus mit dem samaritanischen Weibe das schöne Gespräch von dem Wasser anknüpfte, das ins ewige Leben quillt, und ich möchte in Betracht der Lage des Brunnens

am Rande der Ebne, wo damals das Getreide „weiß ward zur Ernte“, und unter dem Berge, auf den die Samariterin wies, als sie an das alte Heiligthum ihres Volkes auf dem Garizim erinnerte, an dieser Tradition nicht zweifeln.

Einige hundert Schritte nordöstlich von hier liegt in der grünen Ebne, nicht fern von dem kleinen Dorfe Askar, in dessen Nähe man Salem, den Wohnsitz des Priesterkönigs Melchisedek verlegt, die sogenannte Grabstätte Josephs, des Sohnes Jakobs — wie man aus der in der südlichen Wand angebrachten Gebetsnische schließen sollte, wahrscheinlich eine alte mohammedanische Kapelle.

Vom Jakobsbrunnen gelangten wir zunächst nach dem aus etlichen elenden Hütten bestehenden Dörfchen Balata, welches auf der Stelle liegen soll, wo Erzvater Jakob einst ein Stück Feld besaß. Ein sehr wasserreicher Quell bildet hier einen Bach, der sich weiter östlich über einen großen Theil der Ebne ausbreitet und ziemlich ausgedehnte Beete mit Zwiebeln, Gurken und Liebesäpfeln bewässert.

Hier lenkt man in das große sich von Osten nach Westen öffnende Defilé zwischen Ebal und Garizim ein und kommt in ungefähr einer Viertelstunde vor das Thor von Nablus, wohin der Weg durch einen Wald von Olivenbäumen führt, der die ganze Breite des Passes einnimmt und sich sogar eine Strecke an den Abhängen des Garizim hinaufzieht. An ihn schließen sich Gärten mit der üppigsten Vegetation, in deren Schatten es allenthalben von Quellen und Bächen rauscht.

Wir ritten durch die Stadt hindurch, schlugen an einem schattigen Ort neben einem Bach im Nordwesten unser Lager auf, kehrten dann auf einige Stunden in das Innere zurück, nahmen gn Augenschein, was dem flüchtig Reisenden hier sehenswerth cheint, und setzten darauf unsere Reise nach Norden fort.

Das Thal, in welchem Nablus liegt, ist reich an historischen Erinnerungen. Auf dem Ebal erbaute Josua nach dem Uebergang über den Jordan einen Altar für den Gott Israels. Hier

stand Sichem, wo die Hauptacte des blutigen Dramas spielten, welches der Brudermörder Abimelech aufführte, und wo Rehabeams übelberathener Tyrannensinn Israel von Juda schied. Auf dem Garizim erhob sich später der große Tempel der Samariter.

Die Lage der Stadt ist ungemein schön. Sie ist mit der reichen Pracht ihrer Gärten der vollkommene Gegensatz gegen Jerusalem und seine öde Umgebung. Die Häuser ziehen sich größtentheils auf dem terrassenförmig abgestuften Aarak, einem Ausläufer des Garizim hin. Was in der Tiefe liegt, versteckt sich zum Theil hinter den Wipfeln der Bäume, welche die Thalsohle beschatten und in ihrer reizenden Unordnung, ihrer wechselvollen Färbung und Gestalt und ihrem außerordentlich kräftigen Wachsthum ein Gesammtbild geben, das an die Vorstellungen vom Paradiese grenzt. In lieblichster Mischung vertheilt sich in diesem Wald von Fruchtbäumen, in dem allerorten Brunnen lebendigen Wassers sprudeln, Quellen murmeln und Bäche sich winden, das zierliche graue Laub der Olive zwischen dem anmuthigen Grün der Jujuben, dem dunklern Blätterschmuck der Feigen- und Maulbeerbäume und den fast schwarzen Laubkronen der ulmenartigen Calsis. Zu einer sonst in Palästina nirgends gesehenen Stattlichkeit erwachsen Mandelstrauch und Aprikosenbaum. Einzelne Palmen ragen mit ihren Federkronen über die fröhlich gedeihenden Verwandten empor. Neben dem fetten Cactus erfreut das Auge die zarte Farbe von Rosen, neben den Dolden des Sumachstrauchs öffnen Granatenbüsche ihre brennendrothen Blüthen, prangen Citronenbäume mit der Fülle ihrer goldnen Früchte. Bis weit hinauf an den Berghängen hat, unterstützt von lebenspendenden Quellen, die Cultur ihre Herrschaft ausgebreitet, und wo sie ihre Grenze fand, setzte die Natur durch Kapernsträuche, Clematis und Steineichengestrüpp, Farrenkraut und Venushaar die Ausschmückung der Felsen fort — in der That, ein bezaubernder Beweis für Pindars Lob des Wassers und ein Landschaftsgemälde, dem sich, wie man sagt, in ganz

Syrien nichts an die Seite stellen läßt als Damaskus, das „paradiesduftige“.

Auch die Stadt selbst mit ihren hohen gelbgrauen Steinhäusern, ihren Kuppeln und Minarets, ihren Erkern und Arkaden ist nicht ohne malerische Wirkung. Doch muß man nicht an das Innere denken, wenn der Reiz, den sie von einer der Höhen gesehen ausübt, nicht beeinträchtigt werden soll. Dieses Innere gleicht im Wesentlichen dem von Jerusalem, doch meine ich, daß die Gassen etwas weniger winkelig und die Häuser im Durchschnitt stattlicher sind. Auch fand ich in den Theilen, die ich sah, nicht so viel Ruinen und wüste Plätze. Auf der Basarstraße bemerkte ich seltener europäische Waaren als in den Suks von Jerusalem, dagegen mancherlei Erzeugnisse morgenländischen Handwerkergeschmacks, die man dort nicht ausgestellt findet: Seidenstoffe von Damaskus und Aleppo, schöngemusterte, mit Gold und Seide durchwirkte Zäume, gestickte Pferdedecken, hübsche Arbeiten in Saffian, durch die sich die Lederarbeiter der Stadt einen weitverbreiteten Ruf erworben haben. Von interessanten Werken der Architektur hat Nablus wenig aufzuweisen. Großartigkeit kann nur der Chan El Tudschar beanspruchen, die imposanteste Kaufhalle ganz Palästinas. Die Moscheen waren für den, der die in Kairo und die auf dem Haramplatz Jerusalems gesehen, ohne Bedeutung, doch mag erwähnt werden, daß die Spitzbogenpforte, die auf den Vorhof der größten, der Dschami Kebir führt, offenbar einem Bau der Kreuzfahrerzeit angehört hat.

Einwohner soll Nablus 18,000 haben. Die große Mehrzahl besteht aus Moslemin, die in frühern Zeiten sehr fanatisch waren, jeden schwarzen Christenturban verhöhnten, jeden fränkischen Hut zum Ziel von Stein- und Kothwürfen machten, jetzt aber sich auf stummes Uebelwollen beschränken und sich bisweilen sogar herbeilassen, besagtem Hute auf seine Fragen Auskunft zu ertheilen, wenn auch vermuthlich mit dem Vorbehalt: könnten wir, wie wollten wir! Die Anhänger der griechischen Kirche, nur einige hundert Seelen, stehen nach allem, was ich hörte,

moralisch so tief wie überall anderwärts im heiligen Lande. Eine kleine Gemeinde arabischer Protestanten, die damals in Nablus bestand, hat sich seitdem aufgelöst — sie war nur im Hinblick auf Glaubensstipendien entstanden und nur durch die Erwartung solcher zusammengehalten worden. Ob andere christliche Religionsparteien hier vertreten sind, blieb mir unbekannt. Ueber die Sekte der Samariter werde ich später Einiges mittheilen. Hier möge zur Vervollständigung des Bildes, welches die vorhergehenden Capitel von der Regierungsmethode in den entlegenern Provinzen des Pfortenreichs gaben, ein Auszug aus dem Bericht eingeschaltet sein, den Consul Rosen zur Charakteristik hiesiger Zustände erstattete*).

Vorher aber einen zum Verständniß nothwendigen Blick auf den palästinensischen Landadel und dessen Entstehung. Wie der Islam kein Priesterthum kennt, so ist er auch dem Aufkommen einer weltlichen Aristokratie nicht günstig. Wenn sich eine solche dennoch herausgebildet hat, so ist die Ursache davon in dem südlichen Theil des Pfortenreichs vorzüglich in der Sitte der Blutrache zu suchen, die unter den zu Bauern gewordenen Arabern ganz in derselben Ausdehnung herrscht wie unter den als Nomaden umherziehenden. Nehmen wir an, der Fellah Ibrahim habe einen Sohn oder Bruder des Fellahs Hassan erschlagen, so hat nicht blos letzterer, sondern zugleich dessen ganze Verwandtschaft die Pflicht, das vergossene Blut zu rächen, und so wird man es zwar zunächst an dem Mörder, ist dieser aber nicht zu erlangen, ohne Bedenken und von Rechtswegen an dem ersten besten von dessen Familie rächen. Die Nachkommen eines Vaters bis zum dritten oder vierten Grade bilden die Blutsverwandtschaft, deren Glieder sich wechselseitig ihre Person verbürgen und blutsverantwortlich sind, oder mit anderen Worten: dieser Familienkreis hat nach der Anschauung des Volkes Ein Blut oder Ein Leben und somit in einem seiner Glieder verletzt

*) Grenzboten, Jahrgang 1860 zweites Quartal, S. 141 ff.

gemeinsam die Rache zu nehmen, durch eines seiner Glieder verletzend gemeinsam die Vergeltung zu erwarten.

Leicht erhellt, daß bei solchen Rechtsbegriffen der Schuldloseste unversehens durch Mörderhand fallen, der Friedlichste plötzlich zum Morden gezwungen sein kann. Andrerseits aber wird der Stärkste nicht vor dem Rächer gesichert und der Schwache selten im Stande sein, der Rächerpflicht gegen den Stärkeren zu genügen. Das Schreckliche dieses Zustandes, gegen welchen die Regierung keine Hülfe bot, mußte zu Verbindungen mehrer Familien und ganzer Kreise führen. Diese Genossenschaften bedurften eines Hauptes, ein angesehener Mann stellte sich an die Spitze, wehrte als Schech, Emir oder Bej dem Unrecht nach innen und übernahm nach außen die Ahndung der an den Seinen begangenen Frevel. So genoß der Einzelne unter ihm einen höhern Grad von Sicherheit, als er sich blos innerhalb seines Familienverbandes erfreuen konnte. Allmählig aber entwickelte sich auch die weniger behagliche Seite dieser Lage der Dinge. Es entstand ein Hörigkeitsverhältniß. Der Schech wurde der Anwalt seiner Untergebnen gegenüber andern Verbänden und der Einnehmer der Staatsabgaben in seiner Gemeinde. In jener Eigenschaft behielt er nicht selten, ja in der Regel, das von einem Mörder zur Abkaufung der Rache gezahlte Blutgeld ganz oder zum größern Theil für sich; in dieser schützte er zwar den Bauer gegen die zur Erpressung geneigte Willkür der Beamten, aber derselbe mußte ihm dafür Frohndienste leisten und ihn mit seinem Blute vertheidigen, wenn er es für passend gehalten, die als Staatssteuern erhobnen Summen nicht abzuführen, sondern zum eignen Nutzen zu verwenden.

Solcher Druck mochte oft unerträglich sein, aber der Bauer brachte jene Opfer an Arbeit, Geld und Blut, weil er sie bringen mußte; denn bei der Regierung hatte er nur die Auflegung gleicher Lasten, aber nicht einmal den geringen Vortheil zu erwarten, welchen ihm sein Schech oder Bej gewährte, der auf die geschilderte Weise aus dem Führer der Gemeinde zum Herrn derselben geworden war.

Ich komme jetzt auf die Mittheilungen Consul Rosens. Derselbe hatte während eines längeren Aufenthaltes in Nablus Gelegenheit, die Bekanntschaft der dortigen Ulema zu machen und zwar unter Umständen, welche die Herren einmal von dem Austausch bloßer gleichgültiger Redensarten absehen ließen. Der Krieg von 1859 interessirte auch das entfernte Samaria, und da man ihn in Beziehung zur allgemeinen Weltlage brachte, so war man auch über die Zustände im Reich des Sultans mittheilsamer als sonst. Das allgemeine Urtheil aber lautete dahin: „Effendina (unser Gebieter, scil. der Sultan) ist der Fürst der Gläubigen, und sich ihm widersetzen wäre religiöser Frevel. Wollte er nur seine dreihundert Paschas, die Blutegel des Reichs, sammt und sonders henken lassen, so würden ihm alle Herzen zujauchzen. Sind doch die Empörungen nie wider ihn, sondern immer nur gegen seine ungerechten, unersättlichen Statthalter gerichtet."

Um diese Aeußerung in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, muß man die letzten zwei Jahrzehnte der Geschichte Samarias kennen. Vor mehren Jahrhunderten hatte sich ein mohammedanischer Kaufmann, der sich nach seiner Vaterstadt Tokat in Kleinasien Tokan nannte, in Nablus niedergelassen, hier Vermögen erworben und sich nicht blos in der Stadt sondern auch auf dem Lande Grundbesitz gekauft. Seine Nachkommen erweiterten die Familiengüter, bauten sich in Nablus ein burgartiges Haus mit Schießscharten und eisernen Thoren und wurden allmählig das angesehenste Bej-Geschlecht in ganz Samaria. Mit der Zeit jedoch gelangten andere Adelssippen zu Macht und Reichthum und untergruben allmählig die Stellung der Tokan. Namentlich wirkte die Familie der Abdul Hadi auf den Sturz derselben hin.

Während der Occupation Syriens durch Mehemed Alis Aegypter hielten es alle Feinde der neuen Ordnung mit den Tokan, welchen die alte Unordnung besser zusagte, und die deshalb mit den Waffen in der Hand für die Pforte aufstanden. Nur mit Mühe vermochte Mahmud Bej, das Haupt

der Abdul Hadi, von Ibrahim Pascha zum Gouverneur ernannt, sich gegen die Empörung zu behaupten. Nachdem Syrien der Herrschaft des Sultans wieder unterworfen worden, wurden die Tokan in Nablus in ihre Rechte wieder eingesetzt, die Abdul Hadi dagegen verbannt. Bald aber machte sich das auf Vernichtung der Macht des Feudaladels gerichtete neue Regierungssystem der Pforte wie in Bosnien, Kleinasien und dem Libanon auch hier fühlbar. Die Gegner der Tokan wurden insgeheim begünstigt und zum Widerstand gegen sie veranlaßt, und in die solchergestalt entstehenden Fehden mischten sich die Paschas von Jerusalem, selbstverständlich nicht ohne das Ansehen und den Säckel der Tokan schwer zu beeinträchtigen. So schwanden bald die Reichthümer des Hauses, und obwol man, um die angestammte Stellung zu bewahren, der Habsucht der Statthalter nicht nur die eigne Habe, sondern auch einen guten Theil dessen opferte, was sich der untergebene Fellah abpressen ließ, wurde das Verhängniß doch nicht abgewendet. Mahmud Bej erhielt die Erlaubniß, nach seiner Burg Arraba im Nordosten der Provinz zurückzukehren, und als Suleiman Bej, das Haupt der Tokan, 1855 zur Bekriegung des verhaßten Gegners auszog, wurde er als Landfriedensbrecher abgesetzt und in die Verbannung geschickt. An seine Stelle trat ein Beamter aus Konstantinopel als Kaimakam, welcher, den einheimischen Parteien fremd, Recht und Gerechtigkeit in einer Weise übte, daß mit Ausnahme der nach der alten Ungebundenheit lüsternen Bejs und Emire alle Classen der Landesbevölkerung zufrieden waren.

An sich war jener Adel kein untüchtiges Element für die Provinzialregierung. Jedenfalls kannte er das Land besser als die Pfortenbeamten, auch hatte er ein directeres Interesse an der Wohlfahrt desselben als jene Büreaukraten. Nur hätte eine durch Macht und geregelte Handhabung der Gesetze ihm imponirende Centralgewalt über ihm stehen müssen. Da diese fehlte, so entstand eine rechtliche Unsicherheit, welche zu Selbsthülfe und Empörung, Fehde und Erpressung führte. Der Uebergang zur

Bureaukratie war also hier ein wirklicher Fortschritt, und es ist nur zu beklagen, daß derselbe, lediglich einigen geldgierigen Paschas zum Frommen, so lange verzögert wurde.

Von den Folgen dieser Verzögerung giebt die Geschichte von Samaria ein eclatantes Beispiel. Kaum hatte Kiamil Pascha, der damalige Gouverneur von Palästina, vernommen, daß der Kaimakam von Nablus sich in seinem Bezirk Achtung und Ansehen erwerbe, als er die vornehmsten Glieder der Familie Tokan zu sich nach Jerusalem beschied und ihnen vorstellte, daß sie entweder auf immer der Hoffnung auf Rückkehr Suleiman Bejs und dem Wiedergewinn ihrer Macht entsagen oder einem weitern Wachsthum des Ansehens und Einflusses jenes Beamten mit allen Mitteln entgegentreten müßten. Er versprach dazu seine Unterstützung, und es wurde verabredet, daß sie die Bauern aufwiegeln und zugleich von ihrem Anhang in der Stadt eine Adresse gegen den Kaimakam unterzeichnen lassen sollten. Das von ihnen nach Erfolg dieser Schritte und Wiedereinsetzung der Familie in den vorigen Stand an den Pascha zu zahlende Geschenk wurde auf 120,000 Piaster festgesetzt.

Der Plan wurde ausgeführt: während in den Dörfern der Tokan ein Aufstand ausbrach, der den Kaimakam dorthin rief, circulirte in Nablus die Beschwerdeschrift, die von allen unter dem Einfluß jener Familie Stehenden unterschrieben wurde. Nicht sobald aber sah Kiamil Pascha sich im Besitz dieses Documents, als er Mahmud Bej Abdul Hadi zu sich einlud und ihm die Absichten der Tokan sowie deren Geldangebot mittheilte. Der Bej erklärte sich sofort bereit, Aufstände und Beschwerdeadressen gegen den Kaimakam in weit großartigerem Maßstab als die Gegner seiner Familie zu Wege zu bringen, auch bot er ohne Besinnen für den Fall, daß der Pascha ihm den Statthalterposten verschaffe, das Dreifache des Honorars, das jene versprochen. Kiamil Pascha war damit zufrieden, und so begannen sich jetzt auch von Arraba, dem Bergschloß der Abdul Hadi, aus Unruhen zu verbreiten, und der Kaimakam, in Nablus rings

von Empörungen umgeben, gerieth in so verzweifelte Lage, daß er nicht einmal gegen die Adressen-Intrigue einzuschreiten wagte. Der Plan des Paschas gelang vollständig. Als er die zweite Beschwerdeschrift erhalten, eilte er nach Nablus, setzte den ehrlichen Kaimakam ab, schickte das Haupt der Tokan in die Verbannung und ernannte Mahmud Bej Abdul Hadi zum Statthalter.

Die Tokan waren außer sich vor Entrüstung, aber die vierhundert Lanzenreiter, die der Pascha dem neuen Kaimakam Mahmud Bej zur Aufrechthaltung seiner Autorität überlassen, schreckten im Verein mit der Privatmacht der Abdul Hadi von jeder Widersetzlichkeit zurück. Erst als Mahmud Bej unter dem Vorwand, die Ruhe im Gebirg wiederherzustellen, in Wahrheit aber, um die dem Pascha zugesagte Bestechungssumme einzutreiben, die Dörfer der gegnerischen Familie brandschatzend durchzog, erhoben sich die Fellahin auf eigne Hand zur Gegenwehr. Natürlich umsonst — noch ehe dem Pascha die letzte Rate seines Honorars gezahlt war, hatten in dem dünn bevölkerten Gebirgslande gegen 700 Personen den Tod gefunden und die Bewohner von 20 Ortschaften sich, ihre unbewegliche Habe zurücklassend, in die Nachbarprovinz Akka geflüchtet.

Es begreift sich leicht, daß Mahmud Bej durch sein Verfahren sich in weiten Kreisen den grimmigsten Haß zuzog. Sein Gönner Kiamil Pascha aber trug Sorge, einestheils, daß man nicht einmal den Versuch machte, sich über seinen Schützling zu beschweren, anderntheils, daß die Entrüstung des Volkes von ihm, dem Pascha, auf eine andere Person abgelenkt wurde. Er erreichte beides auf die einfachste Weise dadurch, daß er sich zu dem französischen Consulat in Beziehung setzte und sich von dem Dragoman desselben bei seiner Expedition nach Nablus begleiten ließ, ein Manöver, welches selbstverständlich nur durch Abtretung eines Theils seines Gewinns ermöglicht werden konnte. Das muselmännische Volk sollte glauben, daß wie die Pforte durch den Willen des französischen Gesandten in Stambul, so er durch

den Einfluß des französischen Consuls in El Kods bestimmt werde. Daß ihm in dieser Hinsicht der Hatti Humayun sehr gelegen kam, kann man sich denken. Erst nachdem dieses merkwürdig unpraktische Edict in Nablus zum höchsten Schrecken und Verdruß aller rechtgläubigen Turbane verlesen worden, verließ der Pascha seinen Kaimakam, um nach Jerusalem zurückzukehren.

Er war noch nicht lange fort, als ein Ereigniß eintrat, welches oben bereits kurz erwähnt wurde. Ein junger englischer Missionär kam auf dem Wege vom Nosairiergebirge, wo er zu wirken versucht, nach Jerusalem zurück durch Nablus. Er war ein wunderlicher Kauz, der seine Mission damit begonnen, daß er sich jener Sekte gegenüber für den von ihr erwarteten Messias ausgegeben, offenbar, um, einmal als solcher anerkannt, mit Erfolg das Commonprayerbook aus der Tasche ziehen zu können. Glauben hatte er bei den Nosairiern nicht gefunden, wol aber war er mit der Zeit dahin gelangt, selbst an seine messianische Sendung zu glauben. Dieser Halbwahnsinnige traf in Nablus mit einem ganz Blödsinnigen zusammen, der ihn anbettelte, und hatte das Mißgeschick, diesen, der ihn an seinem über den Sattel gelegten Gewehrlauf festzuhalten versuchte, unwillkürlich zu erschießen. Sofort erschallte durch die Stadt der Ruf: „Ein Franke hat einen Moslem getödtet!“ und der Unglückliche würde von der herbeiströmenden Volksmenge in Stücke gerissen worden sein, wenn es ihm nicht gelungen wäre, sich in das feste Haus der Abdul Hadi zu flüchten. Nachdem die Massen hier vergeblich nach seiner Auslieferung getobt, stürzten sie sich wüthend auf das Christenviertel, zerstörten die dort befindlichen kirchlichen Anstalten, verwüsteten die Häuser des französischen und des englischen Consularagenten, zerrissen deren Flaggen, erschlugen mit Knütteln einen griechischen Kaufman, sotten einen christlichen Knaben in kochendem Kalk und zerstreuten sich endlich, des Unfugs müde, ohne daß der Kaimakam Mahmud Bej einzuschreiten gewagt hätte. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde er deshalb abgesetzt worden sein; aber die Solidarität, die zwischen ihm und dem vom

Botschafter Frankreichs in Stambul energisch unterstützten Kiamil Pascha bestand, ließ es nicht dahin kommen. Ja das Unglück schlug sogar zum Glück für ihn aus, indem die Consuln Preußens und Englands von der Stadt Schadenersatz verlangten und Mahumd Bej, dem das Einziehen der Summen oblag, die Gelegenheit erhielt, auch für sich zu requiriren.

Als endlich Kiamil Paschas Abberufung erfolgte, erwartete man auch die Absetzung seines Schützlings, und als der neue Gouverneur von Palästina, Sureyah Pascha bald nach seiner Ankunft im Lande in Nablus erschien, um eine Untersuchung anzustellen, schien sich diese Hoffnung zu erfüllen. Aber der Pascha reiste ab, und Mahmud Bej blieb auf seinem Posten. Jene Hoffnung war ein Mißverständniß gewesen: der neue Gouverneur war nicht gekommen, zu untersuchen, wie der Kaimakam regiert, sondern wie viel er gespart, und zufrieden mit den vollwichtigen Beweisen, daß er gut genug gespart, um die Nachsicht seines Vorgesetzten freigebig honoriren zu können, zog die türkische Excellenz von dannen.

Erst im Jahr 1858 schlug für das unglückliche Samaria die Stunde der Erlösung. Vielleicht aus Gerechtigkeitsliebe, vielleicht nur aus Mißgunst gegen seinen Collegen Sureyah setzte der Pascha von Beirut bei der Pforte durch, daß die Provinz von dem jerusalemer Jurisdictionsbezirk abgetrennt und zu dem ihm untergebenen Paschalik Beirut geschlagen wurde, und kaum war dies geschehen, so erfolgte die Absetzung Abdul Hadis. Er wurde vor das Medschlis (den Provinzialrath) des Ejalets zur Verantwortung geladen, und wenn es auch — wahrscheinlich wieder vollwichtiger Beweggründe halber — zu keiner Verurtheilung kam, so lebte er doch noch im Jahre 1860 in Beirut als Hausgefangner.

Das Eintreffen seines Nachfolgers wurde von der großen Mehrzahl der Bevölkerung mit Freude begrüßt, und der neue Kaimakam rechtfertigte das ihm entgegenkommende Vertrauen vollständig. Er hielt die stolzen Bej-Familien in Respect, schaffte

den Bauern die früher nie ohne Zahlung gewährte Gerechtigkeit gratis, führte statt der bisher vom Adel vermittelten und zu Erpressungen benutzten Steuereinhebung directe Entrichtung der Abgaben ein und stiftete überhaupt nach Kräften Ordnung im Lande. Das Volk war ihm dankbar dafür, nur der Adel grollte, und nach einiger Zeit brach im Nordosten der Provinz, wo die Abdul Hadi ihre Güter haben, abermals ein Aufstand aus, welcher die Gegend weithin unsicher machte. Die große Anzahl der unter dem Einfluß des Hauses stehenden Bauern, die aus dem transjordanischen Lande und von der Ebne Esdrelom herbeieilenden Beduinen, das für uneinnehmbar geltende Bergschloß Arraba, das auch jetzt wieder Mittelpunkt der Empörung war, alles dies war für den Kaimakam, dem von Akka aus nur 360 Mann Reguläre mit zwei Berggeschützen zur Verfügung gestellt waren, und der sich auf den Landsturm, den er aufgeboten, nicht verlassen konnte, eine große Verlegenheit. Der Versuch, von Sureyah Pascha Unterstützung zu erlangen, schlug fehl. Die Antwort war eine kaum verblümte Verweigerung: er besitze, hieß es darin, betreffs der Verwendung seiner Soldaten außerhalb seines Paschaliks keine Instructionen.

Der Kaimakam konnte nicht warten, wenn er den Aufstand sich nicht über den Kopf wachsen lassen wollte. So wagte er sich mit seiner geringen Macht entschlossen gegen den fünffach überlegenen Feind, und das Glück war diesmal mit der gerechten Sache. Durch eine Kriegslist getäuscht, verließen die Gegner ihre feste Stellung und flohen in das Ghor und über den Jordan, wo sie noch im Jahr 1860 verweilten. Das Gebirgsland um Nablus, wo unter den Tokan wie unter den Abdul Hadi Raub und Mord an der Tagesordnung gewesen waren, wurde damit zu einem der sichersten Bezirke Syriens, und wenn der Adel die Zeit der Anarchie und der ungestraften Ausbeutung der untern Klassen sehnlichst zurückwünschen mag, so erkennt doch die große Masse der städtischen Bevölkerung und der Bauern mit

aufrichtigem Danke an, daß eine neue Ordnung der Dinge ins Leben getreten ist.

Ob freilich dieses Leben ein langes sein wird, ist eine andere Frage, die von Sachkundigen nur mit Achselzucken beantwortet wird.

Ich komme jetzt zu den Samaritern, die für die meisten durch Nablus reisenden Touristen die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt bilden und von der Ausbeutung dieses Interesses zum Theil leben.

Der Ursprung dieser jüdischen Sekte datirt bekanntlich aus den Zeiten Esras und Nehemias. Salmanassar hatte das Volk des israelitischen Zehnstämme-Reichs nach Assyrien und Medien weggeführt, wo es zuletzt bis auf einige unsichere Spuren verschwand, und die leergewordenen Bezirke Nordpalästinas mit heidnischen Colonisten aus Hamath in Syrien und Kutha in Babylonien bevölkert, die sich später durch einen aus der Verbannung zurückgekehrten Jehovahpriester theilweise zur Religion Mosis bekehren ließen und mit dem bei jener Katastrophe zurückgebliebnen niedern Volke allmählig zu einer Nation zusammenwuchsen. Als Esra unter Cyrus mit den inzwischen ebenfalls weggeführten Angehörigen des jüdischen Zweistämme-Reichs in die Heimath zurückzog und an die Wiederaufrichtung des Tempels in Jerusalem ging, wollten jene bekehrten Heiden sich dabei betheiligen, und als dies die „Söhne der Wegführung", stolz auf ihren reinen Stammbaum, verweigerten, legten jene dem Bau dadurch Hindernisse in den Weg, daß sie sich beim Perserkönig beschwerten und ein Verbot des Weiterbauens am Tempel erwirkten.

Der alte Hader zwischen Israel und Juda war von neuem erwacht, und die Erbitterung zwischen beiden Parteien steigerte sich, als Esras und Nehemias engherzige Strenge die Juden, welche in der Verbannung nichthebräische Frauen genommen, zur Verstoßung derselben nöthigte und alle die, welche sich dem nicht fügen wollten, nach Samaria auswanderten. Noch immer jedoch

hätte der neue Tempel das gemeinsame Heiligthum des wiedervereinigten Volks Israel werden können, wenn nicht einige Menschenalter später Manasse, ein Vornehmer aus hohenpriesterlichem Geschlecht, der eine Tochter Sanballats, des persischen Statthalters geheirathet und dadurch seiner Ansprüche auf das Hohepriesterthum verlustig gegangen, seinen Schwiegervater bewogen hätte, den Ausgeschiedenen auf dem Berg Garizim bei Sichem einen besondern Tempel zu bauen.

Dies schied für immer. Wie es nur einen Gott in Israel gab, so konnte es nur einen Tempel geben *). Manasse wurde Hoherpriester an dem ketzerischen Heiligthum, und damit war die religiöse Spaltung zwischen Norden und Süden vollendet.

Die Bewohner des gelobten Landes zerfielen von jetzt ab in zwei streng geschiedene Parteien, die sich nach Kräften zu schaden suchten, bis endlich, nachdem Palästina durch Alexander den Großen erobert worden (bei welcher Gelegenheit die Hauptstadt Samarias wegen Aufruhrs zerstört, dann aber von Perdikkas wieder aufgebaut wurde) der Makkabäer Johannes Hyrkanos die Samariter mit Krieg überzog und ihren Tempel niederriß. Später werden dieselben von der Geschichte nur selten erwähnt. Herodes der Erste, der die Samariterin Malthake zur Frau hatte, erbaute der Sekte in Sebaste, dem alten Schomron, einen neuen Tempel, und noch einige Jahre nach Jesu Tode scheint dieselbe in Palästina ziemlich viele Anhänger gezählt zu haben, da Pilatus ein Heer aufbieten mußte, um einen unter ihnen ausgebrochenen Aufstand niederzuschlagen. Zuletzt hören die Nachrichten über sie fast ganz auf. Alexander der Große hatte 8000 samaritanische Soldaten nach dem thebaischen Gebiet in Aegypten verpflanzt, andere Angehörige des Volks waren vor den Verfolgungen der has-

*) Der Tempel, den Onias später zu Leontopolis in Unterägypten baute, hatte nicht die Bedeutung eines Nationalheiligthums, wenn er auch etwas mehr sein sollte, als eine bloße Synagoge.

monäischen Fürsten nach Syrien geflohen. Im Mittelalter werden die meisten erst das Christenthum, dann den Islam angenommen haben. Doch gab es in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts noch Gemeinden in Damaskus, Askalon und Neapolis, dem heutigen Nablus; gegen das Ende des sechzehnten correspondirten kairenische Samariter mit abendländischen Gelehrten, und selbst zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts will man in Aegypten noch Nachkommen jener Soldaten Alexanders gefunden haben. Jetzt trifft man nur noch in Nablus eine Samaritergemeinde, und dieselbe zählt nicht mehr als 120 Personen, macht aber immer noch Anspruch auf den Namen einer „Nation“.

Diese Samariter von Nablus protestiren gegen die Benennung Kuthäer, da sie sich für echte Israeliten halten, und ebenso gegen den Namen, den wir ihnen nach den Evangelien geben, und wollen Schomerim, d. h. Wächter (scil. des Gesetzes Mosis) geheißen sein. Sie wohnen im südwestlichsten Theil der Stadt in einem Quartier, welches nach ihnen Haret Es Samera, das Samaritervirtel heißt, aber eigentlich nur der äußerste Winkel eines der Hauptstadtbezirke von Nablus, des Haret El Jasmineh oder Jasminquartiers ist. Ihren Unterhalt erwerben sie sich vorzüglich durch Anfertigung wollner Jacken für die benachbarten Fellahin und durch Handel. Einige sind als Schreiber angestellt, fast alle leben nebenher von den Almosen, die ihnen die durchreisenden Fremden reichen. Einer von ihnen muß immer ein Metzger sein, da sie nur solches Fleisch essen und nur solches Leder zum Einband ihrer Bücher verwenden, welches von einem Thier kommt, das von einem aus ihrer Mitte geschlachtet worden ist. Der Reichste unter ihnen, ein gewisser Jakub Esch Schelebi, von dem später die Rede sein wird, ist Bankier des Kaimakams. Der frühere Hohepriester Salama war Kleiderhändler, der jetzige betreibt dasselbe Geschäft und ist zugleich Buchbinder, was nicht auffallen darf, da die mit dieser Würde verknüpften Einkünfte unbedeutend sind und die mohammeda-

nischen Gottesgelehrten der Stadt sich ebenfalls von bürgerlichen Gewerben nähren, der Kadhi z. B. seine Mußestunden der Seifensiederei widmet.

Aeußerlich unterscheiden sich die Samariter nur dadurch von den übrigen Nablusern, daß sie um den Tarbusch einen blaßrothen Turban tragen. Ein Priester darf weder Bart noch Kopfhaar scheeren, die Laien müssen wenigstens den erstern stehen lassen. Frevel wäre, wenn eine Frau Ohrringe trüge, denn „aus solchen wurde der Greuel des goldnen Kalbes gemacht“. Ihre Sprache ist die des Landes, d. h. die arabische. Ihre gottesdienstlichen Bücher sind meist hebräisch abgefaßt, aber mit samaritanischen Lettern geschrieben.

In Betreff des Glaubens sind die Samariter ebenso strenge Monotheisten als ihre Verwandten, die Juden. Letztere haben ihnen nachgesagt, über ihrer Synagogenrolle befände sich das Bild einer Taube, der göttliche Verehrung erwiesen werde, und sie hätten einen Gott Asima. Jenes ist völlig unwahr, dieses ein Mißverständniß: sie dürfen beim Vorlesen der Thora den darin vorkommenden Namen Jehova, richtiger Jah've, nicht aussprechen, und so sagen sie dafür das Wort „Schem“ (d. i. Name), wie die Juden dafür das Wort „Adonaj“ (d. i. mein Herr) setzen. Zwischen Gott und den Menschen giebt es eine Hierarchie von Engeln und Erzengeln sowie eine Anzahl von Teufeln und bösen Geistern, die ebenfalls hierarchisch abgestuft sind und unter dem Oberteufel Asafel stehen, den bekanntlich schon das Alte Testament als bösen Wüstengeist kennt, und dem beim Versöhnungsfest ein Bock zugesandt wurde. Vom Leben nach dem Tode glaubt man, daß die Leiber der Abgeschiedenen bis zum Tage des Gerichts in den Gräbern verbleiben, die Seelen dagegen sich in die Luft emporschwingen, wo sie bis zu jener Katastrophe, die guten in einem glücklichen, die bösen in einem unglücklichen Zustand fortleben. Doch sind diese Vorstellungen selbst in den Köpfen der samaritanischen Gelehrten sehr verworren und schwankend.

Fast alle Sekten Syriens hoffen auf die nahe Erscheinung eines Helfers von oben, namentlich die weniger zahlreichen, und je kleiner die Gemeinde ist, desto näher setzt sie die Ankunft ihres Messias. Die Nosairier Nordsyriens erwarten einen Mehdi, die Drusen die Wiederkehr ihres menschgewordenen Gottes Hakim Beamrihi und seines Propheten Hamsa, die Juden den Meschiach, die protestantischen Chiliasten auf dem Zion gehören ebenfalls hierher. Es ist die Schwäche, die sich nicht aus sich selbst emporhelfen kann, die Leere, die einer Erfüllung vom Himmel her bedarf. Als das Judenthum stark war, kannte es die Idee des Messias nicht, als das Christenthum aus einer kleinen Gemeinde zur Weltreligion wurde, trat die Hoffnung auf die nahe Parusie in den Hintergrund. Die Samariter sind die kleinste Religionsgenossenschaft des Morgenlandes, und so darf es nicht wundern, daß sie ihren „Taheb“ und sein Reich in die allernächste Zukunft verlegen. Derselbe wird nämlich am Ende des sechsten Jahrtausends nach Adam erscheinen, und dieses fällt, wie der jetzige Hohepriester berechnet hat, in das Jahr 1868 der fränkischen Zeitrechnung. Vorher wird es viel Krieg und Empörung geben, Fürsten werden ihre Kronen an andere abtreten müssen u. d. m. Dann aber werden sich die Könige der Erde und die Weisesten der Völker an Einem Ort versammeln, um sich über den rechten Glauben zu verständigen. Auch von der „Nation“ der Schomerim wird ein Gesandter dort erscheinen, und dies ist der Taheb, der Zurückbringer zur wahren Gottesverehrung. Er muß jedenfalls jetzt schon geboren sein, aber niemand kennt ihn. Dieser nun wird auf dem großen Völkerconcil in der Disputation den Sieg davontragen und die übrigen auf den heiligen Garizim führen, wo sich die Gesetztafeln Mosis, die alten Tempelgeräthe und das Manna wiederfinden werden. Alles ordnet sich dann auf das Erfreulichste: die Menschheit glaubt an die Thora und erkennt den Taheb als ihren König an. Letzterer herrscht elf Jahrzehnte hindurch mit Segen und wird, nachdem er mit Tode

abgegangen, neben dem Garizim bestattet. Die Welt aber besteht fort, bis das siebente Jahrtausend — das Sabbaths-Millennium — erfüllt ist. Dann beginnt das jüngste Gericht: die Todten stehen auf mit ihren Leibern, der Weltrichter spricht sein Urtheil, und die Guten kommen in das Paradies, welches auf dem Garizim, die Bösen in die Hölle, die in Jerusalem ist.

Von der Bibel erkennen die Samariter nur die fünf Bücher Mosis als göttliche Offenbarung an, doch behaupten sie, daß dieselbe von Ozeir (Esra) vielfach gefälscht sei, um den wahren Verlauf der Geschichte zu entstellen. Sie haben unter Anderm entdeckt, daß der Dekalog, wie er von uns gelesen wird, unrichtig ist, und in ihrer Thora sind die zehn Gebote in neun zusammengezogen und ein zehntes beigefügt, welches die Errichtung eines Altars auf dem Garizim befiehlt und für diesen Zweck sehr ausführliche Vorschriften ertheilt. Außer der Thora haben sie noch ein Buch Josua, das indeß nur das Ansehen der Apokryphen bei den Juden genießt, von dem unsrigen völlig verschieden ist, allerlei Fabeln enthält und bis auf die Zeit des Kaisers Hadrian geht.

Der Garizim ist der Mittelpunkt alles Glaubens und Hoffens der Samariter. Er ist die reine heilige Höhe, über der das Paradies schwebt und von der aller Regen kommt, der die Erde befruchtet. Hier errichtete Adam den ersten Altar, hier auf dem „höchsten Berg der Erde", nicht auf dem Ararat war es, wo nach der Sündfluth die Arche Noahs zuerst wieder aufs Trockne kam. Hier, nicht auf dem Moriah, wollte Abraham seinen Sohn opfern, hier ist die Stelle, wo Jakob den Traum von der Himmelsleiter hatte, hier der Ort, wo Josua nach Ueberschreitung des Jordan die zwölf Steine aufrichtete, auf welchen das Gesetz Mosis geschrieben stand. Der Hohepriester weiß diese Stellen so genau anzugeben, wie die Mönche von Jerusalem die Stätten der Passionsgeschichte. Prosaische Augen finden auf dem Berge nur eine schöne Aussicht und außerdem

eine Moschee, in deren Nachbarschaft sich eine Anzahl behauener Steine zeigt, die möglicherweise von dem Tempel Manasses, wahrscheinlicher aber von einem Fort herrühren, welches in der Zeit der Römer den wichtigen Paß von Sichem bewachte.

Ein anderes Heiligthum der Gemeinde wird in „der Kirche“ (Kenise — so und nicht als Synagoge bezeichnet man das Bethaus) des Samaritervierte1s gezeigt. Es ist eine Handschrift des Pentateuch, die auf starkes Pergament geschrieben ist und nach den Gelehrten, die sie sahen, etwa achthundert Jahre alt sein mag, nach den Angaben der Samariter aber ein Werk Abisas, eines Sohnes des Pinehas, Urenkels Aarons ist und somit ein Alter von mehr als dreitausend Jahren hat. Dieselbe befindet sich in einem mit Silber und Email verzierten Messingkästchen, welches sehr geschmackvoll gearbeitet ist, und gilt für so heilig, daß sie beim gewöhnlichen Gottesdienst nicht mehr benutzt wird. Ein andres Curiosum der Kirche ist der vor vierthalb Jahrhunderten von einem Samariter zu Damaskus angefertigte Vorhang des Tabernakels, welcher in Goldstickerei auf schwerem Seidenbrokat in naivster Weise die Stiftshütte mit ihren Vorhöfen und allen in der Bibel erwähnten heiligen Geräthen zeigt. Die Kirche, jetzt etwa 450 Jahre alt, ist ein unregelmäßiges, mit drei Nischen versehenes Gemach, das sein Licht von der Decke her empfängt, an den Wänden Inschriften auf Steintafeln enthält und mit Strohmatten ausgelegt ist.

Der Gottesdienst hat Aehnlichkeit mit dem in den Judensynagogen. Von Predigten ist keine Rede, man liest oder singt Capitel aus der Thora, Gebete und bei gewissen Gelegenheiten religiöse Gedichte samaritanischer Dichter späterer Zeit ab. Jährlich dreimal zieht die Gemeinde in Procession auf den Gipfel des Garizim: am Laubhütten-, am Wochen- und am Passahfest, bei welchem letzteren eine Anzahl Lämmer geschlachtet wird, deren Eingeweide als Opferstücke verbrannt werden.

Wird in der Gemeinde ein Knabe geboren, so findet acht Tage darauf die Beschneidung statt, wobei der Priester sich vom

Vater den Namen des Kindes sagen läßt und die Anwesenden dasselbe beschenken. Die Feier der Geburtstage unterbleibt als heidnischer Brauch, dagegen pflegt die Verwandtschaft und Freundschaft Geschenke zu spenden, wenn die Kinder entwöhnt werden, den Knaben zum ersten Mal der Kopf rasirt wird oder die Mädchen in das Alter der Jungfrauen treten. Die Knaben verheirathen sich im fünfzehnten oder sechzehnten Jahr, die Mädchen häufig schon im zehnten. Die Frauen werden dabei in gewissem Sinn gekauft, doch erhält das gezahlte Geld nicht der Vater der Braut, sondern diese selbst. Priesterstöchter kommen etwas höher zu stehen, als andre. Die Vielweiberei ist gestattet, der jetzige Hohepriester hat selbst von der Erlaubniß Gebrauch gemacht; indeß darf niemand mehr als zwei Frauen nehmen, und auch das ist nur zugelassen, wenn die erste längere Zeit kinderlos bleibt oder ihre Kinder verliert, ohne noch Hoffnung auf weiteren Segen zu haben.

Der jetzige Hohepriester, Kahin Amram, ist ein Mann, der seine Würde äußerlich sehr wohl repräsentirt, und der einerseits durch die in seiner Familie erbliche religiöse Weisheit (er stammt direct von Aaron ab), andrerseits und wol noch mehr durch glückliche persönliche Anlagen sich nicht unbeträchtlich über die Sphäre seiner Glaubensgenossen emporgehoben hat. Was ihm der Verkehr mit den Missionären bot, hat er wohl benutzt, und außerdem ward ihm durch mehrwöchentlichen Umgang mit Professor Petermann, der sich vor einigen Jahren von ihm in die Lehren und Bräuche seiner Gemeinde einweihen ließ, Gelegenheit, sich über den Ideenkreis eines gebildeten Europäers Aufschlüsse zu verschaffen, die unvergessen geblieben sind.

Nur in einem Punkte, freilich dem wichtigsten nach fränkischer Anschauung, läßt der Erbe Aarons gleich seinen Landsleuten zu wünschen übrig, im Geldpunkte nämlich und in der Beziehung desselben zu dem, was wir den Ehrenpunkt nennen. Wenn er, durch seine Stellung verhindert, gleich den andern

Samaritern die Reisenden um den Tribut anzusprechen, den die Wächter so großer Heiligthümer fordern dürfen, gleichwol versteht, zum Ziel zu kommen, wenn er z. B. sein kleines schwarzäugiges Hohepriesterchen zum Backschischerbitten abgerichtet hat, so mag das hingehen, da solche Ansichten und Bestrebungen in der Luft des gelobten Landes liegen. Schlimmer ist folgende Geschichte, die ich mit einigen Zusätzen dem Consul Rosen nacherzähle, und welche die Charakteristik der „Wächter des Gesetzes" beschließen mag.

Als Rosen im Sommer 1859 mehre Wochen in Nablus zubrachte und bei dieser Gelegenheit die nähere Bekanntschaft des Kahin machte, rückte derselbe zuletzt mit der Bitte hervor, ihm Rath zu ertheilen, wie er den obenerwähnten Jakub Esch Schelebi, der in England bedeutende Gelder für die Gemeinde gesammelt, diese aber für sich unterschlagen, zur Herausgabe des vorenthaltenen Schatzes nöthigen könne. Besagter Jakub, Sohn des samaritanischen Finanzschreibers Abd Es Sameri, war nach dem Tode seines Vaters, der sich durch Mißbrauch seines Amts zu beträchtlichem Wohlstand verholfen hatte, auf eine Rückerstattungsklage hin ins Gefängniß geworfen worden, aus diesem entflohen und nach manchen Irrfahrten nach Jerusalem gelangt, wo er sich zuerst vom Verkauf samaritanischer Handschriften nährte, die er der nabluser Gemeinde entfremdet, und später ein anderes Geschäft betrieb, von dem hier nur gesagt werden darf, daß es auch im Morgenlande für das schmutzigste und verachtungswertheste aller Gewerbe gilt. In Jerusalem wurde diese schöne Seele mit einem Engländer bekannt, der später Viceconsul in dem nordpalästinensischen Hafenstädtchen Chaifa wurde. Derselbe war während eines mehrjährigen Aufenthalts in der heiligen Stadt in den religiösen Schwindel eingeweiht worden, durch welchen Christen wie Juden, dem herrschenden Lieblingswahn des leichtgläubig frommen Haufens in Europa schmeichelnd, für Missionsanstalten und angebliche Humanitätszwecke Geld aufzubringen wissen, und hatte die dabei angewendete Methode in gutem Ge-

dächtniß behalten *). Durch jenen Posten selbstständig geworden, erinnerte er sich seines samaritanischen Freundes Jakub und schmiedete mit demselben ein Plänchen, mit dem er ihm und sich selbst eine runde Summe zu verdienen gedachte. Er kleidete den ehrenwerthen Jakub in prunkvolle orientalische Tracht und führte ihn nach London, wo er von den öffentlichen Blättern die Ankunft desselben und den Zweck seiner Reise anzeigen ließ. Die Samariter zu Nablus, hieß es in diesen Annoncen, seien in ihrer bedrängten Lage auf den Gedanken gekommen, die Großmuth der britischen Nation durch einen Abgeordneten anzuflehen. Dieser, ein junger Primat, sei jetzt eingetroffen und werde in seiner Nationaltracht einer öffentlichen Versammlung beiwohnen, die da und da zu dem Zweck abgehalten werden solle, über Mittel und Wege zu berathen, wie dem unglücklichen biblischen Volke aufzuhelfen sei.

Biblisches Volk — junger vornehmer Samariter — zudem in Nationaltracht — Landsmann, vielleicht Urenkel der Frau, die der Heiland am Jakobsbrunnen einer Unterhaltung gewürdigt — mehr bedurfte es nicht, um ein reiches, hochadeliges und bibelkundiges Publicum anzuziehen. Zur festgesetzten Zeit strömten Schaaren nach dem bestimmten Local, und die Staatskarossen machten Queue. Nun fand sich zwar am Eingang in

*) Das Urbild dieser Methode ist sehr alt und wird uns schon von Josephus (Alterthümer. 18, 3, 5) gezeigt. Ich setze die Stelle hierher, da obige Erzählung fast in allem Wesentlichen wie eine Wiederholung jener Geschichte aussieht. „In Rom hielt sich (zur Zeit des Tiberius) ein Jude auf, ein überaus gottloser Mensch, der in seinem Vaterlande vieler Uebertretungen beschuldigt worden war und aus Furcht vor Strafe die Flucht ergriffen hatte. Derselbe gab sich für einen Lehrer aus, hatte sich mit drei gleichgesinnten Gesellen verbunden und überredete Fulvia, eine vornehme Frau, die den jüdischen Glauben angenommen und sich seinem Unterricht anvertraut hatte, daß sie ein Geschenk von Gold und Purpur in den Tempel zu Jerusalem schickte. Als sie dies von der Frau erhalten, verwendeten sie es für sich selbst, zu welchem Ende sie es auch begehrt hatten".

den Saal eine kleine Schwierigkeit, auf welche die Zeitungen aufmerksam zu machen unterlassen hatten: es wurde nämlich dort um ein Eintrittsgeld von einer Guinea gebeten. Doch stießen sich daran nur harte Herzen; denn es war ja für die Nachkommen des barmherzigen Samariters. Trug der Eine und der Andere einen stillen Aerger über jene Ueberraschung seiner Börse mit in den Saal, so glätteten sich die Falten seiner Stirn bei der Erscheinung des schlanken jungen Fremdlings mit dem regelmäßigen, von der Sonne des heiligen Landes gebräunten Antlitz, der reichen phantastischen Kleidung und der totalen Unkenntniß der englischen Sprache sehr bald. Der Erfolg der Speculation war vollständiger als die Unternehmer gehofft. Barone, Grafen, Bischöfe luden den Abenteurer mit seinem Führer, der das wohlberechnete Opfer brachte, sich nur als Dolmetscher des „samaritanischen Primaten" einzuführen, um die Wette zur Tafel. Die beiden Schwindler wurden Mode in der guten und frommen Gesellschaft, und es trat ein Comité zusammen, um fernere Sammlungen zu veranstalten.

Nachträglich mochten allerdings bei dem oder jenem der Wohlthäter Bedenken aufsteigen, und vielleicht gesellte sich dazu auch gelehrte Neugier. Genug, man äußerte den Wunsch, das Beglaubigungsschreiben des samaritanischen Gesandten zu sehen.

Ein solches war nicht vorhanden. Man hätte, hieß es, nicht geahnt, daß Zweifel erhoben werden könnten, nicht vorgesehen, daß das Zeugniß eines britischen Viceconsuls nicht genügen werde. Indeß thue das nichts, die Sache sei sehr einfach zu arrangiren, mit umgehender Post solle dem Mangel abgeholfen sein. Und Jakubs Partner hatte in der That keinerlei Ursache, den Muth zu verlieren. Er wußte, auf wen er sich verlassen konnte. Selbigen Tags noch wurde ein mit sechzig Pfund Sterling beschwerter Brief an Kahin Amram zu Nablus expedirt, in welchem der Fall auseinandergesetzt, um die nöthigen

Papiere ersucht und für die Zukunft eine bedeutend größere Summe als die eingelegte verheißen wurde. Selbstverständlich ging der redliche Kahin in die Falle; die Papiere kamen in London an, und die frommen Gönner Jakub Esch Schelebis waren befriedigt. Zu verwundern ist, wie Rosen meinte, nur das Eine, daß das Bakschisch, mit dem die Schwindler das falsche Zeugniß des Hohenpriesters erkauften, so beträchtlich ausfiel. Hätte Jakub, der seinen Seelenhirten genauer kannte und überdies keinen guten Namen aufs Spiel setzte, allein darüber zu bestimmen gehabt, er hätte keine zwanzig Pfund zur Bestechung verwendet und dennoch den Kahin sich zum Genossen geworben. Aber die Strafe folgte dem Betrug sehr bald — leider nur für Kahin Amram. Der würdige Mann erwartete und erwartet noch heutigen Tags vergeblich die ihm versprochne bessere Hälfte des Geldes, für welches er das Beglaubigungsschreiben mit seinem Siegel und seiner Unterschrift an einen Menschen verkauft hatte, der von ihm bis dahin nur als Bücherdieb behandelt worden war.

Nach einigen Monaten kehrte der Viceconsul auf seinen Posten nach Chaifa zurück, von wo er alsbald den Kahin besuchte, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Jakub Esch Schelebi blieb noch geraume Zeit im Lande seiner erfolgreichen Thätigkeit, eroberte sich unter anderm das Herz einer jungen Dame der höchsten englischen Aristokratie, das ihm bis jetzt geblieben sein soll, und kam erst, nachdem er außer der englischen Hauptstadt auch die vorzüglichsten Provinzialstädte mit seiner Gegenwart beglückt und für seine Zwecke abgeerntet hatte, nach Palästina zurück. Man nimmt an, daß er nach Abzug der Reisespesen, Annoncen u. s. w. wenigstens zwölfhundert Pfund Sterling mit heimgebracht habe. Wieviel der Anreger und Gehülfe seiner Expedition an derselben verdiente, ist natürlich unbekannt geblieben. Der Oberhirt der Samariter aber, der durch das ihm zugeworfne Trinkgeld sein anderer Mitschuldiger geworden war, sah sich bitter getäuscht, als er sich bei dem heimgekehrten

Jakub mit dem Begehren einstellte, den ihm und der „Nation" gebührenden Antheil an der Collecte zu heben. Weder mit guten noch mit bösen Worten war bei dem gottlosen Gesellen etwas Anderes zu erlangen, als spöttische Reden. Entrüstet wandte sich der Kahin an das Consulat des Volks, welches sich als so großmüthigen Geber gezeigt, und schrie nach Gerechtigkeit. Allein man behandelte ihn hier nicht besser, als der Inhaber der Beute ihn behandelt, und da es ihm nicht in den Sinn kam, durch Vertheilung der ihm persönlich zu Theil gewordenen Gabe dem schlimmen Jakub mit gutem Beispiel voranzugehen, so gelang es ihm nicht einmal unter seinen eignen Leuten in Nablus Sympathien zu erwecken. Man betrachtete ihn und jenen als zwei gleichgeartete Kumpane, von denen nur der eine den andern an Pfiffigkeit und Glück übertroffen.

Auch Rosen konnte dem Kahin keinen Rath geben, der ihn befriedigt hätte, und ebensowenig vermochte er in Betreff einer andern Angelegenheit das bekümmerte hohenpriesterliche Herz zufrieden zu stellen. Nachdem Kahin Amram eine Weile nachgesonnen, rückte er plötzlich mit der Frage heraus, ob der Herr Consul wol glaube, daß der König von Preußen (damals noch Friedrich Wilhelm der Vierte) auf eine von dem Vorstand der Gemeinde unterzeichnete Bittschrift huldreich eingehen und die Samariter unter die Zahl seiner Sklaven aufzunehmen geruhen werde.

Rosen erwiderte, der König sei sehr großmüthig, liebe das heilige Land sehr und werde sich als Freund von Alterthümern gewiß sehr für sie als eins der wundersamsten lebenden Alterthümer interessiren, indeß sei er jetzt durch Krankheit den Staatsgeschäften entzogen. Daß übrigens Preußen nicht das Recht habe, sich die Unterthanen des Sultans in dessen eignen Landen anzueignen, werde ihnen einleuchten. Wollten sie aber nach Deutschland auswandern und sich, etwa am Blocksberg, der gleichfalls ein hochberühmter Berg sei, ansiedeln, so stünde ih-

rer Aufnahme in den preußischen Staatsverband nichts Wesentliches im Wege.

Dagegen protestirte der Kahin feierlichst. „Behüte Gott," rief er mit der Geberde des Schreckens aus, „daß wir je den Berg verlassen, auf dem Mosis steinerne Tafeln vergraben liegen! Wer wird uns noch mit einer Gabe bedenken, wenn wir unser Heiligthum aufgeben!" Dann erzählte er, daß die Samariter sich bereits an die Königin Victoria gewandt hätten, um deren Protectorat zu erflehen, und daß darauf an die britischen Agenten in Palästina die Weisung ergangen sei, der Gemeinde in schwierigen Fällen auf officiösem Wege beizustehen. Das genügte aber den Bittstellern offenbar nicht, und jetzt ergab sich, was Kahin Amram unter dem Worte Unterthanenschaft eigentlich verstand. „Meinen Sie denn," fragte er, „daß ich mich auf die Nachricht hiervon jemals in einem bestimmten Fall an den englischen Consul gewandt habe? Mit nichten! wozu auch? Wir sind mit den Mohammedanern stets gut ausgekommen und wollen uns durch fremde Einmischung unsre Stellung nicht verderben lassen. Unsre einzige Klage sind die Staatsabgaben, welche der englische Schutz uns doch nicht abnimmt. — Ja", setzte er, vermuthlich von Petermann über berliner Zustände belehrt, nach einer Weile hinzu, „wenn Ihr König gesund wäre, der würde mehr für uns thun. — Aber vielleicht," ließ er sich mit feinem Lächeln weiter vernehmen, „hat uns die englische Königin nur nicht recht verstanden. Wenn ihr doch jemand klar machen wollte, daß es sich nur um dreitausend Piaster jährliche Abgaben handelt. Ist diese Steuer für uns bezahlt, so liegt uns nichts daran, ob wir Türken oder Briten heißen."

Oder Preußen — hätte er sagen können; denn daß auch die begehrte preußische Unterthanenschaft nur ein jährliches Almosen von dreitausend Piaster (50 Stück Friedrichsdor) zu bedeuten habe, ging aus der Unterhaltung deutlich hervor.

Wie dieser Samariter sind aber mit einigen ehrenwerthen

Ausnahmen alle Einwohner des heiligen Landes, mit denen der Fremde zu thun hat: Juden, Judengenossen und Nichtjuden. Gott auf der Zunge, das Geld im Herzen, faul und eingebildet auf Grund der Heiligkeit des Bodens, auf dem sie leben, gehen sie in der Regel, sobald sie zu Europäern in Beziehung treten, auf Bettel oder religiösen Schwindel aus.

XII.

Die Ebne Esdrelom. — Nazareth. — Auf dem Karmel. — Drei Tage in Phönicien.

Der Plan, von Nablus einen Abstecher nach dem zwei Stunden von da entfernten Sebastijeh zu machen, wo Schomron, die Königsstadt des Zehnstämme-Reichs, stand, und wo jetzt noch zahlreiche Reste einer Residenz der Herodianer zu sehen sind, mußte aufgegeben werden, da unsre Absicht, die Reise von Jerusalem bis Beirut in acht Tagen zu vollenden, keinen Aufenthalt gestattete, und die Neigung zu Parforcetouren bei der Hitze in den Thälern, die der am Todten Meer fast gleichkam, und dem nur mittelmäßig guten Zustand unsrer Pferde nicht groß war. So stiegen wir, nachdem die Gluth der Sonne ein wenig nachgelassen, an einem Lager von Nisamtruppen vorüber, welches sich in dem Gartenwalde mit Tanzen, Singen, Achselreiten und andern Possen die Zeit vertrieb, aus der Region der Bäche den Abhang des Ebal hinan, um auf dem nächsten Wege nach Dschebba zu gelangen, wo der Rastort für die Nacht sein sollte, und wo wir nach beschwerlichem Klettern über Berg und Thal kurz vor Sonnenuntergang eintrafen. Der Ort, in dem man vielleicht das Geba des Alterthums vor sich hat, wo die Philister in der Zeit Sauls ein stehendes Lager hatten, liegt anmuthig auf weithinschauender Höhe über einem tiefen,

grünen, meist mit Olivenbäumen bewachsenen Thal, ist ungewöhnlich gut gebaut und hat eine kleine Moschee. Lange suchten und fragten wir vergeblich nach einer passenden Stelle für unser Nachtlager. Endlich ritt Auad zum Vorsteher des Städtchens und bat, uns ein Quartier anzuweisen. Derselbe bezeichnete ihm ein kleines viereckiges Gebäude mit einer Kuppel, welches einige Schritte von der Moschee stand. Wir zogen es indeß auch diesmal vor, im Freien zu campiren, wählten zu dem Zweck das platte Dach eines Hauses neben jenem Kuppelgebäude, welches den Honoratioren des Dorfes als Kasino zu dienen schien, und hatten alle Ursache, mit unserer Wahl zufrieden zu sein.

Die Honoratioren, unter denen mehre schöne alte Weißbärte, leisteten uns beim Essen, im Kreise auf den Fersen sitzend, Gesellschaft. Der Vorsteher, Usman, in stattlicher Türke, den uns der Dragoman bald als Gouverneur, bald als Korporal bezeichnete, gewährte uns ebenfalls einige Zeit die Ehre seiner Anwesenheit und nahm sogar eine Hand voll Latakiah aus meinem Tabaksbeutel huldreich an. Alle betrugen sich anständig und mit der dem Morgenländer besserer Classe eignen Würde. Ein Maler hätte aus der Gruppe, die sie mit ihren Turbanen und ihren bunten Gewändern, ihren edelgeformten Gesichtern, ihren langen Bärten und schwarzen Augen bildeten, ein hübsches Bild componiren können, namentlich als die Sonne unterging und auf dem Minaret der Moschee unmittelbar vor uns der Mueddin erschien, um zum Abendgebet zu rufen. Ringsum in den Thälern und Senkungen die Nebel und Schatten der Dämmerung — vor uns die Beter nach Südosten gewandt, Stirn und Wangen von der Inbrunst der Abendröthe mit magischem Licht übergossen, droben über der Brüstung des Minarets, ebenfalls feurig angestrahlt, der Rufer zu Gott — die tiefe feierliche Ruhe, die langsam verhallende Stimme, das allmählige Erblassen des Himmels, der Angesichter, der Berggipfel — endlich die Nacht: in der That, selten sah ich ein so wunderbar ergreifendes Symbol

morgenländischer Versenkung in die Gottheit, ein solches Zusammenweben von Mensch und Natur, als dieses Erglühen und dieses Erlöschen des Abendroths auf den Stirnen der betenden Menschen und der schweigenden Berge.

Ob die Beter so empfanden, nicht blos einen hergebrachten Ritus durchmachten, weiß ich nicht zu sagen. Die Nichtbeachtung des alten religiösen Brauchs aber ist auch in diese abgelegenen Berge gedrungen. Mehre der jüngern Theilnehmer an der Versammlung, darunter der Vorsteher, schlossen sich der Abendandacht nicht an und ließen nicht einmal wie wir Ungläubigen die Pfeifen darüber ausgehen.

Der vielgefürchtete Nachtthau Syriens hatte uns so wenig wie in dem vorherigen Lager unter freiem Himmel geschadet, obwol er so reichlich gefallen, daß am Morgen alle Thäler davon dampften. Als der Nebel sich verzogen, sah ich in der Ferne zwischen den Höhen im Norden einen See schimmern, von dem die Karte nichts wußte. Ich meinte zuerst, es sei eine Täuschung der Sinne, dann dachte ich an aufsteigende Morgendünste, die häufig von Weitem gesehen als Wasserflächen erscheinen. Auad, der nur seine Dragomanskünste verstand und außerdem nur noch Gedanken für den Profit hatte, den er etwa an uns haben würde, wußte keine Auskunft zu geben. Doch meinte er, wir würden vor dem Wasser vorbeikommen. Wir ritten zuerst durch ein westlich laufendes Wadi, in dem ein Bach durch einen Olivenwald floß, und bogen dann in ein breiteres nach Norden abzweigendes Seitenthal ein, durch dessen Grasflächen und Getreidefelder wir nach dem weiten Kessel kamen, aus welchem mir der zweifelhafte See entgegengeleuchtet hatte. Wir fanden jetzt, daß es wirklich Wasser war, was die etwa eine Wegstunde lange und ungefähr ebenso breite Fläche bedeckte. Fellahin, die mit einem Kameel vorüberzogen, gaben, über die eigenthümliche Erscheinung befragt, die Erklärung, der See sei durch die starken Regengüsse des

Frühjahrs entstanden und werde von der Sonne in wenigen Wochen ausgetrocknet sein.

Ueber dem Wasser, in welchem sich Schaaren von Fröschen hören ließen, lag auf einem aus der westlichen Wand des Bergkessels vorspringenden Felsen eine kleine festungsartige Stadt, die unser Führer Sanur nannte, und von der er wissen wollte, sie sei das alte Bethulia, so daß auf der Ebene, die der See einnahm, die Tragödie von Judith und Holofernes gespielt hätte. Woher Auad diese gelehrte Notiz hatte, weiß ich nicht zu sagen. Vielleicht stand sie im Zusammenhang mit seiner fernern Angabe, nach welcher die Aegypter Ibrahim Paschas den Ort drei Jahre vergeblich belagert haben sollten. Die Geschichte weiß nichts von der schönen Wittwe Manasses, Holofernes könnte kein Assyrer, nur ein Perser gewesen sein, das Ganze ist ein patriotischer Roman, und die alte Geographie hat vermuthlich nicht einmal ein Bethulia gekannt.

Von hier ritten wir zuerst durch Getreidefelder, dann durch eine tiefe, mit Lentiscus und Stacheleichen bewachsene Felsschlucht nach dem großen Dorfe Kabatijeh hinab, das zum Theil aus Steinhäusern, zum größern Theil aber aus kegelförmigen Lehmhütten besteht. Auf dem Wege dahin trafen wir eine Eiche, an deren Zweigspitzen an hundert Fetzen von Hemden und andern Kleidungsstücken gebunden waren. Auad wußte, wie gewöhnlich, keine Erklärung zu geben. Ich vermuthe, daß der Baum in der muselmännischen Legende eine Stelle einnimmt, und wahrscheinlich waren die Fetzen eine Art Opfer, vielleicht auch hingen sie mit einer sympathetischen Kur zusammen. Auf dem Riesenberg am Bosporus sah ich später Aehnliches. Auf dem Gipfel desselben befindet sich ein Grabmal, in welchem die Türken Nebbi Juscha, d. i. den altisraelitischen Feldherrn Josua bestattet sein lassen. Um das Grab sind Büsche gepflanzt, und an diese hat der Aberglaube des Volks allerlei Lappen von abgetragener Wäsche befestigt, indem man meint, daß dies Kranken zu gute komme, welche den Rest von jenen Hemden oder Jacken

tragen. In demselben Maße, als der Wind die Fetzen löset, nimmt, so wähnt man, das Fieber und überhaupt das Siechthum der Leidenden ab.

Von Kabatijeh ists noch eine Stunde bis hinab nach Dschenin, dem Städtchen, welches die Grenze zwischen Samaria und Galiläa bezeichnet. Die Gelehrten verlegen hierher das Ginaea des Josephus, andere suchen hier Sunem, wo der Prophet Elisa den Knaben seiner Wohlthäterin vom Tode erweckte. Der Ort hat eine Moschee und liegt recht freundlich in Maulbeer- und Granatenpflanzungen, Feigen- und Orangengärten, die von gelbblühenden Kaktushecken umgeben sind, und in denen sich auch einige Palmen erheben. Ein klarer Bach rinnt, aus dem Gebirge in schnellem Fall herabströmend, durch dieses kleine Eden, dessen Schatten uns so unwiderstehlich lockten, daß wir in einem der Gärten zu rasten beschlossen. Während der Dragoman hier das Frühstück bereitete, benutzten wir die Gelegenheit zum Baden, welche die hart an unserer Raststelle vorbeiführende steinerne Wasserleitung bot, um uns auf den heißen Ritt durch die Ebene Esdrelom oder Jesreel, die hier beginnt, gebührend vorzubereiten.

Die Ebene Esdrelom, von den Arabern Merdsch Ibn Amr genannt, ist ein weites, von Westen nach Osten laufendes Thal, welches im Süden von den Gebirgen Samarias und dem Karmel, im Norden von den galiläischen Bergen, Ausläufern des Libanon eingeschlossen wird. Jene sind die alttestamentlichen Berge von Gilboa, diese werden heutzutage als Dschebel Ed Dahi bezeichnet. Die Ebene hat, vom Mittelmeer bis zum Jordan reichend, eine Länge von etwa sechs und eine durchschnittliche Breite von zwei Meilen, und zerfällt in drei durch niedrige Hügelzüge geschiedene Arme. Außerordentlich fruchtbar, wird sie jetzt fast allein von wandernden Beduinen bewohnt, und nur hier und da sieht man Spuren von Ackerbau. In ihrem mannshohen Gras und Kraut weiden Rudel von Gazellen, bergen sich Leoparden. In den Sümpfen, die ihre Bäche bilden, wälzt sich der schwarze wilde Eber des Tabor und des Karmel.

Von den ältesten Zeiten bis auf den Feldzug Bonapartes nach Syrien war sie das große Schlachtfeld des Landes. Hier am Kischon, dem „Bach der Schlachten", schlugen Barak und Debora, die Jeanne d'Arc der altisraelitischen Richterzeit, an der Spitze der nördlichen Stämme Sissera, den Feldhauptmann des Königs von Chazor und seine neunhundert eisernen Kriegswagen. Hier erfocht Gideon den glänzenden Sieg über die Midianiter, das heißt über die Beduinenhorden, Sebas und Zalmunas. Und hier, im Angesicht der Berge von Gilboa, starb Saul, der erste König Israels, den Tod des Helden.

Noch ein zweiter König des hebräischen Volkes ließ hier, am Wasser Megiddo, das Leben, Josia, der sich dem Pharao Necho auf seinem Zug gegen Karchemisch in dieser Gegend unbesonnen entgegenstellte und von den Pfeilen der Schützen des Aegypters durchbohrt sein Unterfangen büßte. Die Kriege der Hasmonäer und Herodier tränkten diese Gefilde ebenfalls wiederholt mit Schlachtenblut. Endlich sahen auch das Mittelalter und die neue Zeit hier harte Kämpfe. In dem nordöstlichen Zweig der Ebene brachte am 5. Juli 1187 Sultan Saladin dem Kreuzfahrerheer König Veits von Lusignan die verhängnißvolle Niederlage bei, welche den Fall Jerusalems zur Folge hatte, und fast an derselben Stelle fand am 17. April 1799 das glorreiche Treffen statt, in welchem General Kleber mit 2300 Franzosen 25,000 Türken schlug.

Jetzt ist die Ebene der Weidegrund für den Beduinenstamm der Beni Saker. Da dieser sich wiederholt Räubereien erlaubte, so siedelte die Regierung hier den Stamm der Hauara an mit der Verpflichtung, das Land gegen die Plünderungen der Nomaden zu schützen. Allein diese neugeschaffnen Grenzer arteten bald aus und bekämpften zwar die Beni Saker, machten es aber im Uebrigen wenig besser als sie. Als darüber Klage einlief, wurden Abtheilungen kurdischer Baschibosuks hierher geschickt, die eine Zeit lang die Ordnung aufrecht erhielten, aber in den letzten Monaten ebenfalls in den Geruch geriethen, Mein nicht

von Dein unterscheiden zu können, so daß die Straße zwischen Dschenin und Nazareth für dreifach unsicher galt. Wir hörten später, daß wenige Tage vor unsrer Reise über die Ebene ein Gefecht zwischen den Kurden und den Beduinen stattgefunden, bei dem jene den Kürzern gezogen und mehre Todte gehabt hatten. Zum Glück erfuhren wir in Dschenin nichts davon, und so ritten wir mit ziemlicher Seelenruhe über die gefährliche Gegend hin; ja ich jagte, die langentbehrte Gelegenheit zu einem länger andauernden Galopp benützend, den Gefährten mehr als eine Stunde voraus. Mehrmals begegneten mir dabei bewaffnete Beduinen, aber sei es, daß sie den Werth des Revolvers kannten, den ich in der Hand hielt, sei es, daß sie überhaupt nicht zu Gewaltstreichen aufgelegt waren, alle erwiderten mein „Marhaba", und auch in den zahlreichen schwarzen Zelten, die rechts und links vom Wege, umgeben von weidenden Rindern, Schafen und Kameelen sich erhoben, regte sich nichts, was Befürchtungen von Feindseligkeiten gerechtfertigt hätte.

So gelangten wir, den schöngeformten Kleinen Hermon mit seinem weißen Weli*) und den ferner nach Nordosten hin sich als dunkele Kuppel aus der Fläche erhebenden Tabor rechts lassend, nach vier Stunden an das nördliche Ende der Ebene und in die Vorberge des Libanon, und als die Sonne sank, kündigte sich Nazareth durch fernes Glockengeläut an. Eine halbe Stunde später ritten wir in die Stadt hinein, die sich, von Oel- und Feigenbäumen umgeben, am Abhang eines ausgeschweiften Hügelrückens hinaufzieht und ein recht freundliches Bildchen giebt. Den Mittelpunkt derselben bildet das große lateinische Kloster, welches nach der Legende die Stätte des Hauses Josephs, des heiligen Zimmermanns und Nährvaters Jesu einnimmt. Es hat wie alle Klöster der Terra Santa hohe dicke

*) Er heißt jetzt Dschebel ed Duhi und ist keineswegs eine „wüste unförmliche Masse", wie Robinson sagt, sondern hat mit seinen drei Gipfeln große Aehnlichkeit mit dem Oelberg.

Mauern, die ihm das Ansehen einer Festung des Mittelalters geben. Etwas weiter oben liegt, von hohen Cypressen überragt, die Moschee der Stadt mit einem hübschen Minaret und einer Kuppel. Der Ort mag zwischen drei- und viertausend Einwohner haben, von denen die Mehrzahl, nach den vielen blauen und schwarzen Turbanen zu schließen, denen wir begegneten, sich zum Christenthum bekennt. Juden werden hier nicht gelitten; ja Auad meinte, es sei ihnen nicht einmal der Durchzug gestattet.

Wir stiegen in der Casa Nuova, der Pilgerherberge des lateinischen Klosters ab, wo wir zuvorkommende Aufnahme, trinkbaren Cyperwein und gute mit Mückennetzen versehene Betten fanden. Ein freundlicher gesprächiger Mönch, aus dem Römischen gebürtig, leistete uns beim Abendessen Gesellschaft und unterhielt uns durch naive Fragen über den Stand der Dinge in Italien. Wie alle Mönche der lateinischen Klöster Palästinas, mit denen ich verkehrte, war er stark östreichisch gesinnt und fest überzeugt, daß die Tedeschi, falls es zum Losschlagen käme, den Sieg behalten würden. Die Mehrzahl der übrigen Bewohner des gelobten Landes dachte anders, und selbst die Araber hatten, wie man sagte, die Ahnung des Gegentheils, vielleicht in Erinnerung an die Schlachten, mit denen „Abu Lion", der große Sultan der Franken, ihnen vor einem halben Jahrhundert die Stärke seines Arms bewiesen hatte.

Am nächsten Morgen besuchten wir das Kloster und die daranstoßende Kirche der Verkündigung, in welcher man gerade Messe las. Mit dem ersteren, in welchem 1859 vierzehn Mönche wohnten, ist eine Schule verbunden, in der Knaben der Stadt Unterricht im Arabischen und Italienischen, im Schreiben und Rechnen empfangen. Mehre derselben sahen wir in ihrem bunten orientalischen Anzug bei jener Messe als Ministranten thätig. Die Kirche ist eine der schönsten in Palästina. Sie besitzt eine Orgel und einige gute Gemälde, unter denen eine Mater Dolorosa und eine Verkündigung sich auszeichnen. Unter dem Hochaltar befindet sich eine Felsengrotte,

in welcher die Legende die Stelle erblickt, wo das erste Ave Maria gesprochen wurde. Sechzehn Marmorstufen führen hinab. Unten findet man einen kleinen Altar, neben welchem Säulen die Stelle bezeichnen, wo die heilige Jungfrau und wo der Engel der Verkündigung stand.

Ueber dieser Höhle sah man früher das Haus der Eltern Jesu, welches sich jetzt in Loretto befindet. Als Grund der Wegführung wird angegeben, daß die Mutter Maria gefürchtet habe, ihre Wohnung von den Sarazenen, die damals Nazareth mit einem Besuch bedrohten, verunehrt zu sehen. Doch trugen nach dem geschichtskundigen Frater, der uns führte, die mit der Wegtransportirung beauftragten Engel die santa casa nicht, wie man gewöhnlich hört, sofort nach dem genannten ostitalienischen Ort, sondern erst nach dem Castell Flumen in Dalmatien (wol Fiume in Kroatien), dann in einen Wald bei Recenati, hierauf nach einem Hügel vor diesem Walde, und erst als die beiden Brüder, denen die Stelle gehörte, sich über den Besitz zu streiten begannen, nach Loretto. Selbst das Jahr, in dem sich das Wunder begab, wußte unser gelehrter Cicerone zu nennen. Leider vergaß ich's aufzuschreiben. Die Sache scheint übrigens begründet; denn Auad, dessen Ansicht wir darüber einholten, hatte sie bei einem frühern Besuch im hiesigen Kloster sogar gedruckt gelesen.

Die erwähnte Grotte oder Höhle wird, da sie unmittelbar unter dem Hause war, als dessen Keller gedient haben. Daß Gabriel seine Brautwerbung gerade hier ausrichtete, ist, mit Respect vor dem himmlischen Würdenträger zu sagen, ein wenig geschmacklos und fast verdächtig, und so wird es vielleicht gestattet sein, der Meinung des hiesigen griechischen Klosters beizupflichten, welches die Stelle der Verkündigung in seine Kirche verlegt. Diese ist über dem Quell erbaut, welcher den sogenannten Brunnen der Maria, einen von Cactus umblühten alterthümlich geformten Marmortrog füllt. Ich denke dabei weniger an ähnliche Brunnenscenen im Alltagsleben, als an

etwas Anderes. Es scheint poetischer, die Begegnung der beiden heiligen Personen unter freiem Himmel, im Angesicht der aufgehenden Sonne und an einer Quelle, dem Symbol des Lebens, stattfinden zu lassen, als in einem Keller, wo einem sonst nur Erdwichtel, feurige Pudel und andere unheilige Fratzen erscheinen.

Die übrigen Merkwürdigkeiten Nazareths: die Werkstätte Josephs, die Synagoge, in welcher Jesus lehrte, der Felsen, von dem ihn die Juden herabstürzen wollten, die Kapelle, welche über der Stelle erbaut ist, wo er nach der Auferstehung mit den Jüngern gespeist haben soll, ließen wir unbesucht, da es uns nicht wie der großen französischen Pilgerkaravane, die Tags vorher hier gewesen, auf vollständige Ablese der Gnaden und Segnungen ankam, die mit den verschiedenen Legendenorten verbunden sind.

Schwerer fiel uns, daß wir den See Genezareth und den Tabor links liegen lassen mußten. Aber der Krieg rief in die Heimath, und wir hatten mit unsern Tagen zu geizen, wenn wir noch zu rechter Zeit nach Beirut gelangen wollten, um die nächste Fahrgelegenheit nach dem Norden zu benutzen.

So brachen wir von Nazareth nach Chaifa auf, um hier mit einer Besteigung des Karmel unsre Wallfahrt durch das heilige Land zu beschließen. Die Hitze war, als wir den kahlen Berg im Westen von Nazareth überstiegen, fast versengend, und man empfand hier wieder einmal recht von Grund aus das Treffende des Bildes vom Hirsch, der nach frischem Wasser schreit. Matt und welk ritten wir an dem Thal vorbei, in welchem, von einem reizenden Garten mit Palmen, Cypressen, Feigen- und Granatbäumen umgrünt, das Dörfchen Jaffa liegt. Ein vielgewundener Grund brachte uns wieder auf die große Ebne Jesreel hinaus, an deren Rand uns eine Karavane von Eseln begegnete, welche europäische Möbel nach Nazareth trugen. Auf der Fläche, die wir in südwestlicher Richtung überschritten, hatten wir mehrmals Sümpfe mit hohem Schilf zu passiren, welche von Quellen gebildet waren und an einigen Stellen in tiefe Wassertümpel übergingen. An der einen Quelle über-

raschten wir zwei niedliche Gazellen, die jedoch sofort nachdem sie uns erblickt, mit großen Sätzen davon eilten und bald in dem hohen Grase verschwanden. In der Mitte zwischen dem Punkt, wo wir die Ebne betraten, und der bewaldeten Erhöhung des Bodens, die, von den Vorbergen des Libanon herüberstreichend, das Gefilde von Norden nach Süden durchschneidet, berührten wir ein Dorf, welches, auf einem Schutthügel gelegen, mit seinen häßlichen Kothhütten, seinem Mangel an Baum und Strauch das Widerspiel zu dem zuletzt erblickten bildete. Bald nachher wurde jener Höhenzug erreicht, und ein schöner Wald von Steineichen nahm uns auf. Einer der größten Bäume gewährte uns eine Stunde lang Schatten, die Nachbarn spendeten frische Waldluft, welche auf den modrigen Dunst der Moräste, den wir in der letzten Zeit eingeathmet, besonders wohlthat, und als wir weiter zogen, wurde plötzlich zwischen den Wipfeln auf dem Kamme die blaue Linie des Mittelmeers sichtbar.

Wir stiegen auf der andern Seite der Hügelkette in die große Kischon-Ebne hinab, versuchten, aus dem Walde herausgetreten, wiederholt vergeblich die Rohrsümpfe zu durchreiten, welche die Ueberschwemmungen des Flusses hervorgerufen hatten, und wurden, als dies endlich auf Umwegen gelang, wieder von dem Flusse selbst aufgehalten, welcher, hier etwa halb so breit als der Jordan, von üppig wuchernden Oleanderbüschen umkränzt und beschattet, unter hohen steilen Schlammufern langsam dahin fließt*). Die Büsche standen in voller Blüthe. Sie trugen mehr Blumen als Blätter und ließen das vielgewundene Gewässer in der Ferne als ungeheure prächtig rosenrothe Schlange erscheinen. Selbst in Griechenland sah ich den Strauch nicht solchen überwältigenden Blüthenreichthum entwickeln.

*) Der Kischon, jetzt Mokotta genannt, entspringt am östlichen Fuß des Karmel. Wie andere Reisende seine Quelle an den Tabor verlegen konnten (vgl. Wiener, Bibl. Realwörterb. 1, 660) ist mir vollkommen unerklärlich, da ich ihn in diesem Falle beim Ritt von Dschenin nach Nazareth hätte passiren müssen, auf diesem Wege sich aber nicht das kleinste Bächlein zeigte.

Nach langem Suchen wurde eine Furt gefunden, und wir ritten nun auf den Fuß des Karmel zu, der mit seinen dunkeln Schluchten und seinen waldbewachsenen Gipfeln düstern Blicks auf die hellgrüne Ebne und den blumengeschmückten Fluß herniederschaut. Wie man beim Kischon nicht leicht an seinen alten Namen Megiddo, d. i. der Würger, Mörder, denkt, so erinnert auch der Karmel beim ersten Anblick nicht daran, daß sein Name Gottesgarten bedeutet. Er ist ein wilder, vielzerklüfteter Gebirgsstock mit einer Anzahl fast gleich hoher, die Höhe von etwa tausend Fuß über der See erreichender Gipfel, von denen einer südlich von Chaifa schroff und trotzig ins Meer hinaustritt. In seinen Eichen- und Pinienwäldern haust der wilde Eber, lauert der Panther und der kleine Leopard, den das arabische Landvolk der Nachbarschaft mit dem Namen Nimr bezeichnet. Dörfer finden sich nur an seinem Fuß. Weiter drinnen in den Bergen ist es so einsam wie in der Urzeit. Nur das Rauschen der Wipfel und der Wildbäche, die den Waldgründen entstürzen, wird hier gehört, und nur der schweifende Jäger oder der kräutersuchende Mönch betritt diese Wildniß.

Die Gestalt und die Lage des Karmel über der weiten blauen See weckt die Vorstellung des Erhabnen in ungewöhnlichem Grade, und so war er schon in grauen Zeiten ein heiliger Berg der Götter und Propheten. Hier stand ein Tempel des phönizischen Melkarth und ein Altar Molochs, des feurigen Sonnenkönigs, der später dem griechischen Zeus Raum geben mußte. Hier soll Pythagoras die Einsamkeit gesucht haben, und hier hauste unter Ahabs Herrschaft der Prophet Elias als Verbannter. Der Karmel war der Berg, wo der Nationalgott Israels auf des Propheten Gebet durch Blitzschlag den Beweis führte, daß er stärker als der fremde Eindringling Baal sei, und an seinem Fuß schlachtete Elias triumphirend die Priester des besiegten Götzen. Noch unter Vespasian befand sich auf einem der Gipfel des Karmel ein Heiligthum; denn es wird berichtet, daß dem Feldherrn hier bei einem Opfer seine Erhe-

bung zum Imperator verkündet wurde. Später erbaute die heilige Helena auf dem weithin schauenden Punkt eine Kirche, neben welcher in den letzten Jahren der Kreuzritterkönige von Barfüßermönchen eine Klostergemeinde gegründet wurde, die Sanct Elias zum Schutzpatron erwählte. Die Mönche lebten zuerst nach der Regel des Basilius und wohnten in Felsenhöhlen. Später aber vertauschten sie das griechische Ritual mit dem römischen, und um den Anfang des vorigen Jahrhunderts erbauten sie sich ein eignes Kloster. Als Napoleon 1799 das benachbarte St. Jean d'Acre belagerte, öffneten die Väter Carmeliter ihre Räume den Verwundeten des französischen Heeres, und dies führte den Untergang des Klosters herbei. Als die Armee der Franken abzog, erschienen die Türken auf dem Berge, ermordeten die kranken Soldaten, vertrieben die Mönche und verwandelten die Wohnung derselben in einen Trümmerhaufen. Dreißig Jahre später wurde das Kloster größer und stattlicher wieder aufgebaut und zwar durch den ausdauernden Eifer des Mönchs Giovanni Battista, der daraus die Aufgabe seines Lebens machte. Derselbe verschaffte sich in Konstantinopel Erlaubniß zur Wiederherstellung des Ordenshauses und später theils durch Betrieb von Mühlen am Kischon, theils durch Sammlung von Beiträgen in Europa die Mittel zur Verwirklichung seines Planes. Er bedurfte dazu mehr als eine halbe Million Franken. Aber er brachte sie zusammen. Elfmal durchzog der alte Mann die abendländische Welt, und jedesmal kehrte er reich unterstützt von dem damals, in der Restaurationszeit, herrschenden Geiste zu seinem Bau zurück, bis endlich das Werk dieser eisernen Beharrlichkeit, an dem sich unsre leicht ermüdeten, bald verzweifelnden Politiker ein Beispiel nehmen mögen, vollendet war.

Wir ritten von der Furt des Kischon in drei Stunden nach Chaifa. Bei dem Dorfe Schech Said, wo sich der klare Gebirgsbach Nahr Saadeh aus einer Schlucht hervordrängt, beobachtete ich zum ersten Mal die später in phönicischen Dörfern oft bemerkte Sitte des Landvolks, sich auf den Dächern seiner

Steinhäuser Sommerlauben von Zweigen zu bauen. Mehre dieser grünen Wohnungen waren sorgfältig beschnitten und mit regelmäßigen Thüröffnungen und Fenstern versehen. Man bringt in ihnen die heißen Monate zu, da sie den kühlenden Winden mehr Zutritt gestatten als die massiven Häuser. Der Gebrauch ist uralt; denn sehr wahrscheinlich war es eine solche Zweiglaube, in welcher Ehud den Moabiterkönig Eglon erstach.

Allmählig wurden nun die Gärten von Chaifa mit ihren Palmen- und Orangenhainen sichtbar, und auf dem Meer dahinter waren die Masten und Segel von Schiffen zu erkennen. Endlich ließen sich auch die gelbgrauen Häuser des Städtchens, sein Minaret und seine Kirche unterscheiden. Als wir vor das Thor kamen, ergoß sich aus demselben ein bunter Reiterzug. Es waren siebzig bis achtzig Beduinen: Männer, Greise und Knaben, alle bewaffnet, zum Theil mit Lanzen, zum Theil mit Säbeln und Karabinern, die meisten mit langen dünnen silberbeschlagenen Flinten, an denen kurze breite Bayonette von der Form steckten, die vor hundertfünfzig Jahren in Europa gebräuchlich war. Voran ritt ein prächtig gekleideter Schech, der einen grünen Turban und eine mit Gold benähte rothe Sammtjacke trug. Die Uebrigen nahmen sich weniger stattlich aus, alle aber tummelten ihre Pferde mit großem Geschick, und selbst die Knaben legten mit ihren Reiterkünsten, die sie beim Vorübersprengen zeigten, bei dem Leutnant und dem Wachtmeister Ehre ein.

Chaifa selbst bietet nichts Erwähnenswerthes. Es ist ein Ort, der, wie man an den vielen neuen Häusern sieht, erst in den letzten Jahren zu einiger Bedeutung gelangt ist. Außer Arabern und Türken wohnen hier auch Griechen und Armenier, ferner einige Italiener, die als Viceconsuln fungiren, endlich deutsche und englische Missionäre. Wir stiegen in der Locanda eines Griechen ab, deren Wirth eine Art Tabledhote eingerichtet hatte, die man als Versuch willkommen hieß, wenn sie auch mehr, als angenehm war, verrieth, daß solche Pflanzen in diesem Boden nicht gedeihen.

Vor dem Essen wurde ein Ausflug nach dem Karmelkloster gemacht, welches eine halbe Stunde südlich von der Stadt auf der Höhe liegt. Der Weg ging zuerst über die Ackerfelder der Strandebne, dann durch Olivenpflanzungen aufwärts. An mehren Stellen bemerkte ich in der Felsenwand links neben dem Pfade Höhlen und Grotten, welche Spuren des Meißels zeigten. Endlich kamen wir vor dem Klosterthor an. Im Hofe empfingen uns drei mächtige Doggen, auf deren Gebell ein Mönch erschien, der uns in das Innere des Hauptgebäudes und später auf das platte Dach führte. Als er hörte, daß wir Deutsche seien, verließ er uns auf einen Augenblick, und ein Weilchen darauf erschien ein anderer Frater, der uns zu unsrer nicht geringen Verwunderung in gutem Oestreichisch anredete. Wir fragten nach seinem Namen und erfuhren, daß er hier nur Fra Giovanni genannt werde, aber früher — „in der Welt", sagte er — Johann Zwittlinger geheißen habe. Er war aus einem deutschböhmischen Landstädtchen gebürtig und, wenn ich mich recht entsinne, seines Zeichens Tischler. Schon sechs Jahre lebte er hier auf dem Berg des Elias, und nur selten hatte er in dieser Zeit seine Muttersprache gehört, auch hatte er keine Hoffnung, die Heimath wiederzusehen, da es in Deutschland keine Karmeliter giebt. Indeß sollte er wenigstens nach Europa zurückkehren, da sein Prior ihn im nächsten Jahr nach Rom zu schicken beabsichtigte. Er führte uns, nachdem wir die herrliche Aussicht von der Plattform des Klosters zur Genüge genossen, zunächst über lange sauber gehaltene Corridore, dann Treppe auf Treppe hinab in die Kirche. Dieselbe ist mit einer Kuppel überdacht, durch die sie ihr Licht erhält, an den Wänden herrscht ein grelles Gelb und Blau vor, der Fußboden besteht aus Marmortafeln. Man fragte uns, ob wir das Altarbild zu sehen wünschten, und als wir dies bejahten, zündete ein andrer Mönch die Kerzen auf dem Altar an und zog an einer Schnur den Vorhang auf, welcher das Bild verhüllte. Ich hatte ein Gemälde

erwartet und war deshalb ein wenig betroffen, als ich nur eine große Holzpuppe mit einem nichtssagenden Modejournalgesicht und einem weißen goldgestickten Seidenkleid vor mir sah, die eine ebenso angeputzte kleine Puppe auf dem Arme hatte. Es war die gebenedeite Mutter Gottes mit dem Kinde. Beide Puppen trugen große plumpe, von Edelsteinen schimmernde Kronen. Unter dem Altar zeigte man uns die Grotte, in welcher Elias gewohnt haben und von Jehovas Raben mit Speise versorgt worden sein soll. Unser Deutschböhme berichtete, daß es tiefer unten am Berge noch eine zweite Höhle des Elias gebe, nach welcher auch Moslemin zu gewissen Zeiten wallfahrten, indem sie glauben, daß ein Gebet in derselben heilsame Wirkung habe.

Interessant war noch der Besuch in der Apotheke des Klosters, mit dem wir unsre Wanderung durch das Gebäude beschlossen. Der Frater, der dieselbe verwaltete, erwies sich als lustiger Patron, der die spashaften Streiche, die er als Offizier der römischen Schweizergarde getrieben, nicht vergessen hatte, uns die Hände voll wohlriechenden Karmelitergeist goß und uns dann eine Art frommen Grogs bereitete, bei dem wir ihm von europäischer Politik, Oestreichern, Franzosen und Sardiniern erzählen mußten.

Nachdem wir im Garten des Klosters noch die kleine Pyramide in Augenschein genommen, welche sich über der Asche der 1799 hier ermordeten französischen Militärs erhebt, nahmen wir Abschied von unsrem freundlichen Fra Giovanni und gingen hinaus vor das Thor, um noch einmal die Aussicht zu genießen, welche das Vorgebirge gewährt. Man steht hier ungefähr siebenhundert Fuß über der See und etwa fünfhundert unter dem höchsten Gipfel des Karmel. Auf dem Meer bemerkten wir nur die Segel einiger Küstenschiffe. Im Süden fesselten den Blick die Ruinen der Burg Athlit, des alten Castellum Peregrinorum, auf dessen Zinnen noch geraume Zeit nach dem Fall von Ptolemais, der letzten größern Zufluchtsstätte des Christenthums in Palästina, das

Panier der Kreuzritter flatterte. Im Norden schimmerte über der schöngeschweiften Bucht von Chaifa die Stadt St. Jean d'Acre mit ihren weißen Minarets vom rothen Schein des Abends angestrahlt. Dahinter dämmerte bläulich weiß über einer zweiten Einbiegung des Meers das Vorgebirge der Tyrischen Leiter, jetzt prosaischer Capo Bianco genannt. Im Nordosten endlich thürmten sich Gipfel an Gipfel, graublau, zum Theil noch mit Schnee bedeckt, die gewaltigen Massen des Libanon empor.

Mit diesem Blick nahmen wir Abschied vom heiligen Lande. Am nächsten Morgen betraten wir, aus dem Boote des Fährmanns steigend, der eine Viertelstunde nördlich von der Stadt die Reisenden über den Kischon setzt, den Boden Phöniciens. Die Legende, die uns bis hierher begleitet, blieb am jenseitigen Ufer zurück. Wir waren wieder auf dem Gebiet der Profangeschichte.

Immer hart am Meeresufer hinreitend, dessen Brandung die ganze phönicische Küste mit einem breiten Bande gelben Sandes besäumt hat, gelangten wir nach drei Stunden an den Belus, einen klaren seichten Fluß, an dessen Mündung die Sage des Alterthums die Erfindung des Glases verlegt. Der Weg war mit Massen von kleinen Muscheln und vielen ans Land geschleuderten Fischen, namentlich Rochen, bedeckt. Mehrmals sahen wir Gerippe von gestrandeten Schiffen, halb im Schlamm begraben, Zeugen der ungemein gefährlichen Brandung, die an diesen Gestaden tobt. Acca oder St. Jean d'Acre mit seinen Festungswerken und seinen vier weißglänzenden Minarets blieb unbesucht. Es liegt auf einer sandigen Landzunge eine halbe Stunde nordwestlich vom Ausfluß des Belus und hat nichts Merkwürdiges als eine große malerisch mit Gesträuch bewachsene Wasserleitung, unter deren Bogen die Straße nach Sur hindurchführt. Die breite Ebne zwischen der Stadt und dem

östlich von derselben hinstreichenden Höhenzuge, der den Namen Dschebel Tarschi führt, ist, wo der Sand aufhört, wohl angebaut und mit schönen Gärten bedeckt, in denen sich prächtig angelegte, aber meist ziemlich verfallne Landhäuser zeigen. Nach dreistündigem Ritt über die Fläche hatten wir auf beschwerlichem Kletterpfad das Vorgebirge Na'urah zu übersteigen, jenseits dessen sich wieder eine breite Ebne öffnet. Die letztere ist nur gegen das Gebirge hin angebaut und hat nicht ein einziges Dorf aufzuweisen. Dagegen ziehen sich an den Berghängen häufig große Dörfer hin, die großentheils von Motuwalis, fanatischen Schiiten, bewohnt sind, und etwa eine halbe Stunde von dem genannten Kap finden sich an einer Stelle, welche unser Maronit mit dem Namen Om El Amud d. i. Mutter der Säulen bezeichnete, die Trümmer einer Stadt, die eine beträchtliche Ausdehnung gehabt haben muß: zwei hohe Säulen jonischer Ordnung, Säulentrommeln, Architravstücke, Mauerquadern, Grabhöhlen u. s. w.

Eine Stunde von hier wurde in dem Oertchen Skanderun, wo ein schöner Quell ausgedehnte Gärten bewässert, Rast gehalten. Wir trafen hier die französische Pilgerkaravane gelagert, die, aus etwa vierzig Herren mit zahlreicher Dienerschaft bestehend, ihren Rückweg nach Europa über Beirut zu nehmen gedachte. Es waren meist junge Leute aus legitimistischen Familien. Der Führer trug die schwarze Soutane der Geistlichen, die übrigen hatten sich mit französischer Liebhaberei an theatralischem Putz durch weiße Beduinenmäntel, buntbetroddelte Kopftücher und farbige Schärpen in halbe Orientalen umgewandelt.

Als wir weiter ritten, begegnete uns Europa noch in einer andern Gestalt. Wir hatten gerade ein Wäldchen von Granat- und Maulbeerbäumen hinter uns gelassen, als wir zwei Fußwandrer eilenden Schrittes auf uns zukommen sahen. Sollten das nicht deutsche Handwerksburschen sein? Der Ranzen, der gewundene Knotenstock des einen, der Staubkittel des andern — und jetzt blieben sie stehen und zogen die Hüte

— sicher, um zu fechten. Und so verhielt sichs in der That. Nachdem ihr Gesuch erfüllt worden, erfuhren wir, daß der eine ein Bruder Schwabe, der andere ein Bruder Schlesinger sei, daß sie von Beirut kamen und nach Jerusalem wollten, „um sich den Tempel Salomonis anzusehen". Wunderliche Käuze! Der eine hatte sich den Fuß wund gelaufen, die Sonne brannte wie Feuer vom Himmel hernieder, aber als sie vernommen, daß ein Stück weiter eine zahlreichere Gesellschaft von Europäern zu finden sei, hinkten sie munter vorwärts, und ihre gute Laune machte sich, gehoben durch die Aussicht auf eine reiche Ernte von Piastern, in einem lustigen Liedchen Luft.

Kurz nach dieser Begegnung überschritten wir auf einer vielgewundenen Kunststraße ein zweites Vorgebirg, das obengenannte Capo Bianco, arabisch Ras El Abiad, d. i. Weißhaupt genannt von den Kreideklippen, die sich hier gegen dreihundert Fuß über dem Meere erheben. Die Partie ist von wilder Schönheit. Die Felsen sind von der Brandung, die in den seltsamsten Tönen unten braust und grollt, zu den barocksten Formen zernagt worden. An den Klippen hängt langbärtiges Moos. Massen von Tang treiben, mit Gisch und Schaum gemischt, vor den Grotten in der Tiefe umher. Im Süden sieht man noch einmal den blauen Karmel, im Norden breitet sich die Ebene von Sur unter den Schneegipfeln des Libanon aus. Das Gesträuch an den Berghängen folgt mit dem Wachsthum seiner Stämme und Zweige der an dieser Küste vorherrschenden Windrichtung, die es so niedergebeugt hält, daß jeder einzelne Busch eine förmliche kleine Laube bildet.

Wir hofften Sur, wo sich eine Locanda befindet, noch vor Thorschluß zu erreichen, aber die Stadt, die bei der klaren Luft dieses Himmelsstrichs von der Höhe des Caps nicht viel über eine Meile entfernt schien, liegt in Wirklichkeit fast zwei Meilen von da. Der Abend überraschte uns auf halbem Wege, und der Dragoman gestand jetzt, daß die hier hausenden Motuwalis berüchtigte Räuber seien. Wir ritten so rasch als unsre Pferde

laufen wollten, durch die Nacht, die allmählig so dunkel geworden war, daß wir nicht zwanzig Schritt weit sehen konnten. Endlich wurde das Terrain vor uns buschig und hinter den Büschen rauschte es wie ein Wasserfall. Es war der Khan von Ras El Ain, und der Wasserfall die daneben befindliche Mühle. Lange suchten wir in der Finsterniß vergebens nach einer Furt, der wir hätten trauen mögen. Zuletzt gelangten wir durch eine Baumpflanzung und unter einem mit Schlingpflanzen überwucherten Gewölbe hindurch vor die Mühle, an welcher drei mehlige Turbanträger um ein Feuer aus Strauchwerk saßen, und dann vor den Khan, dessen Wirth geraume Zeit warten ließ, ehe er auf unser Rufen öffnete. Seine Frau oder Magd, eine ungewöhnlich häßliche Schwarze, kochte Kaffee und Eier. Dann legten wir uns unter dem Vordach des Hauses zum Schlafen nieder. Früh von Fröschen geweckt, welche in Schaaren auf dem Platze vor dem Khan umherhüpften, zogen wir einem klaren Bach folgend, der eine Anzahl von Gärten bewässert, weiter, zuerst auf ein alterthümliches Kuppelgebäude zu, welches auf einer Höhe liegt und das Grab eines Heiligen einschließt, dann links über tiefen Sand hinüber nach Sur.

Sur bedeckt die Stelle, wo Tyrus stand, das London der altsemitischen Welt. Als tausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung König Hiram hier gebot, war die Glanzperiode der Stadt. Der Handel derselben hatte sich über die ganze Westhälfte des Mittelmeeres ausgedehnt, und vom Hafen Ezeongeber befuhren die Schiffe des phönicischen Herrschers das Rothe und wahrscheinlich auch das indische Meer. Von Spanien kamen Silberflotten so reich beladen wie die, welche später von Peru nach Spanien gingen, von Ophir Geschwader mit Gold nach der großen Kaufmannsstadt unterm Libanon. Ueber die Oase von Thadmor gingen die Karavanen des tyrischen Landhandels bis Karchemisch am Euphrat, andere Straßen des mercantilen Verkehrs verzweigten sich bis hinab in das glückliche Arabien, wo die

Königin von Saba ein reiches Volk beherrschte. Allenthalben an den Küsten Europas und Afrikas hatte der phönicische Handel Colonien, Factoreien, Comptoire und Magazine. Sehr bedeutend waren die Fabriken von Tyrus, seine Glasmanufacturen, seine Silberschmieden, seine Purpurfärbereien, weithin berühmt und gesucht seine Bauleute.

Die Stadt zerfiel in eine ältere Hälfte, die auf einer vorspringenden Landzunge des Festlands sich ausbreitete, und in eine Neustadt, die auf zwei durch einen Damm verbundenen Inseln vor jener lag. Die Altstadt zog sich fast eine Meile am Ufer hin, die Neustadt, welche sehr eng gebaut war, hohe Häuser hatte und gegen das Land hin durch Mauern von 150 Fuß Höhe geschützt wurde, hatte einen Umfang von einer halben Meile. Hier befanden sich zwei Häfen, einer im Norden und einer im Süden, bei dem sich die Schiffswerfte erhob, der Königspalast und die Tempel des Melkarth und der Astarte, strahlend von Gold und köstlichen Steinen, bewohnt von zahlreichen Priestern und Hierodulen.

In dieser Gestalt erhielt sich die Handelsmetropole Vorderasiens Jahrhunderte hindurch. „Wie Wolken," sagt der Prophet, „wie Tauben zu ihren Häusern fliegen die Schiffe von Tarschisch, die Schiffe von den Inseln daher. Die Menge der Kameele und Dromedare kommt aus Midian und Epha, und aus Saba bringen sie Gold und Weihrauch."

Und an einer andern Stelle heißt es: „Du wurdest sehr mächtig, Tyrus, inmitten der Meere. Lyder und Lybier dienen in dir als Kriegsleute. Schilde und Helme hängen sie an deine Mauern. Deine Heeresmacht steht rings auf den Wällen, und Gewaltige sind auf allen deinen Thürmen. Tarschisch verkehrt mit dir, mit Silber, Eisen, Zinn und Blei erfüllt es deine Märkte. Javan (Jonien), Tubal und Mesech (Länder am Schwarzen Meer) sind deine Handelsfreunde, mit Menschenseelen und Erzgeräth treiben sie Tausch mit dir. Die aus dem Hause Thogarmas (Armenien) bringen Rosse und Maulesel auf deine

Messen. Die Söhne Dedans (Araber am persischen Golf) sind deine Handelsfreunde, sie bringen dir als Gaben Elfenbein und Ebenholz. Syrien steht im Verkehr mit dir wegen der Menge der Waaren, die du erzeugst, es kauft auf deinen Märkten Smaragden und Purpurgewänder, Stickereien, feine Leinwand, Korallen und Agate. Juda und das Land Israels sind deine Abkäufer, sie bringen dir Weizen und Backwerk, Honig und Oel und Balsam. Damaskus führt dir Wein von Helbon und weiße Wolle zu. Glänzendes Eisen, Cassia und Kalmus kommen auf deine Märkte, Arabien und die Fürsten von Kedar besuchen sie mit Heerden von Schafen und Widdern und Ziegen. Haran und Kanneh und Eden (Mesopotamien), die Kaufleute von Scheba, Assur und Chilmad treiben mit dir Handel in allerlei Dingen, kostbaren Gewändern, blauen und gestickten, Kisten voll Brocat, mit Stricken gebunden und von Cedern gemacht. Die Schiffer von Tarschisch sangen von dir auf deinem Markte, und so wurdest du gepriesen inmitten der See."

Und wieder an einer andern Stelle lesen wir von der Gestalt der Stadt: „Deine Baumeister haben Dich zur vollendeten Schönheit gemacht." Und von der Pracht der Schiffe heißt es: „Ihre Borde sind von Cypressen und ihre Masten von Cedern des Libanon. Aus den Eichen von Basan machen sie ihre Ruder, aus Elfenbein ihre Bänke. Feines Leinen mit Stickerei aus Aegypten hissen sie als Segel auf, blauen und rothen Purpur aus Elischa (Elis) breiten sie als Dach darüber".

Inmitten aber der „kronenspendenden Stadt, deren Kaufleute Fürsten und deren Händler die Geehrten der Erde waren", thronte „wie ein Gott auf einem Götterstuhl, wie in Eden, dem Gottesgarten, der König mitten im Meer. Edelsteine waren sein Baldachin, Karneol, Topas und Diamant, Karfunkel und Gold, und an sich trug er die Kunstwerke seiner Geschmeidekasten. Seine Kleider dufteten von Myrrhen und Aloe und Kassia, in Elfenbeinpalästen erfreute ihn das Harfenspiel.

Königstöchter waren seine Kammerdamen, zu seiner Rechten stand die Königin in Gold von Ophir. In golddurchwobnem Gewande, auf schön gewirkten Teppichen wurde sie ihm zugeführt, Jungfrauen, ihre Gespielinnen, in ihrem Gefolge."

An diesen Preis der tyrischen Königsstadt knüpften die Propheten Ahnungen von Unheil und Weissagungen gänzlichen Unterganges. Allein es hat lange gewährt, ehe sie sich erfüllten. Nebukadnezar belagerte Tyrus, gewann aber nach dreizehnjähriger Belagerung nur die schwächere Altstadt. Alexander nahm auch die Inselstadt ein und ließ zweitausend der Besiegten kreuzigen und den Rest in die Sklaverei verkaufen. Aber schon nach wenigen Jahrzehnten hatte das zähe Volk sich wieder erholt, und wenn auch der Handel sich allmählig von hier nach Karthago zog, war Tyrus doch noch zu Strabos Zeit eine große und reiche Stadt, die namentlich durch ihre Purpurfärbereien Bedeutung hatte.

Jetzt ist Tyrus ein stilles Städtchen von etwa viertausend Einwohnern, die größtentheils Motuwalis sind. Von der Altstadt ist nur eine Anzahl von halbzerstörten Grabmälern übrig. Sie wurde von Alexander niedergerissen und mit ihrem Schutt ein Damm nach der Inselstadt hinüber gebaut. Die Südhälfte der letzteren ist theils Schafweide, theils nackter Fels, theils Begräbnißplatz der heutigen Stadt. Der nördliche Hafen ist zusammengeschrumpft und versandet, der südliche ganz verschwunden. Wo einst Hunderte von Schiffen ankerten, sieht man jetzt nur einen oder zwei kleine Küstenfahrer, die Libanontabak und Holzkohlen laden. Die Stätte der Tempel, des Königspalastes ist schwerlich mit dem Grabscheit, geschweige denn mit dem Auge zu finden. An die Purpurfabriken erinnern nur noch die Purpurschnecken, welche die Brandung gelegentlich an das Gestade wirft. Nur das Mittelalter hat in den Ruinen einer gothischen Kirche ein Zeugniß zurückgelassen, daß Tyrus noch in dieser Epoche wohlhabend und strebsam war.

Beim Weiterritt passirten wir eine Stunde nordöstlich von

der Stadt an dem im Gebirge gelegenen Dorfe Hanajeh vorüber, in dessen Nähe sich die Nekropole von Alttyrus befindet. Während der Dragoman in Sur zurückgeblieben war, um Proviant zu kaufen, versuchte ich mit dem Maroniten das sogenannte Grab Hirams und die ägyptische Gedenktafel aufzufinden, die hier zwischen den Felsen zu sehen sein soll. Ich entdeckte zuerst nur einige Felsenkammern, welche Leichen enthalten haben mögen, dann aber auf einer Anhöhe, von Gestrüpp umgeben, ein längliches Viereck von Quadern, etwa 15 Fuß hoch und 24 Fuß lang, unten von einem breiten Rande oder einer Stufe umgeben und oben nach Osten hin abgeschrägt. Von Skulpturschmuck war nichts zu entdecken, ebensowenig von Inschriften. Ob das Bauwerk das genannte Grabmal ist, weiß ich nicht zu sagen. Länger zu suchen schien nicht gerathen, da mein Begleiter Zeichen von Aengstlichkeit gab und alle diese Gegenden wirklich stark im Geruch stehen, von einsamen Reisenden gewaltsam Tribut zu erheben.

Wieder in die Ebne hinabgestiegen, gelangten wir nach einer halben Stunde an ein breites buschreiches Thal, aus dem ein großer klarer Fluß, der Litany oder wie er in seinem untern Lauf genannt wird, der Aschmijeh hervorströmt. Es war der größte Fluß, den ich bisher seit dem Jordan in Syrien gesehen, und jetzt mit einer Fülle blühender Oleandersträucher geschmückt. Wir überschritten ihn auf einer hochgewölbten Bogenbrücke, nicht fern von der sich die Trümmer eines mittelalterlichen Kastells zeigten. Nachdem wir einen Bergvorsprung überklettert, der den Fluß auf der rechten Seite bis nahe ans Meer begleitet, kamen wir in eine wüstliegende Strandebne, auf der wir links vom Wege mehre Pfeiler bemerkten, die der Rest eines alten Bauwerks zu sein schienen. Weiterhin passirte unsere Karavane besser angebaute, von mehren schönen Gebirgsbächen durchrauschte Gegenden, in denen die Dörfer bis in die Ebne herabstiegen, und etwa fünf Stunden nachdem wir den Aschmijeh überschritten, langten wir vor den Thoren des hochgebauten, von dichten

grünen Baumgärten eingefaßten Saida an, welches nach Beirut unzweifelhaft die volkreichste und anmuthigst gelegene Stadt dieser Küste ist, wenn es auch wol keinen Vergleich mit dem alten Sidon aushalten würde, dessen Stätte es einnimmt. Letzteres fiel im Alterthum durch Artaxerxes den Dritten. Als die Bürger sich den Stürmenden gegenüber verloren geben mußten, verbrannten sie sich selbst nach altsemitischer Sitte mit Weib und Kind. Im Mittelalter kam die Stadt, die sich auf dem Schutt der alten erhoben, in die Gewalt der Kreuzfahrer, die hier verschiedene Festungswerke anlegten und eine vor dem Hafen befindliche Klippe mit einem Kastell krönten, in welchem jetzt ein Theil der türkischen Garnison liegt. Im siebzehnten Jahrhundert hielt hier der prachtliebende und kunstsinnige Drusenemir Fachr Eddin Hof.

Wir blieben die Nacht in dem lateinischen Kloster, einem großen massiven Gebäude, dessen vierseitiger Hof mit Arkaden eingefaßt ist, welche offne Gänge tragen. Gastfreundschaft wie in den palästinensischen Klöstern war hier nicht zu finden, auch nicht für Bezahlung. Man wies uns in ein dunkles Gemach im zweiten Stock, über welchem eine Art Firma mit dem vielverheißenden Wort „Hotel" hing. Das Zimmerchen hatte an Geräth nur einen wackeligen Tisch und zwei Pritschen und schien seiner Zeit als Gefängniß gedient zu haben. Von Speise und Trank war keine Rede. Indeß machte Auad eine Küche ausfindig, verschaffte sich Brot und einige Eier sowie eine Flasche Cyper, und so war wenigstens dem Nothwendigsten abgeholfen. Aus etlichen Brettern wurde eine dritte Bettstelle zu Stande gebracht, und da man nach neunstündigem Ritt unter syrischer Sonne in Betreff des Schlafens mit dem Wo und Wie nicht wählerisch ist, so war alle Unbequemlichkeit dieses Unterkommens bald in den Armen des Schlummers vergessen.

Am nächsten Tage nahmen unsre Strapatzen ein rasches Ende. Zuerst am Strande hin, dann weiter landeinwärts und höher über der See ritten wir in etwa drei Stunden bis an

den Nahr El Auwaleh, den größten Strom dieser Gegenden, der sich, von dichtem Gebüsch eingefaßt, aus einem breiten Thale hervordrängt und in mehre Arme getheilt dem Meer zufließt. Das Gebirge zeigt hier zahlreiche große Dörfer, die meist von Drusen bewohnt sind, und sich inmitten der Terrassencultur, die sie mit ihren Feigen- und Olivenpflanzungen, ihren Weingärten uud Maulbeeranlagen umgiebt, ungemein behaglich und freundlich ausnehmen. Diese Cultur begleitet den Reisenden bis nach Beirut, welches wir vier Stunden nach unserm Aufbruch vom Nahr El Auwaleh erreichten, und wo wir in dem wohleingerichteten Hotel Bellevue außer der schönen Aussicht, welche die Firma verhieß, auch weniger ideale, aber für uns mit schönen Aussichten reichlich gesättigte Pilger erwünschtere Genüsse, z. B. eine wohlbediente Table d'hote mit angenehmer deutscher Gesellschaft, ein gutes Bad und ein comfortables Bett vorfanden und mit dem Eifer, den lange Entbehrung erzeugt, benutzten.

Der nächste Nachmittag brachte mich und den Leutenant, nachdem wir von dem getreuen Wachtmeister herzlichsten Abschied genommen, auf den russischen Dampfer Wladimir, mit dem wir nach Smyrna weitergingen, während unser Freund sich, zu welchem Zweck blieb Geheimniß, nach Aegypten zu begeben gedachte. Möge dem Guten die Reise leichter geworden sein, als die Tour von Thüringen nach Jerusalem.

XIII.

Jerusalem in der Zeit Jesu.

Wie wir uns das alte Jerusalem, in welchem Jesus auftrat, vorzustellen haben? — Ich antworte: zunächst und vor allem ähnlich wie das heutige nicht mit einem Heiligenschein, sondern einfach mit der Atmosphäre umgeben, die andere morgenländische Städte alter und neuer Zeit einfaßt. Im übrigen werden wir uns das Bild der Stadt, in welcher sich die Anfänge des Christenthums concentrirten, die Vorstellungen von ihrer Gestalt, ihrem äußern und innern Leben, ihrer Gesellschaft und ihrer Sitte musivisch aus den echt scheinenden größern oder kleinern Trümmersteinen zusammensetzen müssen, die wir in den heiligen sowie in den profanen Schriften jener Zeit verstreut finden. Etwaige Lücken wird uns der heutige Orient ausfüllen, da wir wissen, daß er in vielen sehr wesentlichen Dingen noch der damalige ist, und verweise ich, soweit im Folgenden das von dieser Seite gebotene Material zur Vervollständigung des Gemäldes unbenutzt blieb, auf die vorausgesandte Schilderung von Kairo.

Das alte Jerusalem lag im wesentlichen an derselben Stelle wie das gegenwärtige, nur wird man annehmen müssen, daß es, da das Areal des letzteren, selbst sehr dicht und mit sehr vielstöckigen Häusern bebaut, kaum mehr als fünfzigtausend Einwohner

fassen könnte, in jenem aber schon in gewöhnlichen Zeiten mehr als hunderttausend, und in den Wochen der großen Feste sowie bei Belagerungen sicher mehr als doppelt so viele Menschen lebten*) einen bedeutend größeren Raum einnahm, und daß, da im Osten, Süden und Südwesten die Natur einer starken Hinausrückung der Mauern Hindernisse entgegensetzt, die einstige Stadt sich vorzüglich nach Nordwesten und Norden weiter ausdehnte als die jetzige. Sodann war jene unzweifelhaft stattlicher, reicher und prächtiger, da mehre fürstliche Paläste, mächtige Thürme und Burgen, ein Theater und verschiedene andere große öffentliche Gebäude erwähnt werden, mit deren Beschreibung das, was sich jetzt von derartigen Bauten der Stadt sagen läßt, keinen Vergleich aushält. Endlich darf man sich wol auch die Umgebung des alten Jerusalem weniger öd und baumlos vorstellen, als die des heutigen, obwol es auch damals an Wasser gefehlt haben wird, um ausgedehnte Gärten anlegen und unterhalten zu können.

Die Stadt zerfiel in vier Haupttheile: Zion, die Oberstadt, Akra, die Unterstadt, Moriah, die Tempelstadt und Bezetha, die Neustadt, wozu noch die Vorstädte Bezetha und Ophel kamen. Zion umfaßte den ganzen Südwesten, das heutige Armenier- und Judenquartier, und war, auf dem höchsten von den Hügeln des Stadtareals gelegen, rings von Thälern, im Westen und Süden von dem des Gihon, auf den beiden andern Seiten von dem weniger tiefen, im Norden jetzt nicht mehr aufzufindenden Tyropäon umgeben. Akra nahm, auf und an einer halbmondförmigen Bodenanschwellung erbaut, den Nordwesten, etwa die Stelle des jetzigen Christenviertels und die westliche Hälfte des Türkenquartiers ein. Moriah begriff das Plateau und die Abhänge des östlich von der Unterstadt sich erhebenden Tempelhügels in sich. Bezetha lag im äußersten

*) Die betreffenden Zahlen bei Josephus sind jedenfalls Uebertreibungen.

Norden außerhalb der heutigen Stadtmauer und erstreckte sich mit der südöstlich sich anschließenden Vorstadt wahrscheinlich im Norden bis an die sogenannten Gräber der Könige, im Südosten bis an eine Linie, die man sich etwa vom jetzigen Stephansthor nach dem östreichischen Pilgerhaus gezogen denken kann. Die Vorstadt Ophel endlich befand sich im Südosten unter dem Tempelberge und über der Vereinigung der drei Thäler Tyropäon, Gihon oder Hinnom und Kidron oder Josaphat.

Das Ganze war, mit Ausnahme der Neustadt, von einer Mauer umschlossen, die mit ihren Zinnen und Brustwehren 25 Ellen*) hoch, an manchen Stellen bedeutend höher, durchschnittlich 10 Ellen dick und kunstreich in vorspringenden und zurücktretenden Winkeln angelegt war, so daß der angreifende Feind stets in den Flanken gefaßt werden konnte. Aehnlich gestaltete Mauern trennten die einzelnen Stadttheile von einander: eine schied, am nördlichen Schenkel des Tyropäon hinlaufend, Zion von Akra und Ophel, eine andere umgab den Tempelberg im Norden, Westen und Süden.

Alle diese Mauern waren von gewaltigen Werkstücken erbaut, die man mit Blei verkittet und mit eisernen Klammern an einander befestigt hatte. Ihre vorspringenden Winkel trugen mächtige Streitthürme oder Bastionen, welche die Mauer um 20 Ellen überragten, und deren man im Ganzen 74 zählte. Einige derselben zeichneten sich durch besondere Größe und Schönheit aus. Dahin gehörte zunächst der nach einem Freunde Herodes des Ersten benannte Hippikos, der am westlichen Eingang des Tyropäon stand, und von dem man wahrscheinlich in der heutigen Citadelle einen Rest vor sich hat. Derselbe war viereckig, jede Seite 25 Ellen breit, die Höhe 30 Ellen. Die Basis des Thurms war volles Mauerwerk, welches über ein Kellergewölbe gelegt war und nur von einer Wendeltreppe und

*) Die Elle des Josephus hatte 20, nach Andern blos 18 Zoll unsers Maßes.

Röhren zur Ableitung des von der Plattform aufgefangenen Regenwassers durchbrochen wurde. Auf diesem Sockel erhoben sich zwei Stockwerke, welche mehre reichverzierte Gemächer enthielten. In dem Gewölbe befand sich eine 20 Ellen tiefe Cisterne. Oestlich von da und gleichfalls unmittelbar über dem Tyropäon stieg der Thurm des Phasael empor, der, ebenfalls von Herodes erbaut und nach dessen Bruder benannt, einer der höchsten Thürme damaliger Zeit war. Auf einem Würfel von 40 Ellen Länge, Breite und Höhe erhob sich, mit Brustwehren umgeben, ein anderer von 10 Ellen Höhe, der einen dritten trug. Die obern Stockwerke enthielten Prachtgemächer, Bäder und anderes Zubehör eines Königspalastes. Das Ganze war 90 Ellen hoch und nach dem Muster des Pharos von Alexandrien, eines der sieben Wunder der Welt, erbaut, übertraf denselben aber an Höhe. Nicht weit von hier stand ein dritter Prachtthurm, nach Mariamne, der Gemahlin des Herodes getauft, 55 Ellen hoch, auf jeder Seite 20 Ellen breit und noch reicher mit Ornamenten und Prunkgemächern ausgestattet, als jene andern. Diese Thürme müssen, da die Mauer, auf der sie standen, 30 Ellen hoch war und außerdem über einen Hügel hinlief, von ferne betrachtet noch weit imposanter ausgesehen haben, als sie waren. Aber auch in der Nähe erweckten sie jedenfalls die höchste Bewunderung. Der Kern derselben war mit einem Mantel von weißen Marmorquadern umgeben, die von außerordentlicher Größe und so fest und ohne sichtbare Fuge mit einander verbunden waren, daß jeder Thurm wie ein einziger Stein aussah. Ihre Bestimmung war, als Vorwerke für den Palast des Herodes zu dienen, der sich südlich an sie anlehnte, zugleich aber wurden sie als Wohnungen für den Hof des Königs benutzt, wenn dieser in Jerusalem residirte.

Thore scheint das damalige Jerusalem zwölf gehabt zu haben, und zwar wird ein Thor der Heerden, ein Thal-, ein Fisch-, ein Brunnen-, ein Mist-, ein Pferdethor, ein Thor von Ephraim, ein Thor des Gefängnisses, ein Gerichtsthor, ein öst-

liches und ein altes, ein Thor Gennath sowie ein Thor der Essäer erwähnt. Das letztere wird in der Nähe des jetzigen Zionsthors gestanden, das Thor Gennath sich in der Mauer, welche die Oberstadt von der Akra trennte, zwischen dem Hippikos und dem Phasaelsthurm befunden haben, das Mistthor im Süden gewesen sein. Wo die andern sich öffneten, ist nicht mehr zu bestimmen.

Von besonderer Wichtigkeit unter den Festungswerken der Stadt war die Burg Antonia, ein starkes Fort, das, auf einem jähen 50 Ellen hohen Felshügel nordwestlich vom Tempelberg am östlichen Ende der Akra, also etwa hundert Schritt südlich von da lag, wo jetzt das östreichische Pilgerhaus steht. Der Felsgrund war abgeböscht und mit glatten Steinen belegt, die obere Fläche von einer 3 Ellen hohen Mauer umgeben, in deren Mitte ein dicker vierseitiger Thurm emporstrebte. Letzterer hatte in jeder Ecke einen kleineren Thurm, in der südöstlichen einen von 70, in jeder der andern Ecken einen von 50 Ellen Höhe. Die Bestimmung dieser Citadelle, die außerdem Wohnhäuser, Bäder, Säulengänge u. d. m. einschloß, war die einer Warte und Zwingburg vorzüglich für den Tempelberg, der zu Festzeiten auf seinem Plateau Massen von stets zu Aufruhr geneigtem Volke versammelte. In den Tagen Jesu lagen hier die Soldaten der römischen Garnison.

Sehr bedeutend scheinen die unterirdischen Bauten der Stadt gewesen zu sein, und vermuthlich waren besonders die ältern Quartiere von zahlreichen Wasserleitungen, Cisternen, heimlichen Gängen und einem Netz von Schleußen durchbrochen.

An größere öffentliche Plätze und breite Straßen wird nicht zu denken sein. Die Gassen Altjerusalems waren gepflastert, jedenfalls ebenso eng, krumm und dunkel wie die des gegenwärtigen und liefen, da die Senkungen zwischen den einzelnen Stadthügeln tiefer waren als jetzt, wo sie vom Schutt der Zerstörung durch Titus zum Theil ausgefüllt sind, sicher noch steiler bergauf und bergab als die heutigen. Straßenbeleuchtung mangelte

völlig. Mit der Reinlichkeit der Gassen und den Gerüchen in denselben wird es ebenso übel bestellt gewesen sein als jetzt. Die Privathäuser hatten großentheils mehre Stockwerke, waren in der Hauptsache aus Stein oder Lehmziegeln, in den obern Geschossen aber, da wiederholt von großen Bränden berichtet wird, wol auch von Holz gebaut, bisweilen getüncht und bildeten in der Regel ein Viereck. Die der Wohlhabenden umschlossen einen Hof, der, mit Galerien umgeben, gepflastert und mit Brunnen und Bäumen geschmückt, als Gesellschaftszimmer diente. Die Dächer waren flach, mit Ziegeln oder Estrich belegt und mit einer niedrigen Brustwehr eingefaßt. Man stieg zu ihnen außen am Hause auf Freitreppen empor. Die Fenster gingen ebenso oft auf die Straße wie auf den Hof und waren wie jetzt mit Holzgittern verwahrt. Es gab besondere Zimmer für die Frauen, die sich stets im hintern Theil des Hauses befanden. Vornehme hatten eigne Gemächer für den Winter, die man durch einen tragbaren Ofen oder großen Kohlentopf erwärmte. Der Fußboden der Zimmer bestand aus Gypsguß oder gebrannten Steinen. An Hausgeräth befanden sich in denselben Tische, Sessel, Sophas, die der Luxus geschmackvoll zu verzieren wußte, und die man mit Teppichen und Ruhekissen belegte, Leuchter, Trinkgefäße und vermuthlich auch Metallspiegel.

Die ältern Stadttheile waren die vornehmsten. In der Akra lag ein Schloß des Herodes, ein Palast der Fürsten aus dem Geschlecht der Hasmonäer, das Theater, ein Gebäude, in welchem man öffentliche Urkunden aufbewahrte, und vielleicht auch eine Anzahl Wohnungen, in welchen die Patrizierfamilien wohnten, aus denen die Hohenpriester genommen wurden. Ferner war hier zwischen der Terrasse des Hasmonäerschlosses (Xystos) und dem Westporticus des Tempelvorhofs, also im Südosten dieses Stadttheils, das Gebäude, in welchem sich das Sanhedrin oder der Hoherath versammelte, wenn er verhindert war, seine Sitzungen in den Galerien des innersten Tempelhofes zu halten. Später hatten hier auch die adiabenischen Fürsten

ein Schloß. Diese Paläste pflegten ein Rechteck von Gebäuden zu bilden, welches bisweilen in seinen Winkeln Thürme hatte und in der Regel einen Hof mit Arkaden und Säulengängen einschloß. Auf dem Zion befand sich ein Haus, in dem man Privatcontracte aller Art niederlegte*), und der neue Palast des Herodes, der von Josephus als ein Wunder von Größe und Pracht gepriesen wird. Derselbe war mit einer 30 Ellen hohen Ringmauer umgeben, die von Thürmen vertheidigt wurde. Die einzelnen Gebäude zeigten schöne Dachstühle und Schwibbogen, die von Säulen getragen waren. Im Innern sah man zahlreiche Gemächer mit kostbarem Gold- und Silbergeräth, Getäfel von seltnen Marmorarten und anderm Schmuck alter Königsburgen. Einige dieser Zimmer waren so geräumig, daß in ihnen gegen hundert jener Polsterkissen Platz hatten, welche die Alten bei ihren Mahlzeiten um die Tische legten. Außen befanden sich Lustgärten mit mannichfaltigen Bäumen und Büschen, Brunnen, deren Wasser aus Broncebildsäulen hervorströmte, und kleine Thürmchen mit zahmen Tauben, die um die Bassins hin und herflogen.

Bezetha scheint in der Zeit Jesu und später noch vorwiegend von Handwerkern und Kaufleuten bewohnt gewesen zu sein, und zwar hatten hier besonders die Woll- und Kleiderhändler, sowie die Arbeiter in Eisen und Erz ihre Werkstätten und Läden. Auch andere Berufszweige mögen in besonderen Gassen oder Basaren vereinigt ihre Waaren feilgehalten haben; wenigstens ist von einem Fleischmarkt und einem Käsemacherthal die Rede. Die eigentlichen Märkte aber befanden sich an den Thoren.

Wie zu Jesu Zeit jede größere Stadt Palästinas mehre Synagogen hatte, jede kleine wenigstens eine besaß, so hatte die Metropole des Judenthums deren eine außerordentlich große Zahl. Nach dem Talmud befanden sich deren in Jerusalem nicht weniger als 460, und das ist nicht unglaublich, da zugleich berichtet wird, daß jede Landsmannschaft und jedes Gewerbe

*) Josephus, Jüd. Krieg II. 17, 6.

hier sein Bethaus hatte, und da der Wille von zehn Familienhäuptern genügte, um ein solches Conventikel zu eröffnen. Errichtung und Unterhaltung der Synagogen lag der Gemeinde ob, doch ging beides zuweilen auch von Privatpersonen, selbst von Heiden, aus. Man versammelte sich hier an den Sabbathen und Festtagen, um sitzend und vermuthlich nach den Geschlechtern getrennt das gemeinschaftliche Gebet zu verrichten und die Vorlesung von Abschnitten aus dem Gesetz und den Propheten anzuhören, die einer aus der Versammlung erbaulich auslegte, worauf die Gemeinde von einem Priester, der jeder Zusammenkunft beiwohnen mußte, mit dem Segen entlassen wurde. Die Ausstattung der Synagogen, die man gern auf hochgelegnen Stellen erbaute, war sehr einfach und bestand nur in Sitzen, einer Lehrkanzel und einem Bücherschrank. Einen eignen Rabbiner hatten sie nicht, dagegen einen Archon, der über die Ordnung wachte, Aelteste, einen Vorbeter, der zugleich als Sekretär und Bote diente, einen Aufwärter, der den Saal zu öffnen, zu schließen und rein zu halten hatte, und dem wol auch die Pflicht oblag, die Geißelung zu vollziehen, welche in den Synagogen an ketzerischen Juden vorgenommen wurde.

Opfer konnten in den damaligen Synagogen so wenig wie in den jetzigen, sondern nur im Tempel gebracht werden, dessen Einrichtung wir jetzt betrachten wollen.

Der Tempel lag auf dem durch gewaltige Substructionsbauten gebildeten Plateau des Moriahhügels. Die größere Nordhälfte dieses Plateaus war durch hohe Mauern eingeschlossen, die an jeder der vier Seiten ein Stadium lang waren, und an denen sich innen Säulengänge hinzogen. Die vier Seiten entsprachen genau den vier Himmelsgegenden. Von den Gängen oder Galerien hatten die im Westen und Norden, sowie der im Osten, welcher die Halle Salomos hieß, drei Reihen Säulen, wogegen die Südgalerie, welche den Namen der königlichen führte, deren vier mit zusammen 162 Säulen besaß. Der Fußboden dieser Colonnaden war ebenso wie der ganze große

Platz, den sie einfaßten, mit farbigen Steinen gepflastert. Die Säulen, von Marmor und wol korinthischen Styls, waren 25 Ellen hoch und von verschiedenem Durchmesser, manche so dick, daß sie kaum von drei Männern umspannt werden konnten. Die Dächer, welche sie trugen, bestanden aus Cedernholz. In dieser äußern Mauer der Tempelstadt befanden sich, wie es scheint, acht Thore, über denen sich Thürme erhoben. Im Westen öffneten sich vier Thore, von denen eins der beiden nördlich gelegenen (vielleicht das, welches im Talmud Kiponos heißt) nach der Brücke führte, die sich hier über das Thropäon nach dem Xystus vor dem Hasmonäerpalast hinüberspannte. Im Norden war ein Thor Teri, welches indeß verschlossen gehalten wurde, im Süden ein großes Doppelportal, das den Namen Chulda führte. Das Hauptthor öffnete sich im Osten. Es hieß Susan und hatte bei sich den Tempelmarkt, auf welchem Opferthiere, Ochsen, Schafe, Tauben, ferner Oel, Mehl und Salz und wol auch Opfergefäße verkauft wurden, und wo sich die Tische der Wechsler befanden, welche mit dem zur Entrichtung der Tempelsteuer erforderlichen Geld handelten. Nach den Thoren im Osten und Süden müssen, da das Plateau des Moriah sich hier sehr bedeutend über seine Umgebung erhob, Rampen emporgeführt haben, und vielleicht ist der Ansatz zu einem Bogen oder Gewölbe, den man auf der Ostseite der heutigen Mauer, nicht weit von der sogenannten Säule Mohammeds bemerkt, der Rest eines solchen Anbaus.

Das große Rechteck, welches die Säulengalerien einschlossen, war das Forum von Jerusalem und als solches auch den Nichtjuden zugänglich, weshalb es als Vorhof der Heiden bezeichnet wurde. Innerhalb desselben, aber nicht in der Mitte, sondern mehr nach der Nordwestecke des Quadrats hin, erhob sich in Gestalt eines länglichen Vierecks, 500 Fuß lang und nicht ganz halb so breit, die Terrasse, welche das eigentliche Tempelgebäude trug. Dieselbe war unten auf der Fläche mit einem Steingitter eingefaßt, über das in gewissen Zwischen-

räumen Säulen emporragten, an denen griechische und lateinische Inschriften den Heiden das weitere Vordringen in das Heiligthum — nach Josephus bei Todesstrafe — untersagten. Das Tempelparallelogramm streckte sich von Osten nach Westen. Der Haupteingang befand sich auf der östlichen Seite. Hier führte eine Treppe von 14 Stufen zunächst nach einem Freiplatz oder Perron von 10 Ellen Breite. Von diesem stieg man weitere 5 Stufen zu einem Prachtportal empor, welches das schöne genannt wurde und in einen ersten Vorhof führte, der, als Durchgang für die Weiber dienend, die sich nach den für sie bestimmten Galerien über dem innern Hofe begaben, der Hof der Frauen hieß. Jenes Portal, neben dem sich im Süden und Norden noch andere Thüren öffneten, war mit zwei Säulen von 12 Ellen Umfang geschmückt und von einem Thurm mit Gemächern überragt. Die Thür desselben hatte zwei Flügel und war gleich denen der andern Pforten reich mit Gold und Silber beschlagen. Die Höhe dieser Thüren betrug 30, ihre Breite 15 Ellen. Der Weibervorhof war ringsum mit einfachen Säulenreihen eingefaßt, hatte in jeder Ecke einen vierseitigen Saal und bildete ein Rechteck, dessen Seiten jede 135 Ellen lang waren. Im Westen desselben stieg man auf 15 halbkreisförmigen Stufen nach einem zweiten Hauptportal empor, welches das Nikanorthor hieß und bei einer Höhe von 50 eine Breite von 40 Ellen hatte, und dessen Flügel aus korinthischem Erz gegossen waren. Durch die Pforte trat man in einen zweiten Hof, der dieselbe Breite wie der Weiberhof hatte, aber fast um die Hälfte länger als dieser war. Derselbe zerfiel in einen kleineren Vorplatz von nur 11 Ellen Tiefe, welcher für die dem Gottesdienst beiwohnenden Männer nichtpriesterlichen Geschlechts bestimmt war und der Vorhof Israels genannt wurde, und in den Hof der Priester, der, von jenem durch ein niedriges Gitter getrennt, in seinem Hintergrund den Tempel hatte, welchen er auf allen Seiten umgab. Die genannten beiden Höfe wurden gleich dem der Weiber von Säulenhallen eingefaßt, in welche verschiedene

Gemächer, eine Salz=, eine Holz=, eine Quellkammer, ein Zimmer, wo die musikalischen Instrumente der Tempelkapelle aufbewahrt wurden, die Bäckerei, wo man die Schaubrote bereitete, ein Stall für Opferthiere u. a. eingebaut waren. Im Süden lag der Saal, wo das Sanhedrin gelegentlich seine Sitzungen hielt.

Hinter dem Vorhof der Priester, der gleichfalls 11 Ellen Tiefe hatte, erhob sich zunächst der große 15 Ellen hohe und unten 50 Ellen ins Gevierte messende Opferaltar, eine aus unbehauenen Steinen errichtete Pyramide. Zur Rechten desselben standen Wasserbecken zur Reinigung der Opferstücken, ein großer Opfertisch von Cedernholz mit Marmorfüßen und mehre kleinere von Marmor, sowie einer von Silber. Von hier führte eine Treppe von 12 Stufen nach einer Terrasse, auf welcher der Tempel selbst lag. Das Material desselben war weißer Marmor mit reichster Vergoldung. Das Gebäude bestand aus einer Vorhalle, dem Heiligen, dem Allerheiligsten und einem kleinen Anbau im äußersten Westen, und hatte eine Länge von 100 und an der Vorhalle eine Breite von ebenfalls 100, weiterhin von 60 Ellen. Das Dach erhob sich giebelförmig bis zur Höhe von 100 Ellen über dem Boden, und auf demselben waren eine Anzahl von vergoldeten Eisenstäben angebracht, welche verhüten sollten, daß die Vögel, namentlich die für unrein geltenden Raben, sich hier niederließen und Nester bauten. Ringsherum lief eine Balustrade von Mannshöhe.

In die Vorhalle gelangte man durch ein im Osten befindliches Hauptthor von 70 Ellen Höhe und 25 Ellen Weite, das keine Thür hatte. Diese Halle zeigte innen eine Breite von 50, eine Tiefe von 20 und eine Höhe von 90 Ellen und schimmerte allenthalben an den Wänden von vergoldetem Cederngetäfel. Ein zweites kleineres Portal mit goldbeschlagnen Flügelthüren, welches stets offen stand, aber mit einem reichdurchwirkten babylonischen Byssusteppich verhangen war, und über dem eine ungeheure goldne Weinrebe mit Trauben von Menschengröße, das Wappenbild und Wahrzeichen der Stadt Jerusalem und

das Symbol des gesammten Volks Israel, hing, führte von hier in das Heilige, welches eine Breite von 20, eine Tiefe von 40 und eine Höhe von 60 Ellen hatte, und in dem sich ein goldner Leuchter mit sieben Armen, ein Altar zum Verbrennen von Weihrauch und ein goldner Tisch für die sogenannten Schaubrote befanden. Von hier endlich trat man durch ein drittes Portal, welches ebenfalls mit einem kunstreich gewirkten, mit Blumen und Säulenbildern geschmückten Teppich verhangen war, in das dunkle Allerheiligste, einen Saal, der 20 Ellen ins Gevierte maß und dieselbe Höhe wie das Heilige gehabt haben soll. Jener Vorhang zeigte wie der erste die altheiligen Farben: Dunkelblau, Purpurroth, Orangegelb und Weiß, die nach den damaligen Schriftgelehrten die vier Elemente: Luft, Wasser, Feuer und Erde bedeuten sollten; der von ihm verhüllte Raum des Allerheiligsten enthielt nach Josephus nichts und durfte nur vom Hohenpriester und auch von diesem jährlich nur einmal, am Versöhnungsfest, betreten werden.

An den Seitenwänden des Tempelgebäudes erhoben sich bis zur Höhe von 60 Ellen dreistöckige Anbauten, über dem Heiligen und Allerheiligsten befand sich ein oberes Geschoß, welches, jene Anbauten beträchtlich überragend, in verschiedene Gemächer mit unbekannter Bestimmung zerfiel.

Der Tempel enthielt einen sehr bedeutenden Schatz, der theils in dem Ertrag der von allen Israeliten zu entrichtenden Tempelsteuer, theils in Weihgeschenken bestand, die von reichen Juden und Proselyten und bisweilen selbst von heidnischen Fürsten gewidmet wurden. Eine Tempelbibliothek hat es sicher nie gegeben, doch scheinen schöngeschriebne Exemplare der heiligen Schriften hier aufbewahrt worden zu sein. Vielleicht ließen auch siegreiche Krieger hier ihre Waffen aufhängen, und von Herodes Agrippa wird berichtet, daß er die goldne Kette, die ihm der Kaiser Cajus geschenkt, und die so schwer war, als die unter Tiberius von ihm als Gefangnem getragne, in den Tempel gestiftet habe.

Zur Bewachung eines so ausgedehnten Gebäudes wie der

herodianische Tempel mit seinen Vorhöfen war, bedurfte es zahlreicher Mannschaft. Diese Tempelwächter wurden theils aus den Priestern, welche drei Posten auf der obern Terrasse besetzt hielten, theils aus den Leviten, welche in den untern Vorhöfen an einundzwanzig Stellen den Dienst versahen, genommen und standen unter einem Strategos oder Polizeidirector, dessen Würde die nächste nach dem Hohenpriester war und dem ein Sekretär zur Seite stand. Die Tempelpolizei hatte namentlich die Oeffnung und Schließung der ungeheuren Thore, welche jedesmal zwanzig Männer in Anspruch nahmen, zu besorgen und zu verhüten, daß der Tempelberg von jemand mit einem Stocke, mit einem Geldgürtel, mit Schuhen oder mit bestaubten Füßen, die obern Höfe von Unreinen oder Heiden, der Hof der Männer von Frauen und der innerste Hof von Laien betreten wurde. Auch war es untersagt, zur Abkürzung eines Weges den Durchgang durch die Räume des heiligen Berges zu nehmen.

Vermuthlich sollte der Tempel mit der Vertheilung seiner Höfe und Gebäude ein Symbol des Weltalls sein, woraus sich wol schon zu Jesu Zeit unter den erleuchtetern Juden die Idee entwickelt hatte, daß der eigentliche Tempel oder das Haus Gottes das Weltall sei. Doch hielt man allgemein auch dieses engere Haus Jahves sehr hoch und verwendete große Summen auf dessen Ausschmückung und den Glanz der hier nach dem Gesetz abzuhaltenden Feste, von denen die größeren die ganze Nation, so weit sie Palästina bewohnte, wenigstens alle Männer derselben, in Jerusalem vereinigen sollten.

Hauptfeste hatte man in jener Zeit sieben: das Pascha-, das Versöhnungs-, das Pfingst- und das Laubhüttenfest, ferner das Purim-, das Tempelweih- und das Holztragefest, außerdem wurden die Sabbathe und Neumonde gefeiert. Die Ceremonien jener Tage bestanden vorzüglich in Aufzügen, Opfern und Opfermahlzeiten.

Das Pascha, hebräisch Pesach, galt der Erinnerung an die

Befreiung der Nation aus der ägyptischen Knechtschaft. Es fiel in die Zeit kurz vor der Gerstenernte und soll zu (d. h. wohl in und bei) Jerusalem in den Tagen des Josephus über eine Million Menschen versammelt haben. Jeder Familienvater hatte an demselben im Vorhof des Heiligthums auf Moriah ein jähriges fehlerloses Lamm zu schlachten, welches ganz gebraten und dann zu Hause mit der Familie verzehrt werden mußte. Als Zukost aß man bittere Kräuter und ungesäuertes Brot. Die Theilnehmer der Mahlzeit trugen das Kostüm von Reisenden. Gesäuertes Brot während der sieben Tage, die das Fest währte, im Hause zu haben, war bei Todesstrafe untersagt. Die ganze Woche hindurch brachten die Priester im innern Tempel für das Volk Opfer von Thieren, und am zweiten Tage wurde durch das Opfer einer Erstlingsgarbe und eines Lammes die Ernte im ganzen Lande für eröffnet erklärt.

Sieben Wochen nach diesem Feste folgte Pfingsten, Hag Habbikkurim, das Dankfest für die Weizenernte, an welchem die religiöse Feier vorzüglich in der Darbringung zweier Brote aus neuem Weizenmehl, welche den Priestern zufielen, einem Dankopfer von zwei Lämmern und einem großen Brand- und Sündopfer bestand, woran sich fröhliche Gelage schlossen.

Das Versöhnungsfest, Jom Hakkippurim, auch Sabbath der Sabbathe genannt, galt der Reinigung der gesammten Nation von der während des Jahres begangnen Sünde und war, wie die christlichen Bußtage in älterer Zeit, ein allgemeiner Trauer- und Fasttag. Es wurde nach Beendigung der Getreideernte begangen. Der Opferdienst wurde an diesem höchsten aller Feste vorzugsweise vom Hohenpriester versehen. Derselbe ging, nachdem er sich gebadet und ein Gewand von weißem Byssus angelegt, mit einem Stier, der auf seine Kosten, und zwei Böcken, die aus öffentlichen Mitteln angeschafft waren, in das Heiligthum, wo er zuerst den Stier opferte und dann aus einer Urne die Loose zog, welche die Verwendung der Böcke bestimmten. Eins derselben trug die Aufschrift: „dem Jahve“,

das andere die Worte: „dem Asasel“. Der durch das erstere getroffne Bock wurde „für die Sünden des Volks“ geschlachtet und mit seinem Blut die Decke und der Boden des Allerheiligsten sowie der große Altar im Priesterhof besprengt, worauf man ihn vor der Stadt verbrannte. Der andere wurde, nachdem der Hohepriester die Hände auf ihn gelegt und für die Sünde des Volks Vergebung erfleht, über die Grenze gebracht und in die Wüste getrieben, vielleicht dem Wüstendämon Asasel überantwortet. Den Schluß der Feierlichkeit bildete ein Brandopfer, welches der Hohepriester, nachdem er sich nochmals gebadet und seine gewöhnliche Amtstracht angelegt, für sich und das Volk darbrachte. Das Fest umfaßte gleich dem vorigen nur einen Tag.

Dagegen erstreckte sich das Hag Hassukkoth oder Laubhüttenfest, welches fünf Tage später fiel, wieder über eine volle Woche. Zum Andenken an das Wohnen der Israeliten in Hütten während der Fahrt durch die Wüste eingesetzt, zugleich aber Dankfest für die Obst- und Weinernte, war es das heiterste aller jüdischen Feste. Die ganze Stadt schmückte sich mit Grün. Auf den Dächern und in den Höfen der Häuser, auf Straßen und Plätzen wurden Hütten aus Zweigen errichtet, die Festbesucher trugen in der linken Hand eine Citrone, in der rechten den Lulab, einen mit Weiden- und Myrthenlaub umwundenen Palmenzweig, und allenthalben schallte der Jubel fröhlicher Mahlzeiten. Die kirchliche Feier bestand in täglich sich wiederholenden Opferhandlungen und einer eigenthümlichen Libation, die am Morgen stattfand, und bei welcher ein Priester in einem Goldkrug Wasser aus der Quelle Siloah holte und es mit Wein gemischt unter Musik und Lobgesängen in zwei an der Westseite des Altars angebrachte durchlöcherte Schalen goß. Endlich kam dazu am Abend des ersten Festtags im Vorhof der Weiber eine Art Illumination, indem hier große Goldkandelaber angezündet wurden, zu deren Dochten man nach dem Talmud die abgetragnen Beinkleider der Priester verwendete,

und welche von fackeltragenden Männern unter Gesang und Musik umtanzt wurden. Die Ausgelassenheit, die an diesem Feste herrschte, bewogen Plutarch, dasselbe für eine Dionysosfeier zu erklären, und die beiden zuletzt geschilderten Gebräuche scheinen in der That Nachklänge einer Zeit zu sein, wo das Jahvethum noch mit Heidenthum gemischt war. Auch bei uns giebt es bekanntlich derartige aus dem Heidenthum stammende Bräuche, die von der Kirche geduldet, umgedeutet und in ihren Cultus aufgenommen worden sind.

Die drei andern Feste waren neuern Ursprungs und von geringerer Bedeutung. Das Purim feierte die Errettung der Juden von den Mordanschlägen des persischen Großwessirs Haman und wurde damit begangen, daß man in den Synagogen das Buch Esther verlas, worauf heitere Gelage folgten. Das Fest der Tempelweihe bezog sich auf die Vollendung des zweiten oder Serubabelschen Tempels; an dem des Holztragens hatte jedermann eine Tracht Holz nach dem Moriah zu führen, von welcher Zufuhr das immerbrennende Feuer des großen Altars im innersten Tempelhof unterhalten wurde. Welche Ceremonien damit verbunden waren, wissen wir nicht, doch ist anzunehmen, daß dergleichen sich daran knüpften. Uebrigens verging im Tempel kein Tag, an dem nicht zahlreiche Opfer, namentlich Reinigungsopfer stattfanden, und wenn man die ungeheuren Massen von Stieren, Widdern, Lämmern und Ziegen bedenkt, welche an den großen Festen hier verbluteten, wird man sich der Vorstellung nicht erwehren können, daß dieser Gottesdienst blutiger als ein modernes Auge ertragen würde, und der innerste Hof des Tempels einem Schlachthaus und einer Garküche ähnlicher gewesen sei, als irgend ein anderer uns bekannter.

Von fern soll das große Nationalheiligthum mit seinen Marmorwänden und seinen goldüberzognen Cedernbalken im Sonnenschein einen äußerst prachtvollen Anblick dargeboten haben. In der Nähe möchte wenigstens der Tempel selbst nicht völlig

mit unsern Begriffen von architektonischer Schönheit übereingestimmt haben und in verschiedenen Beziehungen mehr ein Ausdruck dessen, was das ganze jüdische Volk damals war, d. h. ein Gemisch orientalischen Barbarenthums und klassischer Schönheit, und zwar prächtig, aber wenig symmetrisch gewesen sein. Nur die vier gewaltigen Säulengänge des Vorhofs der Heiden, bei welchen der Erbauer durch keine nationale Zuthat gestört worden, werden einen reinen, ebenso anmuthigen als großartigen Eindruck gemacht haben.

Wir begeben uns jetzt durch das bunte Gewimmel von Priestern und Laien, Soldaten, Kaufleuten, disputirenden Gelehrten, Volksrednern, almosenheischenden Bettlern, Weibern, Sklaven und Opferthieren, das den aller Welt offnen untersten Hof erfüllt, hinab in die Stadt, um zunächst das äußere Leben und Treiben und dann die innern Zustände, die politischen und religiösen Verhältnisse des alten Jerusalem näher kennen zu lernen.

Das äußere Leben haben wir uns in fast allen wesentlichen Dingen wie das in einer heutigen arabischen Großstadt vorzustellen. Versetzen wir die Kaabah von Mekka nach Kairo und verwandeln wir die in der ägyptischen Hauptstadt wohnenden Franken in alte Römer und Griechen, die Nisamtruppen in römische Soldaten, den Pascha in einen kaiserlichen Landpfleger, so haben wir in jener Hinsicht das Jerusalem des Alterthums fast ganz wiedergewonnen. Wir hören von dem Menschengewühl in den Hauptstraßen dieselben semitischen Gurgeltöne, aus dem Summen der Menge dieselben schrillen Ausrufe, sehen dieselben bunten Trachten, dieselben Kameelkaravanen, Eselreiter und Maulthierzüge, dieselbe Prunkliebe wie denselben Schmutz und Verfall, fast dieselbe Mischung der Völkertypen, dieselben verschleierten Frauen wie in der Chalifenstadt am Nil, und wir glauben in dem einen und dem andern Nasiräer, Straßenpropheten oder Wahnsinnigen, der uns entgegentritt, wol auch einem Verwandten der ägyptischen Derwische zu begegnen. Wir treffen

auf Tänzerinnen mit lascivem Steißwurf, auf Musikanten, auf blinde Bettler, auf Rudel hungriger Hunde ohne Herren in derselben Zahl wie dort. Der Ruf zum Gebet, der dort von den Minarets erschallt, ist zwar hier so wenig zu vernehmen, wie der Klang der christlichen Glocke, aber wir finden einen Ersatz in den langgezognen Posaunenstößen der Priester, welche mit Sonnenuntergang den Beginn und das Ende des Sabbaths und der zahlreichen Feste verkünden.

Hauptsprache der Stadt ist das Aramäische, das sich von dem nur noch in Schulen, unter Gelehrten und beim Gottesdienst gebrauchten Hebräischen etwa wie Holländisch von Hochdeutsch unterscheidet. Außerdem hört man häufig und vorzüglich von ägyptischen Juden und Fremden Griechisch reden, damals in den Ländern um das östliche Becken des Mittelmeers wie jetzt das Italienische die Geschäftssprache. Seltner ist der Gebrauch des Lateinischen. Bisweilen unterhalten sich Araber aus der Wüste zwischen dem Jordan und dem Rothen Meer in heimischer Zunge, mitunter Soldaten des Kaisers aus dem Norden in den rauhen Tönen ihres thracischen, gallischen oder germanischen Geburtslandes.

Die Tracht des Volks ist weit und faltenreich. Männer und Frauen unterscheiden sich in ihrer Kleidung beinahe nur dadurch, daß letztere kostbarere und buntere Stoffe und einige eigenthümliche Putzsachen tragen. Gesetzlich verboten ist, sich gemischter, aus Wolle und Flachs gewebter Zeuge zu bedienen. Der Wohlhabende trägt über einem Leinenhemd das Kethoneth, eine Tunica, die durch einen Gürtel zusammengehalten wird, und darüber einen Mantel, der Silmah heißt. Den Kopf bedeckt ein Turban, die Füße sind mit Sandalen oder Pantoffeln bekleidet, Hosen nur bei den Priestern in Gebrauch. Als Zierde des Mannes gilt Stab und Fingerring. Beliebt sind bunte und gestickte Gewänder, doch scheinen weiße für vornehmer gehalten zu werden. Reisende legen einen Burnuß mit einer Kapuze an, Trauernde Kleider von schwarzer oder matter Farbe.

Seidenstoffe, die man von Alexandrien, dem Tyrus oder London dieser Zeit, bezieht, sind zu theuer, um oft getragen zu werden. Statt ihrer schmückt sich der Reiche mit Gewändern von ägyptischem Byssus, die mit tyrischem Purpur dunkelroth oder schwarzblau gefärbt sind. Der Bart wird voll, das Haar nach römischer Sitte kurz verschnitten getragen. Wo wir langem Haar begegnen, ist der Träger entweder durch ein Gelübde dazu verpflichtet, oder ein Stutzer. Letztere Classe läßt es sich kräuseln, mit wohlriechendem Oel salben und durch Einstreuen eines Puders von Goldstaub glänzender machen. Auch erscheint der Dandy geschminkt und in parfümirten Gewändern. Frauen schmücken sich mit goldnen oder silbernen Spangen an den Armen und Fußknöcheln, mit Ketten und Ringen. Alle tragen langes, in Zöpfe geflochtnes Haar, reiche Damen Diademe oder kleine Kronen, deren Form bisweilen die Gestalt Jerusalems nachahmt. Ihre Augenlider sind wie die der Araberinnen von heute mit Spießglanz geschwärzt, wodurch das Auge voller und schmachtender erscheint, ihre Wangen geschminkt, in der Rechten blitzt ein kleiner Metallspiegel.

Gelegentlich geht ein Leidtragender mit zerissnem Kleidersaum und nackten Füßen, den Kopf mit Asche bestreut, mitunter auch ein Begnadigung suchender Verbrecher, unbeschuht und barhäuptig, ein Schwert um den Hals, vorüber. Raschen Schrittes durchbricht die Massen ein Eilbote, an dem Lorbeerzweig kenntlich, den er an der Spitze seines Speers trägt. Ausrufer schreien Lebensmittel, neueingetroffne Waaren, Gewürze und Balsam aus. Kameele mit Tüchern und Glaswaaren aus Phönicien beladen, drängen sich dumpf brüllend durch die Menge. Marktvolk auf Eseln, Vornehme auf reichgeschirrten Maulthieren folgen. Seltner sieht man Reiter auf Pferden, und dann sind es meist Fremde, Römer von der Garnison oder Bewohner der syrischen Wüste, mitunter auch Gesandte aus dem fernen Partherland, dessen Könige mit den Gegnern Roms insgeheim Bündnisse zu schließen streben. Gelegentlich giebt es einen Auflauf, indem

einer der Zeloten eingebracht wird, die in den Gebirgen in Banden hausen und halb Patrioten, halb Räuber sind, oder die Straßenjugend im Verein mit anderm Pöbel einen Samariter verfolgt, der sich durch seinen Dialekt verrathen, und dem man nachsagt, er habe den Tempel verunreinigen wollen. Zuweilen auch erschreckt uns ein für wahnsinnig Gehaltener, der ein Gesicht gehabt hat und Wehe über Jerusalem rufend durch die Gasse läuft. Allenthalben hastiges Fragen, schnell zufahrendes Wesen, lebendigstes Spiel der Zungen, Mienen und Geberden.

Plötzlich verstummt der Lärm, und die Massen machen Platz und verlieren sich in die Nebengassen. Von fern erschallt der Ton der römischen Tuba, und in festgeschlossner Ordnung rückt feldmäßig gerüstet durch die Straße eine Abtheilung kaiserlicher Soldaten nach der Burg, um die dortige Garnison abzulösen. Voran Leichtbewaffnete, namentlich Bogenschützen, als Avantgarde. Dann, von Reitern eskortirt, das Gepäck der Offiziere, dann die Feldzeichen, unter denen wir aber den Legionsadler und die Bilder des Kaisers vermissen, da die Stadt sich dieselben als Abbildungen lebender Wesen, die nach der Auslegung der Strenggläubigen vor dem jüdischen Gesetz ein Greuel sind, verbeten hat. Dann, die Tubabläser vorauf, sechs Mann hoch gestellt, von seinen Centurionen geführt, das Hauptcorps, aus Schwerbewaffneten bestehend. Hierauf Troßknechte, Krämer und Marketender. Zuletzt eine Nachhut von Fußvolk und Reiterei. Die Hauptwaffen der Infanterie sind der Helm, der Brustpanzer und ein Schwert an jeder Seite, von denen das auf der linken länger als das auf der rechten ist. Die Elite-Infanterie trägt runde Schilde und lange Lanzen, die übrigen sind mit länglichen Schilden und leichten Wurfspießen bewaffnet. Jeder Mann ist noch mit einer Säge, einem Beil, einer Hippe, einer Kette und Lebensmitteln für drei Tage versehen. Die Reiter haben das Schwert auf der rechten Seite. In der Hand halten sie die Lanze. Ihr Schild ist schräg an der Seite des Pferdes angebracht, in ihrem Köcher befinden sich mindestens drei an der

Spitze sehr breite Pfeile, die so lang wie Wurfspieße sind. Ihre Helme und Harnische gleichen denen des Fußvolkes.

Schweigend ist die Truppe vorübermarschirt, nur um die Lippen des Führers, der zwischen den Feldzeichen und dem Gros ritt, spielte bei den Blicken des Hasses, die ihm in den seitwärts stehenden Volksmassen begegneten, ein Lächeln stolzer Verachtung vor den Barbaren, die ihm seine Dichter und Schriftsteller als die abergläubigsten und widerlichsten von allen schildern, von denen man ihm sagt, daß sie bei ihrem Cultus Menschenfleisch verspeisen und einen Eselskopf anbeten, und welche er vergeblich gegen die Weltherrschaft knirschen sieht, als deren Mitträger er sich fühlt.

Die Menschenfluth in der Straße ist wieder zusammengeschlagen. Wir unterscheiden Juden aus den Colonien in Griechenland, in Italien, in Kleinasien, von Afrikas Sonne gebräunte Kyrenäer, Leute aus dem fern am obern Tigris gelegnen Königreich Adiabene, aus Gallien und Hispanien, die alle erschienen sind, um entweder Ersparnisse im Schatz des Nationalheiligthums niederzulegen oder den Beitrag ihrer Gemeinden zur Unterhaltung des Tempels zu überbringen. Wir sehen Bekannte sich begrüßen. Der Gleichstehende thut es mit der Formel: „Jahve sei mit dir“, worauf die Antwort folgt: „Der Herr segne dich“. Der Geringere wirft sich vor dem Vornehmern zu Boden. Höfliche erkundigen sich nach der Begrüßung in langen wortreichen Formeln, wie das Befinden des Andern sei. Gelehrte werden mit dem Ehrentitel Rabbi, etwa Herr Doctor, besonders angesehene mit Rabban, Herr Professor, begrüßt.

Die Sonne will untergehen, im Tempel wird das Abendopfer dargebracht und die Frommen schicken sich an, der Pflicht des dritten Tagesgebets zu entsprechen. Wer nicht mehr nach dem Moriah hinaufkommen kann, verrichtet es auf der Straße, das Gesicht nach dem Tempelberg gekehrt. Die meisten stehen dabei und sprechen leise. Der Pharisäer dagegen, den wir schon an den vier auffallend großen blauen Troddeln, die an seinem

Oberkleid angebracht sind, an den Gebetsriemen, die er um Hand, Hals und Stirn gewunden hat, und an seinem geziert demüthigen Gange erkannten, betet in theatralischer Stellung, mit verdrehten Augen, auf die Brust geschlagenen Händen, mit gebeugten Knien und mit lautem, langathmigem Pathos.

Fröhliche Klänge lassen sich hören, Harfen, Pfeifen und Handtrommeln. Es ist ein Hochzeitszug, der jauchzend, und Fackeln schwingend an uns vorübergeht. Voran der Bräutigam in seinen besten Feierkleidern, einen Blumenkranz auf dem Kopfe, hinter ihm seine Begleiter, dann tiefverschleiert und umgeben von ihren Gespielinnen, welche Lampen tragen, die Braut. Sie ziehen vom Hause der letztern, wo das Paar mit einem Segensspruch zusammengegeben worden ist, nach dem des Bräutigams, wo die Hochzeit sieben Tage hindurch mit Schmausen, Musik und Tanz gefeiert werden wird.

Die Vielweiberei war gestattet, doch wurde die Erlaubniß dazu, wie jetzt unter den Moslemin, nur selten von Leuten aus dem Mittelstand und von dem niedern Volke der Stadt und des Landes fast nie benutzt. Vornehme dagegen hatten in dieser Zeit, wenn auch keinen großen Harem wie die Könige vorexilischer Jahrhunderte, doch in der Regel mehre Frauen, wie denn z. B. Herodes der Erste nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Mariamne mit nicht weniger als acht Weibern verheirathet war.

Bei Einzügen von Königen oder andern fürstlichen Personen breitete man Teppiche und Gewänder auf die Straße, schritt den Geehrten mit Palmenzweigen in den Händen voran, streute Blumen, musicirte vor ihnen und rief ihnen Hosiannah zu. Wer dem Zuge zu Pferde begegnete, stieg aus dem Sattel und grüßte durch Niederwerfung auf den Erdboden.

Besonders glänzend werden die Prozessionen gewesen sein, in denen der Hohepriester sich in voller Amtstracht auf den Tempelberg begab. Er trug dann ein ungenähtes purpurblaues Obergewand von Byssus, d. h. sehr feiner Baumwolle, das statt der Aermel nur Armlöcher hatte, unten mit baumwollenen dreifarbigen

Granatäpfeln und goldnen Glöckchen wechselsweise besetzt, kürzer als das weiße Unterkleid und durch einen blauen mit Gold gestickten Gürtel zusammengefaßt war. Darüber hing das Efod, ein noch kürzerer Leibrock, welcher, aus dunkelblauen, karmoisinrothen, orangegelben und weißen Fäden gewebt, nur die Schultern, den Rücken und den untern Theil der Brust bekleidete und aus zwei Blättern, einem vordern und einem hintern bestand, die durch einen breiten Gürtel von denselben Farben, an den Seiten durch Bänder und auf den Schultern durch edelsteingeschmückte Spangen zusammengehalten wurden. Die Edelsteine auf den Spangen waren Onyxe, in welche die Namen der zwölf Stämme Israels gegraben waren. Jede Schulter trug sechs solcher Namen, die rechte die der ältesten Stämme. Ueber dem Bruststück jenes kürzesten der drei Röcke befand sich, mit goldnen Ringen und Ketten befestigt, eine viereckige Tasche von der Länge und Breite einer Spanne, die hebräisch Choschen, im damaligen Dialekt Essin, griechisch Logeion hieß, und in welcher zwei kleine Loossteine zum Orakelgeben, die Urim und Thummim, aufbewahrt wurden. Die Vorderseite dieses Beutels war in vier Reihen mit zwölf verschiedenen Edelsteinen besetzt, die in Gold gefaßt und in welche wieder die Namen der zwölf Söhne Jakobs nach der Reihenfolge ihrer Geburt gestochen waren. Den Kopf bedeckte ein weißer Turban, über den noch ein dunkelblauer gewunden war. Darüber saß eine dreifache Krone, die in ihrer Mitte einen Knopf von der Gestalt einer Bilsenkrautblüthe hatte und nur um den Hinterkopf ging, während sich vorn über der Stirn, durch eine blaue Schnur festgehalten, ein mit den Worten: „dem Jahve heilig" geschmücktes Schild befand.

Begleitet war der Hohepriester bei solchen Aufzügen jedenfalls von zahlreichen Priestern, die dann, wie stets bei feierlichen Gelegenheiten, ebenfalls ihre Amtstracht, weiße ungenähte Röcke von gewürfeltem Byssus, dreifarbige Gürtel mit tiefherabhängenden Enden und weiße unter dem Kinn mit Binden befestigte

Turbane trugen, dann von Leviten aus der Wächterschaar des Heiligthums auf dem Moriah und vielleicht auch von Musikern der Tempelkapelle.

Die **Priester** waren in vollem Sinn der Adel oer Nation. Wenn die Bewohner Jerusalems sich nur als Großstädter und Anwohner des Tempels für vornehmer hielten, als die Leute der Provinz, die Galiläer oder Idumäer, so waren die Priester schon durch ihre Abstammung als höherstehende Kaste bezeichnet. Niemand, der nicht zu einer bestimmten Familie des Stammes Levi, nicht zum Haus Aaron gehörte, konnte Priester werden, und so hielt man sorgfältig auf Bewahrung der Stammbäume. Niemand sollte Hohepriester werden dürfen, wenn er nicht dem Priestergeschlecht Jojarib entstammte, und so zerfiel die Kaste in einen hohen und einen niedern Adel. Niemand endlich, der ein Leibesgebrechen hatte oder bescholtenen Rufes war, durfte die Weihe empfangen, und so waren die Priester zugleich körperlich schöne Leute und als tugendhafte Charaktere geachtet. Sie wohnten in den um Jerusalem gruppirten Gebieten der Stämme Simeon, Juda und Benjamin, einige auch in der Hauptstadt selbst, und waren in 24 Classen getheilt, die der Reihenfolge nach, je eine Woche, von Sabbath zu Sabbath den Dienst im Tempel versahen. Ihr Vorzug vor den Leviten, die nur zu untergeordneten Geschäften verwendet wurden, bestand im Allgemeinen darin, daß sie Zutritt zu den innersten Heiligthümern mit Ausnahme des Allerheiligsten hatten, sich „den Geräthen des Heiligthums und dem Altar nahen durften". Ihre Hauptverrichtungen im Tempel waren: allmorgendliches und allabendliches Räuchern, Reinigung des großen siebenarmigen Leuchters, Anfüllung der Lampen desselben mit Oel und allwöchentliche Auflegung der Schaubrote, ferner Unterhaltung des ewigen Feuers auf dem großen Brandopferaltar und Wegschaffung der Asche von demselben, vor allem aber alle Manipulationen, die zu den Opfern gehörten. Dazu kamen verschiedene andere Geschäfte, die, wie die Untersuchung Aussätziger, in das medici-

nische Gebiet einschlugen oder auch, wie die Entscheidung wichtiger Prozesse, in die Rechtssphäre fielen. Die Weihe des Priesters, nach dem Gesetz nicht vor dem zwanzigsten Altersjahr vorzunehmen, bestand in einem Bad, in der Bekleidung mit der vorgeschriebenen Tracht und in Bestreichung der Stirn mit heiligem Oel, worauf ein Stier und zwei Widder geopfert wurden. Mit dem Blut des letzten Widders bestrich man dem Candidaten das rechte Ohrläppchen, den rechten Daumen und die rechte große Zehe. Schließlich legte man ihm einiges von dem Fleische des Thieres und einige ungesäuerte Weizenkuchen auf die Hände und besprengte seine Kleider mit Opferblut und Oel. Der Priester hatte sich sorgfältig aller Dinge zu enthalten, die gesetzlich verunreinigten, sich vor leidenschaftlicher Aufregung, namentlich vor übermäßiger Trauerbezeugung zu hüten, die Berührung von Todten zu vermeiden und während seiner Dienstwoche allen berauschenden Getränken zu entsagen. Die Verheirathung war ihm gestattet, und zwar konnte er seine Frau aus nichtpriesterlichem Geschlecht nehmen, nur mußte sie von gutem Ruf sein. Der Unterhalt der Priester floß aus Antheilen an den Opfern, Strafgeldern, Zehnten, Erstlingen u. s. w. Auch waren sie von Steuern und Militärdiensten frei.

Ueber die politischen Beziehungen des Priesteradels unterrichten wir uns später. Hier nur so viel, daß sie das orthodoxe und conservative Prinzip wie zu allen Zeiten so auch in dieser und zwar sowol dem Fürsten, als der Stimme des Volksgewissens gegenüber, das aus den Propheten und Eiferern sprach, vertraten, und daß sie, wenn die Wahl freistand, stets mehr zu den Königen, als zu den Propheten hinneigten, die ihnen als revolutionäre Schwärmer und Usurpatoren eines nur den Priestern gebührenden Ansehens erschienen. Selbstverständlich gab es Ausnahmen, wie denn die Makkabäer und später Johannes der Täufer von priesterlicher Herkunft waren. Die Mehrzahl der Propheten aber und die Hauptführer der patriotischen Partei, die schon zu Jesu Zeit den Aufstand gegen die

Römer vorbereitete, gingen aus dem Laienstand hervor. Auch Jesus war nichtpriesterlichen Geschlechts.

Als Haupt der Priester, zu Jesu Zeit als Haupt des ganzen Volkes, so weit ihm von den Römern die Autonomie gelassen war, galt der Hohepriester, hebräisch Kohen Haggadol, griechisch Archiereus genannt. Wie bemerkt, sollte er einer besondern für höher angesehenen Familie des Priesterstandes angehören, auch sollte die Würde von Vater zu Sohn forterben und lebenslänglich sein. Aber schon vor dem Exil kommt eine Absetzung vor, später waren solche Ereignisse sehr häufig, und unter Herodes dem Ersten wurde das Amt auch mit Priestern besetzt, die nicht aus jenem hochadeligen Geschlecht waren. Geweiht wurde der Hohepriester auf ähnliche Weise wie die übrigen Diener im innern Heiligthum, nur dauerten die Ceremonien eine ganze Woche und waren mit reichlichern Opfern verbunden. Sein Hauptgeschäft war die große Expiation am Versöhnungstage und die Entscheidung durch das Loos der Urim und Thummim. Bei den Opferhandlungen scheint er nur an Sabbathen und hohen Festen fungirt zu haben. Außerhalb des Tempels, über dessen Dienst und Schatz er die Oberaufsicht führte, war er als Vorsitzender des obersten Gerichts sowie als Präsident des Sanhedrins thätig. Noch ängstlicher als die Priester hatte er sich vor jeder Verunreinigung zu hüten. Die Ehe war auch ihm gestattet, doch durfte er nur eine Jungfrau zur Gemahlin wählen. Als religiöses Oberhaupt aller, auch der ausländischen Juden, genoß er hohes Ansehen, so daß Inhaber dieser Würde, mit der sich unter den Makkabäern die des politischen Haupts der Nation verbunden, selbst Töchter von Königen sich vermählen konnten und Könige ihrerseits Töchter von Hohenpriestern zur Ehe nahmen, was unter anderm von Herodes geschah. Unter letzterem sank indeß dieses Ansehen beträchtlich, und zu Jesu Zeit, wo die weltliche Macht sich wiederholt die Ein- und Absetzung dieser mediatisirten Priesterfürsten angemaßt, das Amt sogar mit Geld erkauft und bis-

weilen von Unwürdigen erlangt worden und vielfache ärgerliche Streitigkeiten zwischen zu gleicher Zeit lebenden Hohenpriestern vorgekommen waren, werden wir uns das Verhältniß etwa wie das zwischen unsern Päpsten und ihren geistlichen Unterthanen vorstellen dürfen, von denen jene in der Peripherie des von ihnen beherrschten Kreises am meisten, weniger in Italien, sehr wenig im Kirchenstaat und am wenigsten in Rom verehrt werden.

Die Masse der Laien im alten Jerusalem zerfiel in Handelsleute, Handwerker, Gelehrte, Ackerbautreibende, Pöbel und Sklaven. Der Handel war, durch das mosaische Gesetz nicht begünstigt, niemals von Bedeutung und wurde, so weit er die besonders aus Luxusartikeln bestehende Einfuhr und die hauptsächlich Getreide, Oel und Vieh umfassende Ausfuhr betraf, wol auch in Jesu Zeit, wo er lebhafter als früher war, meist von Fremden, namentlich Phöniciern betrieben. Beim Detailhandel wird sich schon damals der Schachergeist der Nation geltend gemacht haben. Die Hausirer mit kleinem Hausbedarf werden wir uns wie die im heutigen Kairo, die Wechsler am Thor Susan wie die dortigen Sarafs vorstellen. Bei einem Kauf auf dem Markte werden ebensoviele Worte und Umstände erforderlich gewesen sein, wie dort.

Das Handwerk galt bei den Juden nicht wie bei den alten Griechen als freier Männer unwürdig. Im Gegentheil betrieben selbst Gelehrte oft ein Gewerbe, und es ging das Sprichwort: Wer seinen Sohn nicht zu einem Handwerk erzieht, ist, als ob er ihn zum Räuber erzöge. Es gab Juweliere, Erzgießer und Schmiede, Steinmetzen, Töpfer und Zimmerleute, die zugleich Tischler waren, ferner Weber, die vorzüglich baumwollene Stoffe verfertigten, Zelttuchmacher, zu deren Zunft der Apostel Paulus gehörte, Gerber, Schneider, Schuhmacher, Salbenbereiter, Färber, Walker, Korbmacher, Barbiere und Haarkräusler. Einige dieser Beschäftigungen galten indeß für nicht recht anständig; denn die Weber, Walker, Salbenmacher, Bartscheerer und Gerber schlossen vom Hohenpriesterthum aus, und die Angehörigen der beiden letzten Classen waren sogar verachtet.

Handwerke, welche sich der Kunst nähern, haben es unter den Juden nie zu einem hohen Grade der Ausbildung gebracht, und die eigentlichen Künste, wie Malerei und Sculptur, fanden unter ihnen fast gar keinen Boden. In frühern Zeiten hatten phönicische Erzgießer und Schnitzer die Paläste der Könige und selbst den Tempel mit ihren Werken geschmückt, und noch unter den Makkabäern zierten kolossale Thiergestalten ein Fürstenschloß. Jetzt aber duldete die düftelnde Orthodoxie der Pharisäer in ganz Jerusalem keine Abbildungen beseelter Wesen, und in Folge dessen wird die Stadt von den Städten Griechenlands und Italiens, wo alle Straßen und Plätze mit zahlreichen Bildsäulen ausgestattet waren, weit mehr abgestochen haben, als eine heutige orientalische Stadt von einer heutigen südeuropäischen. Die Architektur folgte, wo es sich um öffentliche Gebäude handelte, hellenischen Mustern, mit deren Formen sich indeß wahrscheinlich Erinnerungen an phönicischen und ägyptischen Geschmack mischten.

Der Musik wird vor Allem das gefehlt haben, was man jetzt Harmonie nennt. Sie wird sich auf den Vortrag gewisser einfacher und wenig geregelter Melodien beschränkt, und man wird, wie die Beschaffenheit der Instrumente (Harfen, Cithern, Cymbeln, Flöten, Trompeten und Handpauken) zeigt, vorzüglich eine helle Musik geliebt haben. Jedenfalls war sie der des heutigen Orients sehr ähnlich. Ausgeübt wurde sie von den Leviten, welche das Tempelorchester bildeten, und, wie schon angedeutet, von herumziehenden Bajaderen, die mit ihrem Spiel und Gesang Tänze verbanden. Auf dem Theater des Herodes werden wol nur Ausländer gespielt haben, doch gab es in diesem Jahrhundert auch jüdische Mimen in Rom.

Was die Poesie in jener Zeit unter den Juden leistete, läßt sich mit Genauigkeit nicht sagen. Einen Anhalt für unser Urtheil mögen die in der Periode der Makkabäer erschienenen Schriften Jesus des Sirachsohnes, das Buch Judith, einige der jüngsten Psalmen, das vermuthlich in Aegypten und kurz vor oder kurz nach Jesu Auftreten verfaßte Buch der Weisheit sowie einiges aus dem

Talmud bieten. Es wären also didaktische Dichtungen, Gnomen und Sittensprüche, Parabeln, Märchen und Räthsel, allegorische Darstellungen mystischer Philosopheme sowie Romane mit patriotischer Tendenz damals besonders in Aufnahme gewesen. Doch werden auch Dichtungen nach griechischen Mustern erwähnt.

Die Wissenschaften werden im Allgemeinen denselben Standpunkt eingenommen haben, wie jetzt im Morgenland. Welcher Art die Geschichtschreibung war, sehen wir vor allem aus Josephus, der zu den Gebildetsten seiner Nation gehörte, dessen Werke aber auch sehr deutlich den Einfluß heidnischer Schriftsteller, namentlich den des Livius, verrathen. Auf die Kenntniß der Natur wird das Ausland gleichfalls vielfach eingewirkt haben, und die Abhandlungen des Aristoteles und anderer griechischer Naturforscher waren den Gelehrten Jerusalems gewiß nicht unbekannt.

Die Medicin behandelte nicht blos äußere, sondern auch innere Krankheiten, ja selbst psychische Uebel; doch wird sie es, wenn wir die Disciplin der Anatomie ausnehmen, welche aus den häufigen Opfern Kenntniß schöpfte, schwerlich sehr weit gebracht haben. Als Heilmittel verwendete man Balsam, Honig, Feigenpflaster und Bäder in Oel oder Mineralwasser, aber auch Amulete, Zauberbänder, Beschwörungen und dergleichen Aberglauben, was vorzüglich gegen Geisteskrankheiten und Epilepsie helfen sollte — Uebel, die man sich mit der Einwirkung von Dämonen erklärte. Länder- und Völkerkunde können im Allgemeinen wenig geachtet gewesen sein, da man Palästina als das heilige Land zu hoch hielt, um für andere Länder großes Interesse übrig zu haben. Doch werden die über die ganze damalige Welt verbreiteten Juden der Diaspora durch ihre Festreisen nach Jerusalem immerhin einige Kenntniß vermittelt haben. Von wissenschaftlicher Bekanntschaft mit dem Sternhimmel und seinen Erscheinungen findet sich keine Spur in den Schriften damaliger Zeit.

Die griechischen Philosophenschulen, Plato, die Stoiker und die Epikuräer hatten zahlreiche Anhänger unter den Juden. Als

Hauptwissenschaften aber galten ganz so wie heute in den Mittelpunkten mohammedanischer Gelehrsamkeit Kenntniß und Ausdeutung des Gesetzes und, da dieses Quelle nicht nur aller juridischen, sondern auch aller religiösen Begriffe war, Rechts- und Gottesgelahrtheit. Die Gelehrten Jersualems waren wie die Gelehrten Kairos von Esra an bis auf die Zeit der Abfassung des Talmud theologische Juristen oder juristische Theologen, wie das in einer Theokratie nicht anders sein konnte. Ihre Hauptarbeit war einerseits Exegese, andererseits eine die allgemeinen Vorschriften der heiligen Bücher den einzelnen Verhältnissen und Vorkommnissen des Lebens anpassende Casuistik. Ein Theil dieser Soferim oder Grammateis wirkte wie jetzt die Ulema in Kairo und Stambul als Beisitzer der oberen Gerichte und des Hohenraths, andere hielten gleich den griechischen Sophisten Akademien, in denen sich junge Leute zu Rabbinen ausbildeten. Berühmte Professoren dieser Art waren zu Jesu Zeit Schim'on Ben Hillel, dann Schamai (der zu jenem und seiner Schule etwa in dem Verhältniß gestanden haben wird, wie unter den orthodoxen Moslemin früherer Zeit der Schech Achmed Ibn Hambal zu Imam Schafei) endlich Gamaliel, bei dem Paulus studirt hatte. Der Unterricht in den Akademien dieser altjüdischen Scholastiker wurde wahrscheinlich nicht in der Form von Vorträgen, sondern in der Weise ertheilt, daß die Schüler dem Lehrer Fragen vorlegten oder mit ihm disputirten. Die Auditorien befanden sich in den Vorhöfen des Tempels. Lehrer und Schüler saßen, jene wahrscheinlich auf einer Art Estrade oder Lehrkanzel. Unter den Gelehrten herrschte ein starker Corpsgeist, ihre Methode lief schon damals vielfach auf spitzfindiges, kleinmeisterliches Haarspalten und allegorisches Interpretiren hinaus. Bei dem Volke genossen sie hohes Ansehen.

Die Bildung der mittlern und niedern Classe stand auf sehr niedriger Stufe, und der A b e r g l a u b e, der neben weitverbreiteter Skepsis in den höhern Schichten der Gesellschaft herrschte, war hier allenthalben die Regel. Man glaubte an Gespenster,

die theilweise Geschöpfe nationaler Einbildungskraft, theilweise vom Ausland eingedrungene Vorstellungen, persische und griechische Dämonen, vielleicht auch, ähnlich den Schreckgestalten unsres Aberglaubens, verdunkelte Götter aus der Zeit, wo in Israel neben dem Monotheismus noch Heidenthum herrschte, gewesen sein werden. Es gab Morgen-, Mittags- und Nachtgespenster, bockähnliche Waldteufel und unheimliche Wüstengeister, die als die Seelen Verstorbener galten und sich bisweilen durch Hineinfahren in die Leiber Lebender Sprache und ein Organ zu Uebelthaten verschafften. Besonders gefährlich waren die Mittagsgespenster, Tiharin, welche umgingen, wenn sich die Menschen der Siesta hingaben. Unter den Nachtgespenstern spielte die Lilith die Hauptrolle, die, mit der griechischen Empusa verwandt, als schönes Weib erschien und vorzüglich den Kindern nachstellte. Ein origineller böser Geist war der Schibtha, welcher gleichfalls sein Augenmerk auf die Kinderwelt, vornehmlich aber auf solche richtete, die sich die Hände nicht rein gewaschen hatten. Der Aberglaube kannte ferner glückliche und unglückliche Tage, Nativitätensteller, Wahrsager und Traumdeuter. Ob die Juden schon damals den zweiten und den fünften Tag der Woche für einen besonders glücklichen ansahen, ist ungewiß, dagegen sicher, daß sie einige Tage für besonders geeignet zu Hochzeiten hielten. Als Traumdeuter waren namentlich herumziehende Chaldäer beliebt, die aus der Auslegung von Träumen förmlich ein Geschäft machten und auch aus den Sternen wahrsagten. Man kannte Zauberbücher und Zaubersprüche, welche letztere, vorzüglich von Ephesus in kräftiger Qualität geliefert, auf Pergament geschrieben an den Händen oder um den Kopf getragen wurden. Gleichfalls bekannt war der Zauber des neidischen Auges. Ferner gab es Menschen, welche die Gebeine von Todten zu magischen Künsten verwendeten, und andere, welche sich durch den Aufenthalt in Gräbern von den hier hausenden Dämonen zur Wahrsagerei inspiriren ließen. Endlich glaubte man an den Einfluß der Kometen auf die Geschicke der Sterb-

lichen und hielt Hallucinationen und Erscheinungen, die mit dem sogenannten zweiten Gesicht verwandt waren und, wie überall, in Zeiten besonderer Aufregung einzelner Kreise (z. B. der Urchristen nach Jesu Tode) oder des ganzen Volks (z. B. während der Belagerung Jerusalems durch Titus) sehr häufig vorkamen, für wirkliche, von der Seele des Schauenden unabhängige Dinge.

Ein Beispiel davon erzählt Josephus aus der Zeit des Kriegs mit Rom, wo die Zerstörung Jerusalems und des Tempels durch mancherlei Zeichen verkündigt wurde, ohne daß die Zeloten sich dadurch warnen ließen. „Erstens stand ein Komet wie ein Schwert gestaltet ein ganzes Jahr über der Stadt. Dann, als sich gerade vor dem Kriege das Volk zum Osterfest versammelt hatte, erschien um die neunte Stunde der Nacht bei dem Altar im Tempel ein solches helles Licht, daß jedermann meinte, es sei heller Tag. Dieser Glanz währte gegen eine halbe Stunde. Die Unerfahrnen hielten es für ein gutes Zeichen, aber Einsichtige schlossen daraus, was sich später wirklich begab. An demselben Fest hatte eine Kuh, die zum Opfer geführt wurde, mitten im Tempel ein Lamm geworfen. Ferner ging das Thor im innern Heiligthum um die sechste Stunde der Nacht von selbst auf, obwol es ganz von Erz und außerordentlich schwer war; denn wenn man es Abends schließen wollte, hatten zwanzig Mann damit zu schaffen. Ueberdies aber war es mit starken Eisenschlössern und langen einfallenden Riegeln versehen, die man immer in die aus Stein gehauenen Schwellen tief einsenken mußte. Als die Tempelwächter dies ihrem Befehlshaber meldeten, ging er hinzu und konnte das Thor kaum wieder schließen. Auch dies wurde von den Unverständigen für ein glückverheißendes Zeichen gehalten, und sie sagten: Gott habe ihnen damit die Thür zu allem Guten geöffnet. Die Klügern aber deuteten sichs dahin, daß des Tempels Sicherheit vergehen, die Pforte den Feinden aufgethan werden und die endliche Zerstörung erfolgen würde. Etliche Tage aber nach dem Osterfest erschien abermals ein unglaublich

Gesicht, welches man für eine Fabel halten möchte, wofern nicht die, welche es mit Augen gesehen, noch lebten und sich solch Wunderzeichen nicht in der Wirklichkeit erfüllt hätte. Vor dem Untergang der Sonne nämlich wurden in der ganzen Gegend in der Luft große Heereszüge und Haufen von Gewappneten geschaut, die durch die Wolken zogen und dann eine Belagerung vorstellten. Ferner hörten die Priester am hohen Fest der Pfingsten, als sie nach ihrer Gewohnheit zur Abhaltung des Gottesdienstes in den innern Tempel gingen, zuerst ein Geräusch und Getöse und dann plötzlich eine Stimme, die da rief: Lasset uns von hinnen ziehen!"

„Zuletzt aber," schließt Josephus seinen wunderreichen Bericht, „trug sich noch eine Geschichte zu mit dem Bauern Jesus, dem Sohne Anans, die ebenso bedenkenerregend war. Als derselbe vier Jahre vor dem jüdischen Kriege, als überall tiefer Friede und an Lebensmitteln volle Genüge war, am Laubhüttenfest in den Tempel kam, fing er plötzlich an zu schreien: Eine Stimme (der Wehklage) von Sonnenaufgang, eine Stimme von den vier Winden, eine Stimme über Jerusalem und den Tempel, eine Stimme über die Ehemänner und die Ehefrauen, eine Stimme über alles Volk! — Dieses Schreien setzte Jesus fort bei Tag und bei Nacht und über alle Gassen der ganzen Stadt. Einige von den Vornehmen, welche die neue Zeitung ungern vernahmen, ließen den Mann einziehen und scharf durchpeitschen. Er aber bat weder heimlich noch öffentlich um Erlaß der Strafe, sondern verblieb stets bei seinen frühern Worten, die er fortwährend wiederholte. Die Amtleute merkten (wie sichs in der That verhielt), daß dieser Mensch durch göttlichen Antrieb dazu bewegt wurde, und führten ihn vor den römischen Landpfleger. Dieser ließ ihn geißeln, bis man an ihm die bloßen Knochen sah, aber demungeachtet flehte er nicht um Gnade und vergoß auch keine Thränen, sondern schrie nur mit kläglicher Stimme zu jedem Streich: Wehe, wehe über dich, Jerusalem! Der Landpfleger Albinus, der damals im jüdischen

Lande war, fragte ihn, wer er wäre, woher er käme und warum er solches redete. Darauf gab er keine Antwort, sondern fuhr unablässig fort, das Elend der unseligen Stadt zu beklagen, bis ihn Albinus als einen Verrückten wieder entließ. Jesus ging bis zu Anfang des Krieges zu keinem Bürger, redete auch mit niemand, sondern murmelte nur immer vor sich hin, wie wenn er betete, und schrie dazwischen hinein: Wehe, wehe über dich, Jerusalem! Wenn ihn jemand schlug, was alle Tage vorkam, wurde er nicht im mindesten zornig. Er dankte keinem, der ihm etwas zu essen gab, sondern seine Rede und Gegenrede gegen jedermann war lediglich die erwähnte Weissagung. Vorzüglich schrie er auf diese Weise an den hohen Festtagen, und nachdem er dieses ganze sieben Jahre und fünf Monate getrieben, wurde er weder müde noch heiser davon. Er hörte auch während der Belagerung, wo diese Vorherverkündigung sich erfüllte, nicht damit auf. Als er damals auf der Mauer herumging und wiederum mit heller Stimme rief: Wehe über die Stadt, wehe über den Tempel, wehe über das Volk! fügte er zuletzt hinzu: Wehe auch über mich! Darauf wurde er von einem Stein getroffen und gab seinen Geist auf, während er jene Worte noch im Munde hatte."

An Unterhaltungen und Vergnügungen hat es in dem damaligen Jerusalem jedenfalls weniger gemangelt, als in dem heutigen. Dieselben bestanden zunächst in Gastmählern, die mit den öffentlichen Festen und Opfern sowie mit häuslichen Ereignissen, Hochzeiten, Geburtstagen, Entwöhnungen von Kindern und Begräbnissen verbunden waren, und bei denen die Gäste mit wohlriechenden Essenzen besprengt, mit Blumenkränzen geschmückt und reichlich mit verschiedenen Speisen und Weinen bewirthet wurden. Bei solchen Gelagen spielten ferner Tänzerinnen eine wesentliche Rolle, und man unterhielt sich mit Musikvorträgen, Scherzen und Räthselaufgaben. Jüngere Leute versammelten sich gelegentlich zu Schmausereien, die bisweilen damit endigten, daß die Theilnehmer an denselben, vom Wein-

genuß erregt, das Haus verließen und jubelnd und die Vorübergehenden neckend die Straßen durchzogen. Sehr beliebt wird, wie noch jetzt im Orient, das abendliche Gespräch bis in die Nacht hinein gewesen sein, zu dem die platten Dächer und die Höfe einen passenden Platz boten. Wahrscheinlich kamen dazu auch Bret- und Würfelspiele, die in Rom sowie in Aegypten wohlbekannt und bei allen Classen in Uebung waren. Ob im Theater des Herodes Dramen aufgeführt worden sind, ist unsicher, wir wissen nur, daß der König in demselben prachtvolle Festspiele zu Ehren des Kaisers, seines Gönners und Lehnsherrn, veranstaltete, bei denen Fechterkünste, Wagenrennen, Thierkämpfe, Tänze und Nachahmungen von Schlachten die Menge ergötzten. Daß ein Theil der Bewohner Jerusalems diesen Festlichkeiten beigewohnt hat, ist gewiß, und sicher suchten auch Juden hier Unterhaltung. Die national und fromm Gesinnten aber nahmen an solchen ausländischen und unheiligen Neuerungen Anstoß und hielten sich von der Theilnahme fern. „Sie fanden," wie Josephus sagt, „daß es eine große Gottlosigkeit sei, ihre Sitten mit fremden zu vertauschen und zum Vergnügen Menschen den wilden Thieren vorzuwerfen. Namentlich waren ihnen die (aus allerlei Waffenstücken zur Gestalt von Menschen gruppirten) Siegeszeichen ein Greuel, weil sie meinten, es seien Bilder von Menschen unter den Waffen verborgen; denn nach ihrem Gesetz durften sie durchaus keine Bilder haben." Die Entrüstung darüber war so groß, daß sich zehn Bürger verschwuren, den Urheber dieser Profanation ihrer heiligen Stadt zu ermorden, ein Unternehmen, welches verrathen und grausam bestraft wurde

---

Mit dem Bisherigen sind wir auf dem Punkt angelangt, wo es gilt, sich die innern politischen und religiösen Zustände des damaligen Jerusalem, die Mischung der verschiedenen Bildungssphären in der Stadt und dem ganzen Lande, die denselben zu Grunde liegenden Mächte und die Parteien näher zu

betrachten, aus deren Widerstreit und Zusammenwirken die Anfänge des Christenthums hervorgingen.

Eine Thatsache ist hier an die Spitze zu stellen: die Juden als Nation betrachtet befanden sich damals weder politisch noch religiös auf dem Höhenpunkt ihrer Entwickelung. Den Gipfel politischer Bedeutung hatten sie unter David, den Gipfel religiösen Aufschwungs in der Zeit ihrer großen Propheten erreicht. Die Zeit der Makkabäer war in jener, die Zeit Esras und seiner Nachfolger in dieser Beziehung eine Nachblüthe. Jene vermochte trotz großer Erfolge nichts Dauerndes zu gründen, dieser war die Schöpferkraft, welche das Gottesbewußtsein weiter fortbildet, vertieft und verklärt, verloren gegangen, und sie beschränkte sich auf Conserviren, Ausdeuten und Zuspitzen des Ueberlieferten. Es ist daher eine unrichtige, wenigstens keine genaue Bezeichnung des Verhältnisses, wenn man das Christenthum als letzte Entwickelungsphase oder Frucht des Judenthums darstellt. Die übrige Welt hat, und zwar schon vor dem Auftreten Jesu und der Apostel, mindestens in gleichem Maße als jenes an dem Werke mitgearbeitet.

Die Juden der Zeit Jesu waren nicht entfernt mehr die alten Kinder Israels, die sich ihrerseits wesentlich von den Hebräern der Urzeit unterschieden hatten; ja sie werden in mehr als einem ihrer Züge den heutigen Juden ähnlicher gewesen sein als dem Volke vor dem Exil. Auf alle Fälle hatte die Nation während der Periode der Verbannung im Nordosten unter Völkern nichtsemitischen Stammes Weltluft geathmet, dann während der Herrschaft der ägyptischen und syrischen Könige macedonischer Herkunft einerseits zahlreiche, mit dem Mutterland in steter Verbindung bleibende Colonien in die Fremde gesandt, andrerseits starke Ströme nichtjüdischer Einwanderung in sich aufgenommen, und endlich sogar in dem Volk von Edom einen ganzen fremden Stamm sich einverleibt, der ihm zuletzt eines seiner Geschlechter zu Herrschern gab. Die Incorporirung des Landes in das römische Weltreich vollendete diesen Pro-

ceß der Umgestaltung, so weit es der Charakter der Nation zuließ.

Betrachten wir die Entwickelung der Dinge, durch welche das Volk in den Strom der allgemeinen Geschichte gezogen wurde, etwas näher, so finden wir, daß schon geraume Zeit vor Jesus Palästina mit griechischem Wesen durchdrungen war, und daß diese Amalgamirung, in der Peripherie des Kreises, dessen Mittelpunkt Jerusalem und seine nächste Umgebung war, begonnen, endlich auch in dem Kern, der Hauptstadt sich vollzog. Flüsse, Städte und ganze Landschaften nahmen neben den hebräischen griechische Namen an, die später jene ganz verdrängten, und Städte und Dörfer mit heidnischer Einwohnerschaft erhoben sich auf den Ruinen früherer Orte oder neben denselben. Im Norden wich das alte Dan einem ganz heidnischen Paneas, das nach Pan benannt war und später in Caesarea Philippi umgetauft wurde. Weiter südlich entstanden die hellenischen Städte Skythopolis und Hippos. Im Osten jenseits des Jordan verriethen Pella und Dion schon durch ihren Namen den macedonischen Ursprung, wurde Rabbath Ammon zu Philadelphia, Ar Moab zu Areopolis. Im Westen, längs der Meeresküste hin wandelte sich Akko in Ptolemais um, wurde Stratonos Pyrgos gegründet, das später als Caesarea am Meer die politische Hauptstadt des Landes war, blühte Gaza als Griechenstadt wieder auf, zeigten Anthedon und Arethusa völlig griechische Art. Später kamen dazu zahlreiche andere Metamorphosen, von denen hier nur die Umtaufung Kaphar Sabas in Antipatris erwähnt werden möge.

Und in demselben, ja in stärkerem Grade, wie das Hellenenthum sich unter den Juden festsetzte, siedelte sich, theils gewaltsam hinweggeführt, theils durch die Lust am Gewinn getrieben, das Judenvolk in der hellenischen Welt an. Die macedonischen Könige versetzten wiederholt Schaaren des Volkes als Krieger oder Gefangene nach fremden Ländern, und unabläßig zogen freiwillige Auswanderer nach den verschiedensten Strichen der

Gebiete am Mittelmeer, während zu gleicher Zeit die von den ersten Wegführungen des Volkes in Mesopotamien zurückgebliebenen Kolonien sich nicht nur erhielten, sondern ihrerseits gleichfalls Züge von Emigranten, und zwar bis tief nach Arabien und bis nach Ostasien ausgehen ließen. In Aegypten wohnte zur Zeit Jesu fast eine Million Juden. In Alexandrien bildeten sie den dritten Theil der Einwohnerschaft. In Nordsyrien saßen sie besonders zahlreich in Antiochien. Starke Massen von Juden hatten sich ferner in den Hauptstädten des westlichen Kleinasiens, in Ephesus, Milet, Laodicea und Halikarnaß, in den Pontusländern, in Thracien und Macedonien, auf den Inseln zwischen Asien und Europa, besonders auf Kreta und Cypern, Euböa, Delos und Kos angesiedelt. Im eigentlichen Griechenland zogen sie vorzüglich gut gelegene Handelsstädte wie Korinth an. In Rom sammelten sie sich seit der Zeit des Pompejus bis zur Zahl von 8000 Seelen an. Von dort aus gründeten sie Ansiedelungen in Gallien und Spanien, von Aegypten aus Niederlassungen in den Orten der Pentapolis.

Daß diese Colonisten nicht im Lauf der Zeit in die Völker, unter denen sie wohnten, aufgingen, verhütete zunächst, ganz ähnlich wie bei den Griechen unter der Türkenherrschaft, der Umstand, daß die Religion sie von jenen schied, dann das zähe, hartnäckige Wesen und der eigenthümliche Stolz, der sich als auserwähltes Volk wissenden Race, der von den Heiden mit brennendem Haß erwidert wurde, ferner der enge Zusammenhang mit dem Nationalheiligthum in Jerusalem und durch dieses mit dem ganzen Mutterlande, endlich die vielfachen Gunstbezeugungen, die ihnen von wohlwollenden Fürsten sowie von andern Mächtigen, Liebhabern von Dingen, die wir jetzt als romantische bezeichnen würden, zu Theil wurden. Daß der Aufenthalt unter Fremden sie ganz unberührt gelassen haben sollte, ist an sich schon unglaublich, wird aber auch durch zahlreiche Thatsachen widerlegt. Die ausländischen Juden verlernten, und zwar selbst in dem nahen Aegypten, die Sprache der Heimath,

und dies in dem Maße, daß für sie eine eigne Uebersetzung der heiligen Schriften ins Griechische, die Septuaginta, nöthig wurde. Sie bequemten sich vielfach, so weit es das mosaische Gesetz nicht verbot, in einzelnen Fällen auch gegen dieses, ausländischem Brauch an. Sie verwandelten endlich in ähnlicher Weise, wie wir dies jetzt deutsche Auswanderer in Amerika thun sehen, ihre Namen theils durch Anbequemung an die Laute japhetischer Sprache, theils durch vollständige Uebersetzung in griechische und römische. Wie der deutsche Schneider dort zum Taylor, der Klein zum Kline oder Little wird, so wurde hier der Schamai zum Samäos, der Kajapha zum Petros, der Chanan zum Ananias, der Zadik zum Justus, ja sehr viele nannten — ich erinnere nur an Namen wie Kastor, Jason, Dorkas, Lysimachos, Chares, Aristobulos, Eupolemos, Glaphyra und Berenike — ihre Kinder gleich Anfangs nach berühmten Heiden. Die nichtpalästinensischen Juden fanden sich endlich durch die Anmuth der hellenischen Literatur lebhaft angezogen, und sie konnten dem Reiz, sich in die fremde Poesie und Wissenschaft zu versenken, um so weniger widerstehen, als das nationale Geistesleben jener Tage in dieser Hinsicht nichts von hervorragender Bedeutung schuf — eine Lage der Dinge, welche große Aehnlichkeit mit dem Verhältniß hat, in dem strebende Geister in Deutschland den Franzosen in der Zeit Ludwigs des Vierzehnten und seines Nachfolgers gegenüberstanden. Was für diese Paris war, war für jene Alexandrien. Jüdische Aegypter besangen nach griechischen Mustern den Auszug Israels aus Aegypten, den Ruhm Jerusalems u. a. Andere suchten mit der Methode der hellenischen Philosophenschulen, namentlich der platonischen, die Religion der Väter zu rechtfertigen. Wieder andere fanden sogar eine enge Verwandtschaft der biblischen Wahrheiten mit den Gedanken altheidnischer Dichter und Weisen, wie Homer, Orpheus und Hesiod heraus.

Dieses Verschmelzen des griechischen Wesens mit dem hebräischen würde sich im Laufe der Zeit zu fast vollständigem Ver-

schwinden des letztern vollendet haben, und zwar selbst in Palästina, wo ein dichter Kern des alten Volkes hartnäckigern Widerstand leistete, wenn nicht die Gewaltsamkeit, mit welcher Antiochus Epiphanes die Juden zu vollen Griechen zu machen strebte, eine Reaction hervorgerufen hätte. Waren doch selbst Hohepriester der fremden Bildung und den fremden Sitten geneigt, bot doch einer derselben, Jason, ungescheut die Hand zur Einführung heidnischer Bräuche, und bildete sich doch in den älteren Sadducäern eine Sekte heraus, die gegen die ängstliche und steife Orthodoxie der Schule Esras und seiner Nachfolger entschieden den Anschluß an die nicht unter dem Gesetz stehende Welt vertheidigte und in dieser Richtung im Allgemeinen jenen Altgläubigen, die den Ehrennamen der Chassidim, d. i. der Frommen annahmen, etwa so wie gegenwärtig die Reformjuden den am Talmud festhaltenden gegenübertrat.

Unter Antiochus Epiphanes hatte die griechenfreundliche Partei in Jerusalem selbst so viel Einfluß und Ausbreitung gewonnen, daß sogar der Dienst im Tempel zu stocken begann, daß viele Priester sich der Beobachtung der alten Religionsvorschriften schämten und daß jener Jason, gegen eine Geldsumme vom König zum Hohenpriester ernannt, das Unerhörte wagen konnte, Zuschauer und Theilnehmer mit Weihgeschenken zu den in Tyrus gefeierten Heraklesspielen zu senden. Ein Aufstand gegen den hohenpriesterlichen Schützling des Königs gab letzterem Veranlassung, mehr zu verlangen und die gänzliche Vertilgung der alten Landesreligion zu versuchen. Jerusalem wurde von einem syrischen Heer erobert und nach der Flucht der dortigen Chassidim in eine völlig heidnische Stadt verwandelt, die Beschneidung verboten, die Feier des Sabbaths untersagt und der Opferaltar Jahves für den Vater der hellenischen Götter eingerichtet. Die patriotische Erhebung, welche durch dieses Verfahren hervorgerufen wurde, ist bekannt. Das Heldengeschlecht der Hasmonäer, nach seinem glänzendsten Vertreter auch die Makkabäer genannt, erkämpfte sich nach langem wechselvollen

Streit mit der Uebermacht der Heiden unsterblichen Ruhm, dem Lande die Unabhängigkeit und der Partei der Nationalgesinnten und Gesetzeifrigen den Vorrang. Man konnte unter Johannes Hyrkanos, der sich zuerst von der Herrschaft der Syrer ganz losriß und die eigne über die Grenzen des Landes hinaus erweiterte, die Tage Davids und Salomos wiedergekommen glauben. Aber der Einfluß der Fremden war nicht mehr zu bannen. Indem man sich von den Griechen losmachte, schloß man ein verhängnißvolles Bündniß mit Rom, und als mit der gesicherten Freiheit der Friede wiederkehrte, entzündete sich an dem Gegensatz der Orthodoxen und der Freidenker ein neuer Kampf, der unter Mitwirkung anderer Elemente zuletzt zum Sturz der Hasmonäer und zur Erhebung der Herodianer führte. Die Makkabäer hatten im Allgemeinen den Sieg und die Herrschaft der fromm-nationalen Partei vertreten. Die Herodianer repräsentiren schon durch ihren nichtjüdischen Ursprung, dann aber durch ihr laues Verhalten zur Landesreligion und ihre Hinneigung zur Fremde einen noch entschiedeneren Triumph der gegnerischen Richtung, die freilich ohne Hülfe der Römer die Oberhand nicht behalten hätte.

Die siegreiche Partei der Frommen spaltete sich unter den letzten Hasmonäern in zwei Fractionen: eine weltlich gesinnte, die, mehr die Früchte des Sieges ins Auge fassend, handeln und herrschen wollte, und eine andere, welche, mehr an die Wurzel des Erfolgs denkend, sich mit stiller Arbeit zur Ergründung der im Gesetz niedergelegten religiösen Wahrheit begnügte. Die eine umfaßte diejenigen, welche später als die Sekte der Pharisäer von sich reden machte, die andere die sogenannten Essener. Neben ihnen aber tauchten sehr bald als einflußreich, wenn auch zunächst schüchterner als früher und mehr dem Gesetz genähert, die Sadducäer wieder auf.

Die Sadducäer waren im Allgemeinen der Religion gegenüber bis zu einem gewissen Grade Rationalisten, der Nation gegenüber Kosmopoliten. Der Grundgedanke ihrer Lehre be-

stand in der an die Stoiker erinnernden Läugnung dessen, was das alte Judenthum mit seinem transcendentalen Gott als obersten Satz aufgestellt, d. h. eines alle menschlichen Dinge im Voraus unabänderlich bestimmenden Geschicks, also in starker Betonung der menschlichen Willensfreiheit, die nach ihnen allein Gutes und Böses, menschliches Wohl oder Wehe bestimmte. Daran schloß sich Läugnung der Unsterblichkeit und der ewigen Vergeltung, sowie des Daseins von Engeln. Das Gesetz ließen sie gelten, doch behielten sie sich volle Freiheit der Deutung desselben vor und verwarfen deshalb alle die Satzungen, die seit Esra aus den mosaischen Vorschriften abgeleitet worden waren. In ihrem Urtheil über Dinge der Moral waren sie streng, indeß galt ihnen als wesentlich nur der sittliche Kern der Handlungen; auf die Adiaphora der Ethik wurde kein Werth gelegt, und da sie sich in Folge dessen vom Genuß des Lebens nicht fern hielten, so zogen sie sich von ihren Gegnern den Vorwurf zu, Epicuräer zu sein. Auf den Beifall der Volksmasse gaben sie wenig, dagegen neigten sie sich später den römischen Gewalthabern zu.

Die **Pharisäer** bilden zu dieser Partei den strengsten Gegensatz. Sie fanden in dem Gesetz die Quelle aller Weisheit, beobachteten streng die aus demselben abgeleiteten Satzungen und waren auf deren weitere Vervollständigung bedacht, zum Theil im wirklichen Glauben, damit das Rechte zu thun, mehr aber noch, um vor dem Volke als strenge Fromme zu erscheinen und damit Macht und Einfluß zu gewinnen. Unzweifelhaft gab es unter den Mitgliedern der Sekte rechtschaffne Charaktere, und in späterer Zeit zeichneten sich mehre Pharisäer als Patrioten aus. Im Allgemeinen aber werden sie mit ihrer egoistischen Scheinheiligkeit Vorgänger unsrer Jesuiten gewesen sein. Ihre Hauptdogmen waren: Jedem Menschen ist sein Schicksal von Gott unausweichlich bestimmt, doch bewegt er sich innerhalb der Grenzen des göttlichen Weltplans handelnd mit dem Bewußtsein der Freiheit, und seine Gerechtigkeit ist

sein Verdienst. Ferner: die menschliche Seele ist unsterblich, und es giebt eine Vergeltung, indem die Seelen der Bösen auf ewig in der Unterwelt eingeschlossen bleiben, die der Frommen aber nach Genuß eines seligen Zwischenzustandes in andere reine Leiber und somit ins Leben zurückzukehren. Die Pharisäer machten sich durch eigne Abzeichen dem Volke kenntlich und empfahlen sich ihm durch geflissentlich in die Oeffentlichkeit getragne milde Gaben, fleißiges Beten auf den Straßen, Halten auf alterthümliche Sitte und Mode, scheinbare Verachtung der Welt und ihrer Genüsse sowie durch Pflege der Reliquien aus der Vergangenheit der Nation.

Die Essener nehmen keine politische Bedeutung für sich in Anspruch. Sie zogen sich, abgestoßen von dem Gebahren der Pharisäer, mit denen sie, wie bemerkt, früher eine Partei gebildet, aus dem nationalen Leben völlig zurück, um, gleich den spätern Mönchen, in Einöden zu Gesellschaften vereint, ein Leben besonderer Heiligkeit und Gerechtigkeit zu führen, sich nur dem Dienste Gottes, des Gesetzes und des Propheten Moses zu weihen, welcher letztere von ihnen fast göttlicher Verehrung würdig gehalten wurde, alle Leidenschaften zu fliehen und alle sinnlichen Genüsse zu vermeiden. Die Essener lebten als Communisten, kleideten sich möglichst gleichförmig, vertheilten ihre Arbeiten nach dem Grundsatz der Gleichheit und aßen gemeinschaftlich. Im Streben nach höchster Reinheit verwarfen die meisten die Ehe, alle den Genuß von Wein, Fleisch und Oel. Ihre Religionsübungen bestanden in Chorgesang, Erbauung aus den heiligen Schriften, häufigen Waschungen und strengster Beobachtung des Sabbaths. Blutige Opfer waren untersagt, Gaben anderer Art für den Tempel geboten. Jeder hatte dem Vorsteher, dessen Kloster oder Gemeinde er sich gewählt, stricten Gehorsam zu leisten, doch war der Einzelne frei, wo es Armen und Unglücklichen zu helfen galt, und so geschah es bisweilen, daß Mitglieder der Sekte die Wüste verließen, um als Aerzte dem Volke Hülfe zu leisten oder als Prediger zur Buße und

Besserung zu mahnen. Von Schriften lasen sie nur heilige, deren nichtheilige Stellen sie sich durch allegorische Deutung verklärten. Die Welt zwischen Gott und dem Menschen bevölkerten sie mit zahlreichen Ordnungen von Engeln, über die sie vielleicht mit den spätern gnostischen Dogmen verwandte Geheimlehren hatten. Mehre ihrer Einrichtungen, ihre drei auf einanderfolgenden Grade, ihre mit dem Gelübde der Verschwiegenheit verbundenen Schüleraufnahmen, ihr schwerer Eid beim Eintritt in den obersten Grad, womit sich die Forderung verknüpfte, von nun an jeden Eid zu unterlassen, erinnern an die Pythagoräer, doch konnten sich dergleichen Dinge auch unabhängig von jenen herausbilden.

Als eine feinere, vornehmere Art von Essenern sind die Therapeutenbrüderschaften aufzufassen, die aus den Juden Aegyptens hervorgingen. Auch sie lebten als Flüchtlinge aus der Welt in der Wüste nach communistischen Grundsätzen. Aber die Einrichtung ihrer Gemeinden war der Art, daß alle körperliche Arbeit wegfiel und ihr Leben ein steter Gottesdienst durch Fasten, Versenkung in die heiligen Schriften, beschauliche Ruhe und Ringen des Gemüths nach mystischer Annäherung an die Gottheit war. Ihre Organisation scheint denen unsrer Mönchsorden sehr ähnlich gewesen zu sein: kleinere Gesellschaften gruppirten sich um ein kleineres Bethaus, wo sie die Sabbathe feierten, am Tage aber nach sieben Sabbathen schlossen sich diese Vereine zu einer allgemeinen Uebung zusammen, die in Gebet, Gesang und Tanz (den wir uns dem der edleren Derwischorden ähnlich vorstellen dürfen) bestanden und vom Abend bis zum Morgen dauerten. Ihr Hauptsitz war die Gegend am See Mareotis südlich von Alexandrien, und in ihren Orden hatten auch gottselige Frauen Zutritt. Ihr Ringen nach innerem Licht ließ sie auch das äußere in einem hohen Grade verehren; denn es wird berichtet, daß sie beim Morgengebet sich nicht wie andere Juden der Gegend von Jerusalem, sondern der aufgehenden Sonne zukehrten. Ueberhaupt aber scheinen sich in ihrem Kreise gewisse Vorstellungen zu göttlichen Wesen herausgebildet zu haben,

die wie das Wort im Johannesevangelium und die Sophia im Buch der Weisheit neben dem alten Gott eine Stellung einnahmen.

Ich erwähne sie und die Essener hier nur, weil ihr Wesen und ihre Richtung einen Theil der Gedanken ausdrücken können, welche, damals im Gemüth des jüdischen Volkes zerstreut fluthend, später vom Christenthum zusammengefaßt und allmählig zu fester Lehre ausgestaltet wurden. In politischer Beziehung kommen zunächst nur die Sekten der Pharisäer und Sadducäer in Betracht, von denen jene sich, wie bemerkt, mehr um die Gunst des niedern Volkes bewarben, diese mehr die vornehme Klasse anzogen, beide aber dadurch sich von bloßen Schulen unterschieden, daß sie ihre Ansichten im Leben des Großen und Ganzen durchzuführen versuchten. Die Ränke und Kämpfe, die sich daraus ergaben, trugen nicht wenig zur Beschleunigung des Untergangs der Nation bei. Unter Johannes Hyrkanos hatten Anfangs die Pharisäer das Ohr des Fürsten und Hohenpriesters und mit ihm die Leitung der Staatsgeschäfte. Aber eine unvorsichtige Aeußerung eines aus ihrer Mitte stürzte sie von der Höhe ihrer Macht und brachte die Sadducäer ans Ruder, womit eine vollständige Umwälzung nicht nur in den obersten Grundsätzen der Regierung, sondern, da die jetzt herrschende Partei alle nichtmosaischen Satzungen verwarf, auch der Sitten und Bräuche des Volkslebens eintrat. Solche Umwälzungen folgten unter den spätern Herrschern mehrere. Bald hatte die eine, bald die andere Partei die Oberhand, und so entstand eine Unsicherheit des politischen, religiösen und gesellschaftlichen Lebens. die, durch die Einwirkung des jetzt vielfach faul gewordenen Griechenthums verstärkt, zuletzt beinahe einer sittlichen Auflösung gleichkam.

Die Regierung der letzten Hasmonäer war eine Zeit voll Greuel, wie sie die jüdische Geschichte selten zu verzeichnen gehabt hatte, und wie sie im Abendland nur unter den römischen Kaisern und dann etwa in den Tagen Brunhildes und Frede-

gundes ein Seitenstück finden. Der älteste Sohn Hyrkans, vom Vater in seinem letzten Willen nur zum Hohenpriester ernannt, während die weltliche Herrschaft der Mutter übertragen wurde, setzte, um die Königskrone zu erlangen, jene Mutter gefangen und ließ sie verhungern, gebot, von Hofintriguen berückt, seinen Bruder zu ermorden und starb an Gewissensbissen. Sein Nachfolger, ein kriegerischer Tyrann, begann seine Herrschaft mit einem Brudermord, ließ, als das Volk an einem Laubhüttenfest, von den Pharisäern gegen den die Sadducäer begünstigenden König aufgereizt, ihn im Tempelvorhof mit den zur Feier mitgebrachten Citronen bewarf, von seinen Söldnern sechstausend der Tumultuanten niederhauen und rief durch diesen Act der Grausamkeit, als er bald darauf in einem Feldzug gegen die Araber eine Niederlage erlitt, einen furchtbaren Aufstand der Pharisäer und ihres Anhangs hervor. Die Pharisäer vergalten ihm jetzt die Verfolgung, die sie von ihm erfahren, reichlich. Vaterlandsverrätherischer Weise dingten sie gegen ihn fremde Söldner, riefen sie sogar den macedonischen König von Damaskus ins Land, aber nachdem sie mit dessen Hülfe den König in einer Schlacht bei dem heutigen Nablus geschlagen, ermannte sich dieser wieder, und der Bürgerkrieg endete mit einem vollständigen Siege desselben, den er damit feierte, daß er achthundert gefangene Pharisäer zu Jerusalem kreuzigen ließ, nachdem sie die Abschlachtung ihrer Frauen und Kinder hatten mit ansehen müssen. Später herrschte er glücklich und erweiterte durch unabläßige Kriegszüge die Grenzen des Landes beträchtlich. Seine Krone ging auf seine Wittwe über, die sich auf seinen Rath den Pharisäern wieder zuwandte, welche jetzt nach Möglichkeit Rache an den Sadducäern nahmen.

In dieser Weise spann sich die Geschichte Judäas in Thronstreitigkeiten, Parteikämpfen, Einmischung von Fremden, Verrath und Intriguen fort, wie das Leben eines Körpers, in dem mehre Krankheiten um die Herrschaft ringen, bis endlich im Jahre 63 v. Chr. die Römer, von nicht weniger als drei

Parteien zugleich um ihren Beistand angegangen, von Damaskus her in das Land rückten, Jerusalem einnahmen und den Kronprätendenten, dem die Pharisäer anhingen, unter der Bedingung jährlicher Abgaben an Rom zum Fürsten ohne Königstitel machten. Den meisten Gewinn aus diesen Vorgängen hatte ein Feldherr des nun zur Herrschaft gelangten Hasmonäerprinzen, der Idumäer Antipater gezogen, der es verstand, sich zunächst mit Pompejus, dann, als dessen Stern im Untergehen war, mit Cäsar und, indem er von diesem allerlei Vortheile für die im römischen Reich zerstreuten Juden zu erlangen wußte, auch mit dem Volke auf guten Fuß zu stellen. Er war, nachdem die letzten Anstrengungen des Kronprätendenten, der sich auf die Sadducäer stützte, vereitelt worden, der eigentliche Gebieter des Landes. Nachdem er an Gift gestorben, vollendete sein Sohn das Werk, das er begonnen, durch lange wüste, mit äußerster Grausamkeit geführte Kriege, an denen die Parther für die Sprossen der Hasmonäer theilnahmen, die Römer sich dem Erben Antipaters anschlossen. Das Königthum eines Halbjuden bildete den Uebergang zu der jetzt nahe gerückten Herrschaft der Nichtjuden. Nicht Jehova, nicht sein Stellvertreter, der Hohepriester, nicht ein Nachkomme des alten Fürstenhauses, sondern Herodes war der für dieses Geschlecht passende, der allein zeitgemäße König.

In der Vorstellung des Volkes ist Herodes nichts als ein blutiger Gewaltherrscher, an dessen Namen sich der Kindermord von Bethlehem und bei vielen (durch Verwechslung mit spätern Fürsten seines Geschlechts und Namens) andere Grausamkeiten z. B. die Hinrichtung Johannes des Täufers knüpfen. Die Geschichte weiß auch Gutes von ihm zu berichten. Wenn sie uns ihn gleichwol von Blut und Schreckensthaten umgeben zeigt, so haben wir dies als zum Kolorit seiner Zeit gehörig, als Landesart aufzufassen; denn auf keinen Fall war er schlimmer als sein Volk und als seine letzten Vorgänger auf dem Throne. Er war ehrgeizig, und so rottete er allmählig das gesammte hasmonäische Geschlecht aus. Er war mißtrauisch, und

so ließ er außer zahlreichen Häuptern der Volksparteien selbst mehre seiner Söhne und seine Gemahlin Mariamne als Verschwörer hinrichten. Er achtete Leben und Habe der Menschen nicht, und so opferte er dieselben in Hekatomben seinem Egoismus. Er hielt wenig oder nichts von der Religion, zu der er sich bekannte, und so entschädigte er sich für den Zwang, den sie ihm auflegte, so oft als möglich durch heidnisches Gebahren. Aber er war ein Mann im vollen Sinn des Wortes, und wenn dem Volke noch irgend zu helfen gewesen wäre, so hätte es durch seine kühne Kraft, seine nachhaltige Geistesstärke, seine unerschöpfliche Gewandtheit und seinen seltenen Thätigkeitstrieb geschehen müssen. Er hat ferner viele Feinde, aber auch in seinem Minister, dem hochgebildeten, als Geschichtschreiber, peripathetischer Philosoph, Redner und Dichter weithin berühmten Damascener Nikolaos, dessen Bruder, dem Großsiegelbewahrer Ptolemäos und andern mit den höchsten Stellen betrauten Beamten sowie in vielen seiner Feldherrn bis über seinen Tod hinaus treue Freunde gehabt. Er hat grausam gehaßt, aber auch geliebt wie wenige, und wenn er, bösem Rath sein Ohr leihend, in schwarzer Stunde über die mit aller Kraft der Seele geliebte Frau den Tod verhängte, so hat er dafür eine sich bis zum höchsten tragischen Wahnsinn steigernde Buße gethan und tiefer brennende, länger dauernde Pein gelitten, wie irgend ein Unseliger, der Aehnliches verschuldet. Herodes hat endlich, nachdem er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, ein Regiment geführt, das unter damaligen Verhältnissen fast ein Segen für das Land, mit geringen Unterbrechungen friedlich und für den Wohlstand des Volkes im hohen Grade förderlich war. Wenn er sein eigen Fleisch und Blut dem Henker übergab, so ist zu bedenken, daß in der That in allen seinen Palästen die bösen Geister des Verraths und der Intrigue umgingen, und daß mehre seiner nächsten Verwandten ihm nach Krone und Leben trachteten und ihn mit der ruchlosesten Heuchelei zu umgarnen bestrebt waren. Wenn er die Empörer mit furcht-

barer Strenge strafte, so bedurfte die zähe, trotzige, unaufhörlich zu bewaffnetem Widerstand aufgelegte Natur der damaligen in fast dreißigjährigen Parteikriegen aufgewachsene Generation einer eisernen Faust, wofern sie nicht jeden Tag den Bestand des Staates in Frage stellen sollte. Wenn sein Verhältniß zur Religion kein inniges war, so begreift sich das, wenn man sich erinnert, daß in den Gesellschaftskreisen, die dem König nahe standen, von religiösem Leben so gut wie nichts, höchstens das Gerippe, steife kleinliche Dogmen und äußerer Pomp übrig war. Für das, was sich in dem niedern Volke erhalten hatte und sich um die Erwartung eines Messias gruppirte, mangelten dem Herrscher Sinn und Verständniß, und wo es hervortrat, begriff er nur die weltliche Seite davon und verfolgte es als Bedrohung seiner Stellung. Für das mystische Treiben der Essener endlich war er so wenig geschaffen, wie etwa Friedrich der Große für die deutschen Pietisten.

Die Sekten der Pharisäer und Sadducäer, die sich jetzt in bloße gelehrte, fast nur noch in Wortgefechten sich tummelnde Schulen verwandelt hatten, ließ er unangetastet. Kümmerte er sich in den letzten ruhigen Jahren seiner Regierung überhaupt um sie, so wird er sich zu den Sadducäern hingeneigt haben. Er ließ eben jeden nach seiner Façon selig werden, auch seine zahlreichen heidnischen Unterthanen, deren Heiligthümer er fast ebenso freigebig mit Geschenken bedachte als den Tempel Jehovas.

Im Uebrigen war Herodes ein fleißiger Städtegründer und ein Förderer von Handel und Gewerbe. Als im Jahre 24 v. Chr. eine Reihe von Unglücksfällen das Land heimsuchte, die einen schwächern Geist als den seinen tief gebeugt hätten, anhaltende Dürre eine Hungersnoth und diese wieder Seuchen und allgemeine Verzweiflung hervorrief, entwickelte er die größte Thätigkeit und Aufopferung, schonte, als seine Geldquellen versiegten, seine eignen Schmucksachen nicht, um Mittel zur Linderung der Noth zu schaffen, vertheilte mit größter Bereitwilligkeit halb oder ganz umsonst an die Dürftigen Brot- und

Saatkorn, Kleidung für den nahen Winter und andere Nothdurft, und wandelte auf diese Weise einen großen Theil seiner Gegner in Anhänger um. Mit Augustus stand er auf dem besten Fuße, und der Glanz dieser Freundschaft kam auch den unter den Heiden wohnenden Juden vielfach zu Gute. Als er nun einige Zeit nach jener großen Theuerung ein Drittel der Steuern erließ, als er in einer großen Versammlung sich seiner Sorgfalt um das Wohl aller Juden auf Erden rühmen konnte, als er den Tempel zur Freude des Volkes prächtig ausgebaut hatte, schien er der glücklichste Fürst seiner Zeit.

Aber die letzten Jahre seiner Regierung sollten die dunkelsten für ihn sein, und das Unheil, das ihn umstrickte, kam gerade aus der Mitte seiner Familie. Sein ältester Sohn Antipater, einer der schwärzesten Charaktere dieser an dämonischen Seelen überreichen Zeit, verstand es, nach der ihm als Unedelgebornen nicht bestimmten Erbschaft der Krone lüstern, sich in das Vertrauen des Vaters einzuschleichen und die beiden jüngern Brüder, die als Söhne der hingerichteten Mariamne allerdings keine besonders heftige Neigung zu dem Mörder ihrer Mutter haben konnten, in dem Maße zu verdächtigen, daß der König sie zuerst gegen Antipater zurücksetzte und sie endlich nach dem frevelhaften Schauspiel eines aus dem König von Kappadocien und 150 Edlen des Landes zusammengesetzten Scheingerichts in Samaria als Verräther erdrosseln ließ. Mit ihnen starben, auf Herodes Befehl von niederm Volk gesteinigt, 300 des Einverständnisses mit ihnen Angeklagte. Die beiden Königssöhne waren unschuldig gewesen. Antipater hatte ihre Wegräumung nur veranlaßt, um sofort gegen den Vater Intriguen anzuspinnen, die in einem Vergiftungsplan gipfelten. Das Geheimniß wurde indeß entdeckt, Antipater verhaftet, im Beisein des römischen Statthalters von Syrien, Quinctilius Varus verhört, trotz seiner Gewandtheit im Heucheln vollständig entlarvt und einige Zeit nachher hingerichtet.

Dazu kam, daß sich die Partei der Frommen, die schon

früher in ihrem pharisäischen Zweige sechstausend Köpfe stark plötzlich den Unterthaneneid verweigert hatte, auf Anregung zweier berühmter Gesetzlehrer wieder unruhiger und fanatischer zeigte. Dazu, daß Herodes von schwerer Krankheit ergriffen wurde. Die Zeloten erregten wegen des römischen Adlers, den der König über der einen Pforte des Tempelgebäudes hatte anbringen lassen, einen großen Aufruhr und zerstörten das verhaßte Bild. Sie wurden durch Herodes vom Krankenbette aus empfindlich gezüchtigt, der eine jener Gesetzlehrer, Matthia, Margaloths Sohn sammt andern Schürern des Aufstands in Jericho lebendig verbrannt, der in die Sache verwickelte Hohepriester abgesetzt. Aber die Krankheit des Königs ließ sich nicht so leicht bewältigen. Vergeblich brauchte er das ihm von den Aerzten verordnete heiße Oelbad. Wenige Tage nachher starb er unter den furchtbarsten Leiden. Mit welchen Vorstellungen über die Stimmung im Lande er verschied, welch ein wilder Charakter er bei allen oben geschilderten bessern Eigenschaften im Grunde war, bewies der letzte Befehl, den er ertheilte und der darauf ging, daß die von ihm versammelten Landesvertreter, die er in der Rennbahn von Jericho eingeschlossen hielt, sämmtlich zusammengehauen werden sollten, sobald er ausgeathmet. Josephus sagt, der König habe in dem Bewußtsein, daß sein Tod allgemeinen Jubel erregen werde, jenen Befehl damit motivirt, daß er das Land nach seinem Tode in Trauer sehen wolle. Wahrscheinlicher ist, daß Herodes jene Volksrepräsentanten, die den vornehmern Geschlechtern angehörten, deshalb weggeräumt wissen wollte, weil sie ihm als Feinde seiner Dynastie erschienen und er seinen Nachfolgern durch Entfernung der Häupter des fortgährenden Volksingrimms den Weg zu einem ruhigen Regierungsantritt ebnen wollte. Das Mordedict, das übrigens nicht ausgeführt wurde, bleibt darum abscheuerregend genug. Nur der blutige Witz fällt weg, der auf einem Sterbebette, selbst dem eines Tyrannen, nicht recht natürlich erscheint.

Herodes war ein fast unabhängiger Vasall Roms gewesen.

Unter seinen Söhnen sollte sich das Verhältniß anders gestalten. Nach dem Testament des Königs erhielt der eine derselben, Archelaos, die Königswürde und den südlichen Theil des Landes, ein andrer, Antipas, das städtereiche Galiläa und Peräa, ein dritter, Philippos, die nordöstlichen Gebiete, die Schwester des Erblassers endlich, Salome, ein kleines Fürstenthum im Südwesten. Allein der Kaiser Augustus, dem das Testament zur Bestätigung eingesandt werden mußte, trug, an der Tüchtigkeit des Archelaos, ein so unruhiges Volk wie die Juden im Zaum zu halten, zweifelnd, Bedenken, seine Einwilligung in die Wahl dieses Prinzen zum König zu ertheilen. Und in der That war die Lage der Dinge der Art, daß solche Zweifel gerechtfertigt schienen. Zunächst hatte Archealos sich gleich nach dem Tode seines Vaters Gewaltthaten gegen das Volk erlaubt, und es herrschte darüber wie über das ganze Verhältniß der Königsfamilie zu Rom eine Gährung, die endlich zu Unruhen führte. Die Herodier waren nach Rom gereist, um ihre Sache persönlich zu betreiben, als gegen die während des Interregnums in Jerusalem die Rechte des Kaisers wahrenden Römer ein Aufstand ausbrach, bei dem diese einen Theil der Tempelhallen verbrannten und den Schatz des Heiligthums plünderten, zuletzt aber, nachdem die meisten Anführer des königlichen Heeres sich mit ihren Truppen den Aufständischen angeschlossen, sich auf Behauptung der Burgen der Stadt, namentlich des Phasaelsthurms beschränkt sahen. Die Insurrection verbreitete sich rasch über das ganze Land, aber ohne Plan und sichere Ziele. Mehre Parteien entstanden, die sich gegenseitig bekämpften. Verschiedene Führer warfen sich zu Königen auf. Viele Haufen trieben unter dem Vorwand, für die Freiheit und die nationale Wiedergeburt zu streiten, Räuberei und andere Gewaltthat. So gelang es den Römern, die unter Varus, dem Statthalter in Syrien, zur Dämpfung der Rebellion heranrückten und durch Hülfstruppen benachbarter Fürsten und Städte unterstützt wurden, ohne große Anstrengung, der Empörung Herr zu werden. Das Land wurde

unterworfen, Jerusalem entsetzt, die am stärksten betheiligten Orte und Striche streng gezüchtigt.

Müde solcher zu nichts führenden Erhebungen und den Herodiern abgeneigt, wählten die Freunde der Ruhe und Ordnung eine Gesandtschaft an den Kaiser, um von diesem die unmittelbare Unterstellung unter die römische Herrschaft zu erbitten. Inzwischen hatte Augustus dem Archelaos und seinen Brüdern Hoffnung auf Erfüllung des letzten Willens seines alten Freundes Herodes gemacht, und so wurde das Begehren jener Gesandtschaft abgeschlagen und das Testament mit der Einschränkung bestätigt, daß Archelaos den Königstitel vor der Hand nicht führen, ihn aber erhalten solle, wenn er sich gut verhalte und seinen Unterthanen nicht wieder Ursache zur Klage gebe. Diese Bedingung wurde von ihm nicht erfüllt, und so erfolgte endlich seine Absetzung und Verbannung nach Vienna in Gallien und die Einverleibung des von ihm beherrschten Haupttheiles von Palästina in das römische Reich. Die übrigen Glieder der Familie und ihre Nachkommen blieben, der eine Zweig länger, der andere kürzer, noch einige Zeit im Besitz ihrer Erbschaft, hatten aber fast nur noch die Bedeutung von mediatisirten Fürsten, richteten ihre Länder ganz nach dem in Judäa eingeführten römischen Muster ein und durften über nichts von Wichtigkeit verfügen, ohne vorher bei den Statthaltern Syriens oder in Rom selbst angefragt zu haben.

Die weiteren Geschicke des Landes gingen nicht mehr von den Fürsten, sondern vom Volke und zwar weniger von den höhern, als von den niedern Schichten desselben aus, in denen sich mehr wie in jenen Reste des Geistes, der die Propheten beseelt und die Makkabäer zu Heldenthaten getrieben, erhalten hatten, und aus denen auch das Christenthum entsprang. Auch der Umstand, daß es nicht das vornehmere Judäa, sondern das gering geachtete Galiläa war, wo diese Elemente sich am kräftigsten regten, ist wohl zu beachten.

Indem die Römer Judäa der Provinz Syrien als

Eparchie zutheilten, wurde in gewissem Grade das Verhältniß wiederhergestellt, in dem dasselbe kurz vor und zum Theil während der Makkabäerzeit zur Herrschaft der syrischen Könige gestanden hatte. Judäa erhielt seinen Procurator oder Statthalter, welcher fast alle Vollmacht eines Proconsuls hatte, aber doch in sämmtlichen Kriegssachen dem Proconsul oder Rector in Antiochien untergeordnet war und von diesem in seinem Verhalten beaufsichtigt wurde. Der Statthalter hatte seine Residenz nicht in Jerusalem, sondern in der für die Verbindung mit Antiochien und Rom bequemer gelegenen Seestadt Caesarea, in welcher auch die größere Hälfte der für Palästina bestimmten römischen Besatzung garnisonirte. Er besaß alle Befugnisse der bisherigen Landesfürsten, unter andern auch das Recht, den Hohenpriester ein- und abzusetzen. Dagegen bewegten sich die untern Gerichte und Behörden bis zum Sanhedrin hinauf wieder freier als unter Herodes, da die Römer sich mit der obersten Macht begnügten und sich in die besondern Bräuche, Rechtssatzungen und Religionsvorschriften des Volkes nicht mischten. Die Rechts- und Theologenschulen Jerusalems blühten ungestört weiter. Das Sanhedrin entschied über alle die Religion betreffenden Fälle, nur durfte es kein Todesurtheil fällen. Die Gerichte sprachen, namentlich wo sie mit Sadducäern besetzt waren, in der Regel mit Unparteilichkeit Recht. Das Einzige, worüber die nicht grundsätzlich aller ausländischen Herrschaft Widerstrebenden klagen konnten, war die Höhe der Abgaben, die in Zöllen, Steuern von Häusern und Marktfrüchten und vorzüglich in der Kopf- und Grundsteuer bestanden und in der That drückend waren.

Um die zuletzt erwähnten Lasten nach Gebühr vertheilen zu können, ließ der Kaiser von dem Proconsul P. Quirinus einen Census, d. h. eine Volkszählung und Vermögensabschätzung vornehmen. Die Majorität der höhern Gesellschaft im Lande scheint darin nichts Anstößiges gefunden zu haben. Dem gemeinen Mann war sie, indem ihm in ihr die Besitzergreifung

Palästinas durch Rom zum ersten Mal deutlich zum Bewußtsein gebracht wurde, im hohen Grade zuwider, und so verstärkte sich eine Partei, welche sich inzwischen aus den weder in die Pharisäer aufgegangnen, noch mit den Essenern aus dem öffentlichen Leben geschiedenen Chassidim gebildet hatte, durch die Maßregel bedeutend. Eine Volkszählung war schon in Davids Zeit als ein Gott verhaßtes Vornehmen betrachtet worden. Steuern aber sollten nach dem Gesetz nur dem Tempel und am wenigsten den Heiden entrichtet werden. An die Spitze der Partei, welche diese Sätze dem anbefohlenen Census gegenüber geltend machte, und welche überhaupt den letzten Kampf gegen die Römer vorzubereiten begann, traten Judas aus Gamala am See Genezareth und der Pharisäer Sadduk. Dieselben gingen mit ihrem Programm ganz auf die älteste politische Gestalt der Nation zurück und lehrten, Gott allein sei der König Israels, das Gesetz die einzige Richtschnur gerechten Lebens, einen Menschen als Herrscher anzuerkennen, Sünde, die römische Schatzung Zeichen der Sklaverei, das höchste mit Verachtung aller andern Besitzthümer zu erringende Gut die Freiheit. Die Partei wurde allmählig zur Hetärie, die den Grundsatz auf ihre Fahne schrieb: „zu eifern für das Gesetz und das Leben zu wagen für den Bund der Väter“, und die davon den Namen der Zeloten oder Eiferer erhielt. Sie waren vorzüglich stark in Galiläa verbreitet, machten aber schon zu Jesu Zeit auch in Jerusalem viel von sich reden und waren später die letzten Kämpfer auf den Trümmern der heiligen Stadt. Wer zu ihnen trat, verpflichtete sich zu jeglicher Aufopferung für den von der Sekte angestrebten Zweck. Wer demselben entgegenhandelte, verfiel der Vehme, deren Urtheile die Häupter der Verschwörung sprachen. In ihren Zielen den Pharisäern ähnlich, unterschieden sich die Eiferer von diesen durch größere Folgerichtigkeit und tieferen Ernst des Wollens, durch aufrichtige Verachtung der Welt und zähe Festigkeit in Leiden und Gefahren. Ihr Verhalten dem Feind gegenüber war das der Sekte des Alten vom

Berge, ihre Geringschätzung qualvollen Todes die des Indianers am Marterpfahl. Die Gluth ihres Strebens, die Starrheit und Hartnäckigkeit ihres Sinnes wird durch nichts in der Geschichte überboten. Welcher Selbstverleugnung sie fähig waren, zeigen zahlreiche Beispiele aus den letzten Kriegen: die Vertheidigung Jotapatas und die grauenvolle Scene in der Cisterne, in die sich Josephus mit den letzten vierzig der Besatzung verborgen, die unter Schrecknissen, furchtbarer als sie die kühnste Phantasie erfinden könnte, fortgesetzte Behauptung der Tempel- und der Oberstadt Jerusalems und das grausige Nachspiel, welches nach der großen Katastrophe in der Festung Masada stattfand. Die dort Eingeschlossnen wählten zehn aus ihrer Mitte, die alle übrigen und zuletzt einander selbst tödteten. Die Zahl der Todten, Weiber und Kinder eingerechnet, betrug neunhundertundsechzig. Ein ferneres sehr charakteristisches Beispiel werden wir sogleich bei Betrachtung der Ereignisse unter dem Statthalter Pilatus sehen.

Selbstverständlich beherrschten die Eiferer in der letzten Zeit alle Parteien, da keine so starken Geistes als sie war. Als Hauptfeinde mußten ihnen die Sadducäer mit ihrem Kosmopolitismus erscheinen, aber auch mit dem Scheineifer der Pharisäer konnten sie nicht gemeinsame Sache machen, und in der That wurden sie bald deren bitterste Feinde. Sie haben den Untergang der Nation zu einem plötzlichen und gewaltsamen gemacht, aber sie haben bewirkt, daß er ein ehrenvoller war. Ohne sie wäre das Volk allmählig auch nach seiner Religion in die heidnische Welt aufgegangen. Ein vollkommen unverständiger Fanatismus, ein rein tollkühnes Ankämpfen gegen ein Unüberwindliches wäre ihr Unternehmen, dem römischen Koloß den Handschuh hinzuwerfen, nur dann gewesen, wenn sie völlig auf die eigne Kraft gebaut hätten. Aber sie konnten auf Hilfe von Aegypten und Adiabene rechnen, und im Osten war das mächtige Partherreich, das schon einmal in die Geschicke des Landes gegen Roms Willen eingegriffen hatte.

Für die Zeit, wo Judas von Gamala auftrat, war die Partei der Eiferer noch zu schwach, und der Einfluß der Gemäßigten noch zu stark, als daß die Unruhen, welche auf das Gerücht von einer römischen Schatzung ausbrachen, hätten weite Kreise ergreifen und einen allgemeinen Brand entzünden können. Der Hohepriester Joazar mahnte zur Ruhe und Geduld, und nicht ohne Erfolg. Judas wagte mit seinem engern Anhang dennoch den Aufstand und ging dabei unter. Aber seine Lehre pflanzte sich fort, und die Söhne, auf die er seine Gesinnung vererbte, bethätigten dieselbe später als Führer der Partei.

Inzwischen befestigte sich die römische Herrschaft und blieb während der letzten Regierungsjahre des Augustus sowie unter der in den Provinzen ziemlich gerechten Herrschaft des Tiberius trotz einzelner Anstöße zu Bewegungen im Allgemeinen ungestört. Der Friede förderte Handel und Wandel, und die Freunde der Ruhe genossen die Früchte ihrer Bemühungen in behaglichem Wohlstand. Nur die starke Abneigung, welche sich im ganzen Lande gegen die Steuerbeamten kundgab und die Zöllner mit den Sündern zusammenstellte, erinnerte noch laut an den Ingrimm, den die Schatzung hervorgerufen und an die unausrottbare Abneigung der Mehrzahl des Volkes gegen die Herrschaft der Heiden überhaupt.

Von den Statthaltern oder Landpflegern Judäas unter Kaiser Augustus wissen wir, da keine bedeutenden Ereignisse in ihre Verwaltungsperiode fielen, nur wenig. Sie scheinen im Ganzen mild und gerecht regiert und auf die Sitten und Meinungen der Juden nach Möglichkeit Rücksicht genommen zu haben. Der erste war Coponius, ihm folgte Marcus Ambivius diesem Annius Rufus. Unter Coponius erlaubten sich die Samariter eine häßliche Verunreinigung des Tempels in Jerusalem, indem sich einige von ihnen in der Nacht vor dem Paschafest heimlich in das Heiligthum schlichen (dessen Wächter geschlafen zu haben scheinen) und es durch Umherstreuen von Todten-

gebeinen dermaßen entweihten, daß die Festfeier in diesem Jahre ausgesetzt werden mußte — ein Streich, der die Stärke des Hasses erklärt, welcher zu Jesu Zeit diese Schüten des Judenthums verfolgte.

Der dritte Statthalter wurde im Jahre 14 oder 15 nach Christi Geburt abberufen. Ihm folgte Valerius Gratus, der, von dem neuen Kaiser Tiberius eingesetzt, elf Jahre die Verwaltung führte, und von dem nur berichtet wird, daß er sich des Rechts, die Hohenpriester von ihrem Amte zu entfernen, nicht weniger als viermal bediente, während seine drei Vorgänger dasselbe niemals ausgeübt hatten. Der letzte Archiereus, den er einsetzte, war der aus den Evangelien bekannte Kaiphas, dessen eigentlicher Name Joseph war*) und der erst im Jahre 34 n. Chr. seiner Würde entkleidet wurde. Er war Sadducäer und der Schwiegersohn des ebenfalls im Neuen Testament erwähnten Annas oder Chanan, der ebenfalls ziemlich lange die hohenpriesterliche Krone getragen, und der das seltene Glück hatte, daß alle seine fünf Söhne zur Tiara gelangten.

Mit dem fünften Statthalter beginnt die Verschlechterung der römischen Administration. Pontius Pilatus, im Jahre 26 n. Chr. Geb. zum Procurator ernannt, scheint vorzüglich darin gefehlt zu haben, daß er den Charakter und die eigenthümlichen Ansichten des ihm untergebenen Volkes nicht kannte und zu träg und hochfahrend war, sich mit ihnen bekannt zu machen. Im übrigen trifft ihn der Vorwurf der Habsucht, der später die meisten der römischen Procuratoren in Judäa in noch höherm Maße befleckte. Philos Schilderung von seinem Charakter läßt

*) Kaiphas oder Kajapha war nur sein Nebenname, der wohl, wie bei Petrus (der eigentlich Simeon oder Schim'on hieß) eine Charaktereigenthümlichkeit bezeichnete. Noch jetzt sind unter Türken und Arabern solche im spätern Leben erfolgende Namengebungen im Gebrauch, und der Name Sureyah, den der gegenwärtige Pascha von Jerusalem führt, ist ihm erst während seiner Thätigkeit in den Kanzleien Stambuls gegeben worden.

sich mit dem, was Josephus von ihm erzählt, ziemlich vereinigen, wogegen er in der Passionsgeschichte der Evangelien in anderer Art auftritt. Nach Philo wäre er ein starrer und grausamer Landvogt gewesen; nach den Evangelien müssen wir ihn — die Stelle ausgenommen, wo es von ihm heißt, er habe im Tempel Galiläer umbringen lassen und (ein emphatischer Ausdruck) „deren Blut mit ihren Opfern gemischt" — als schwachen, unentschlossenen Mann auffassen.

„Eines Tages," erzählt Philo, „machte man ihm Vorstellungen; aber da dieser Mensch ein heftiges und hartnäckiges Temperament besaß, so wollte er nicht darauf hören. Da rief man ihm mit Nachdruck zu: Laß ab, zum Aufstand und zum Krieg zu reizen, höre auf, den Frieden unmöglich zu machen. Tiberius will, daß unsre Gesetze geachtet werden sollen, hast du aber einen neuen Verhaltsbefehl oder einen neuen Brief, so setze uns davon in Kenntniß und wir wollen ohne Verzug eine Gesandtschaft nach Rom schicken." Diese Einsprache gegen sein Verfahren reizte den Statthalter nur noch mehr; denn „er fürchtete, daß man, wenn im Ernst eine Gesandtschaft abginge, sein ganzes Verhalten während seiner Amtsführung, die Käuflichkeit seiner Urtheile, seine Mißhandlungen, seine Raubsucht, seine Plackereien und Beleidigungen, die Hinschlachtung einer Menge von Menschen ohne gerichtliche Verurtheilung enthüllen werde."

Enthalten diese Worte Philos keine Uebertreibung, so wird sich diese dunkle Seite der Natur des Statthalters wol erst in der letzten Zeit seiner Verwaltung entwickelt haben. Anfangs scheint er sich nur der Nichtbeachtung gewisser Vorurtheile der Juden, die bisher geschont worden waren, schuldig gemacht zu haben. Dahin gehört, daß er die Abneigung der Eiferer, in Jerusalems Mauern Bilder lebender Wesen zu sehen, die bereits unter Herodes Verschwörungen und Aufstände veranlaßt, nicht kannte oder nicht berücksichtigte.

„Als der Statthalter Pilatus," so berichtet Josephus aus der Zeit kurz vor Jesu Auftreten, „sein Kriegsvolk von Sa-

maria nach Jerusalem ins Winterlager führte, brachte er, der jüdischen Religion entgegen, die Feldzeichen, an denen sich die Brustbilder des Kaisers befanden, in die Stadt, da doch das Gesetz uns verbietet, Bilder zu haben, weshalb auch die frühern Statthalter andere Feldzeichen, die nicht mit dergleichen Bildern verziert waren, bei ihrem Einzug in die Stadt geführt hatten. Pilatus war der erste, der Bilder dieser Art ohne Wissen des Volks — denn der Einzug fand während der Nacht statt — nach Jerusalem bringen und daselbst aufrichten ließ. Als die Bürger dies gewahr wurden, liefen sie in hellen Haufen nach Caesarea (Pilatus war also nicht in Person bei jener Truppe) und baten ihn dort mehre Tage ganz unterthänig, die Bilder an einen andern Ort zu senden. Pilatus aber war durchaus nicht geneigt, nachzugeben, da, wie er sagte, die Ehre des Kaisers darunter litte. Als die Juden aber nicht nachließen, gebot er am sechsten Tage seinen Richterstuhl auf dem Rennplatz aufzustellen (setzte er sich in statthalterliche Positur) ließ sich darauf nieder und befahl zugleich seine Soldaten zu bewaffnen und in Hinterhalt zu legen. Da nun die Juden von neuem mit ihrem Anliegen kamen, gab er dem Kriegsvolke ein Zeichen, daß sie jene umstellten und sie umzubringen drohten, falls sie nicht ruhig heimkehrten. Allein dieselben warfen sich zu Boden, streckten ihre Hälse hin und erklärten, lieber den Tod erleiden, als etwas wider ihr Gesetz thun zu wollen. Da verwunderte sich Pilatus über ihre Beständigkeit in Beobachtung des Gesetzes und ließ die Bilder von Jerusalem nach Caesarea schaffen."

Die Juden, welche hier eine so hartnäckige Ausdauer und eine so kühne Verachtung der Todesfahr entwickelten, waren sicher vorzüglich Angehörige der Zelotensekte. Die Kaiserbilder und Adler aber genossen unter den Soldaten allerdings schon damals abgöttische Verehrung, und da das Herkommen solche Embleme von der heiligen Stadt fern zu halten gebot, so waren die Bittsteller in der That zu ihrem Verlangen berechtigt.

Uebler lief ein anderer Versuch, dem Statthalter Opposition

zu machen, ab, der freilich weniger Berechtigung hatte und überdies von Tumult und Beleidigung des Procurators begleitet war, und den Josephus folgendermaßen erzählt:

„Darnach unterfing sich Pilatus von dem heiligen Geld (dem Tempelschatz) eine Wasserleitung zu bauen, um das Wasser zweihundert Stadien weit nach Jerusalem zu führen. Das Volk aber wollte dies durchaus nicht dulden und rottete sich häufig zusammen und rief ihm zu, von seinem Vorhaben abzustehen. Einige tasteten ihn mit ehrenrührigen Worten an, wie es bei ungehaltnen Volksmassen zu geschehen pflegt. Da ließ er viele seiner Soldaten jüdische Kleider anziehen, Knittel unter dieselben verbergen und sich an einen Ort begeben, von wo sie die Juden leicht umringen konnten. Sobald dies bewerkstelligt war, gebot er den Juden sich zurückzuziehen. Da jedoch das Volk von neuem zu schimpfen nnd zu tumultuiren begann, gab er seinen Soldaten das verabredete Zeichen, worauf diese ärger, als ihnen befohlen, zuschlugen und ohne Unterschied die Aufrührer und die, welche sich ruhig verhalten, niedermachten. Demungeachtet fuhren jene hartnäckig fort zu lärmen, so daß ihrer viele als Unbewaffnete von den Bewaffneten getödtet und die Uebrigen verwundet heimgetrieben wurden. Darauf wurde der Aufruhr gestillt.

Die Wasserleitung war eine nützliche Unternehmung, die, da sie auch dem viel Wasser brauchenden Tempel zu Gute kam, sehr wohl aus dem Tempelärar bestritten werden konnte. Aber die Juden wollten nun einmal kein Hineingreifen unheiliger Hände in den heiligen Säckel. Daß die Eiferer wieder die Unruhestifter waren, wird ebenso sicher sein, als daß sich an dem Tumult vorzüglich die Hefe des Volkes betheiligte. Ein Vergleich der Erzählung mit der vorigen zeigt letzteres deutlich. Die Scene der blutigen Schlägerei wird der Platz vor dem Prätorium gewesen sein, wo die Statthalter während ihrer Anwesenheit in Jerusalem residirten, und welches sich bei oder in der Burg Antonia, also vor dem Nordthor des Tempel-

platzes befand. Wäre die bei Josephus auf diese Mittheilung unmittelbar folgende Notiz von dem Auftreten und der Hinrichtung Jesu auch nur in der Beschränkung, die ihr Ewald anweist, echt (was nicht zu erweisen ist), so hätte der Aufruhr kurz vor der Zeit, in welcher Jesus sich von Galiläa nach Jerusalem begab, stattgefunden, und vielleicht wären dann bei demselben, den man sich dann bis in die Vorhöfe des Tempels fortgesetzt zu denken hätte, auch jene Galiläer umgekommen, „deren Blut Pilatus mit ihren Opfern mischte."

Noch schärfer verfuhr Pilatus bei einem spätern Vorfall, und da er hier gegen die gutrömisch gesinnten Samariter rücksichtslos verfuhr, so möchte man annehmen, daß sich seine Willkür mit der Zeit allerdings bis zur Unerträglichkeit gesteigert habe, eine Ansicht, die dadurch Bestätigung erhält, daß er auf die Klagen des Volks hin abgesetzt und zur Verantwortung an den kaiserlichen Hof gesandt wurde.

Im Jahr 36 n. Chr., also jedenfalls geraume Zeit nach dem Tode Jesu, wurde es in Samaria unruhig, indem hier ein Betrüger, der sich beim Volke einzuschmeicheln suchte, den Leuten vorspiegelte, er wisse den Ort auf dem Berge Garizim, wo Moses (der beiläufig nach der Bibel nie dorthin gekommen ist) einst die heiligen Geräthschaften vergraben habe, und es seien diese von ihm wiedergefunden worden. Die Samariter glaubten ihm, und da sie an diese Reliquien die Hoffnung auf Wiederaufrichtung ihres Gottesdienstes knüpfen mochten, so versammelten sich ihrer eine Menge in dem Flecken Thirataba am Fuß des Berges, verstärkte sich hier durch weiteren Zuzug und schickte sich an, die Wallfahrt nach dem Berge anzutreten. Aber Pilatus kam ihnen zuvor besetzte den Weg mit Fußvolk und Reiterei und lieferte dem Haufen, der aller Wahrscheinlichkeit nach bewaffnet war und, wie aus dem Folgenden erhellt, auch andere Zwecke als religiöse verfolgte, eine förmliche Schlacht, in der viele erschlagen, die andern zerstreut wurden. Von den Gefangenen ließ der Statthalter die vornehmsten hinrichten.

„Nachdem dieser Auflauf gestillt war,“ fährt Josephus fort, „schickte der samaritanische Aeltestenrath Abgesandte an Vitellius, den Statthalter in Syrien (den nächsten Vorgesetzten des Procurators von Judäa) und ließ ihm sagen, daß man nicht deshalb zusammengekommen sei, weil man sich gegen Rom aufzulehnen vorgehabt, sondern lediglich, um sich gegen die Gewaltthätigkeiten des Pilatus Sicherheit zu verschaffen. Darauf ordnete Vitellius seinen Freund Marcellus zur Verwaltung des jüdischen Landes ab. Dem Pilatus aber gebot er, sich nach Rom zu verfügen, und sich dort vor dem Kaiser wegen dieser Klagen zu verantworten. So mußte Pilatus auf den Befehl des Vitellius das Land Judäa verlassen, nachdem er die Regierung desselben zehn Jahre hindurch geführt hatte.“

Ehe er in die Kaiserstadt gelangte, starb Tiberius. Welcher Art die letzten Schicksale des abgesetzten Statthalters waren, wissen wir mit Sicherheit nicht. Doch ist es möglich, daß Eusebius die Wahrheit berichtet, wenn er sagt, Cajus, der Nachfolger des Tiberius, habe ihn in die Verbannung nach Gallien geschickt, und dort sei er bald darauf durch Selbstmord gefallen.

Wir haben im Vorstehenden einen wesentlichen Theil der Bedingungen und Verhältnisse betrachtet, unter denen das Christenthum in die Welt trat. Es war eine Zeit zwischen zwei großen Kriegen, voll Erinnerungen und Nachwehen des ersteren, voll Gährung auf den zweiten hin, der den Juden als geschlossener Nation ein Ende machte. Es war ferner eine Zeit der Mischung der Völker, des Herüberwirkens römischer und griechischer Bildung in den Orient und des Hinüberwirkens morgenländischer Sitte, Lebensanschauung und Religion nach Rom und Hellas. Das jüdische Volk wehrte sich mit der ihm eigenen Zähigkeit gegen die Macht, die ihm ans Leben wollte. Viele verbissen sich, andere verzweifelten und flüchteten zu Gott in die Wüste, andere wieder klammerten sich an äußerliche Satzungen oder hofften auf das Wunder eines Messias. Einige von denen, die in die Einöde gegangen waren, sahen durch die

eitle Scheinwelt, zu der ihnen das Vaterland geworden, ein Himmelreich sich nähern. Die vornehme Classe war großentheils von Skepsis ergriffen. Die Hohenpriester hatten in weiten Kreisen alle Achtung verscherzt. Dagegen regte sichs noch lebendig in den untern Classen. Die Armen und Niedrigen, sich ihres Werths dunkel bewußt, drängten empor und suchten nur nach dem Führer. Der Stolz des Volkes war tief verletzt und bei vielen gedemüthigt. Es waren Zustände, die sich in einigen Beziehungen mit den Zuständen Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege, in andern mit denen Polens vor seinen Theilungen und nach denselben vergleichen lassen, nur geschärft durch morgenländisches Schwanken zwischen absoluter Erschlaffung und höchster Erregung, sowie durch den Druck des Egoismus Roms.

Ueber Jesus selbst zu sprechen, ist hier nicht die Absicht. Es galt nur die Sphäre zu zeigen, in der er aufwuchs und wirkte. Auch über seine unmittelbare Umgebung, die Jünger und deren Wirksamkeit reden wir, so weit nicht im Vorhergehenden indirect von ihnen geredet ist, nicht. Nur mag erwähnt werden, daß die hervorragendsten der Apostel bis zu einem gewissen Maß Typen der damaligen Parteirichtungen sind: Petrus in manchen Zügen ein Bild des jüdischen Eiferers, Johannes ein Essener, Paulus ein Pharisäer. Die wunderbaren Erscheinungen, welche den Aufgang der neuen Botschaft vom Heil begleiteten, Visionen und Hallucinationen wie die Auferstehung und Himmelfahrt, Beredsamkeit Unmündiger, Reden in Zungen u. a. begleiten die Entstehung jeder Religion, ja fast jeder pietistischen Sekte. Das Wunder, daß aus dem hochmüthigsten der Völker die demüthigste der Religionen hervorging, erklärt sich unter anderm daraus, daß die Protestanten aller Zeiten nur Extrem gegen Extrem stellten. Das größte Wunder ist trotz der Ausbreitung des Rebstocks Israels über die ganze Heidenwelt und trotz der Sehnsucht dieser Welt nach neuen Göttern die rasche Unterwerfung der herrschenden, dem Christenthum ihrem innersten Wesen nach völlig fremden Mächte.

eitle Scheinwelt, zu der ihnen das Vaterland geworden, ein Himmelreich sich nähern. Die vornehme Classe war großentheils von Skepsis ergriffen. Die Hohenpriester hatten in weiten Kreisen alle Achtung verscherzt. Dagegen regte sichs noch lebendig in den untern Classen. Die Armen und Niedrigen, sich ihres Werths dunkel bewußt, drängten empor und suchten nur nach dem Führer. Der Stolz des Volkes war tief verletzt und bei vielen gedemüthigt. Es waren Zustände, die sich in einigen Beziehungen mit den Zuständen Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege, in andern mit denen Polens vor seinen Theilungen und nach denselben vergleichen lassen, nur geschärft durch morgenländisches Schwanken zwischen absoluter Erschlaffung und höchster Erregung, sowie durch den Druck des Egoismus Roms.

Ueber Jesus selbst zu sprechen, ist hier nicht die Absicht. Es galt nur die Sphäre zu zeigen, in der er aufwuchs und wirkte. Auch über seine unmittelbare Umgebung, die Jünger und deren Wirksamkeit reden wir, so weit nicht im Vorhergehenden indirect von ihnen geredet ist, nicht. Nur mag erwähnt werden, daß die hervorragendsten der Apostel bis zu einem gewissen Maß Typen der damaligen Parteirichtungen sind: Petrus in manchen Zügen ein Bild des jüdischen Eiferers, Johannes ein Essener, Paulus ein Pharisäer. Die wunderbaren Erscheinungen, welche den Aufgang der neuen Botschaft vom Heil begleiteten, Visionen und Hallucinationen wie die Auferstehung und Himmelfahrt, Beredsamkeit Unmündiger, Reden in Zungen u. a. begleiten die Entstehung jeder Religion, ja fast jeder pietistischen Sekte. Das Wunder, daß aus dem hochmüthigsten der Völker die demüthigste der Religionen hervorging, erklärt sich unter anderm daraus, daß die Protestanten aller Zeiten nur Extrem gegen Extrem stellten. Das größte Wunder ist trotz der Ausbreitung des Rebstocks Israels über die ganze Heidenwelt und trotz der Sehnsucht dieser Welt nach neuen Göttern die rasche Unterwerfung der herrschenden, dem Christenthum ihrem innersten Wesen nach völlig fremden Mächte.